P.o.germ. 1952 k-4

Xerokopieren aus konservatorischen Gründen nicht erlaubt
Nur im Lesesaal b

<366272013300018

Bayer. Staatsbibliothek S

Ludwig der Vierzehnte.

Vierter Band.

Neue belletristische Werke
sehr beliebter deutscher Schriftsteller
aus dem Verlage von **Otto Janke** in **Berlin**,
welche durch jede Buchhandlung zu beziehen und in jeder guten Leihbibliothek vorräthig zu finden sind:

Scheurlin, Georg, Der Scharfrichter von Rothenburg. Erzählung. Geh. 20 Sgr.

Schönau, H. von, Cavalier und Jüdin. Roman. 2 Bde. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Schröter, Carl, Ilka. Eine ungarische Dorfgeschichte. Geh. 1 Thlr.

Schweichel, Robert, In den preußischen Hinterwäldern. Roman. 3 Bde Geh. 20 Sgr.

See, Gustav vom, Geheimnisse des Glückes: Roman. 4 Bde. Geh. 6 Thlr.

Silberstein, August, Der Hallodri. Eine Dorfgeschichte aus Oesterreich. Geh. 1 Thlr.

Smidt, Heinrich, Ein Berliner Matrose. See-Roman. 2 Bände. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Spielhagen, Friedrich, Gesammelte Werke. 12 Bände. Geh. 4 Thlr.

Spielhagen, Friedrich, Hans und Grete. Eine Dorfgeschichte. Zweite Auflage. Geh 1 Thlr.

Spielhagen, Friedrich, In Reih' und Glied. Roman. 5 Bände. Geh. 6 Thlr. 22½ Sgr.

Spielhagen, Friedrich, In Reih' und Glied. Roman. Zweite wohlfeile Ausgabe. 3 Bde. Geh. 3 Thlr.

Spielhagen, Friedr., Unter Tannen. Zwei Novellen. Geh. 2 Thlr. 10 Sgr.
Inhalt: Der Vergnügungs-Commissar.
Die schönen Amerikanerinnen.

Stahl, Arthur, Die Tochter der Alhambra. Historischer Roman. 3 Bände Geh. 2 Thlr.

Steffens, Feodor, Die Schulgefährten. Bilder aus der „bösen Welt" 2 Bde. Geh. 2 Thlr.

Steffens, Feodor, Künstlerstreben und Alltagsleben. Roman. 3 Bde. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.

Wachenhusen, Hans, Der Mann in Eisen. Roman. Geh. 1 Thlr. 15 Sgr

Ludwig der Vierzehnte

oder

Die Komödie des Lebens.

Roman

von

A. E. Brachvogel.

Vierter Band.

Landwirthsch. Lehrbibliothek Schöppinitz

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Berlin, 1870.
Druck und Verlag von Otto Janke.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Capitel.

„Toujours maintenu!“

Seitdem in Frankreich Könige geherrscht, war die Hofetiquette, die Würde der Kirche, die Achtung vor dem höchsten Gerichtshofe der Monarchie noch nie so beleidigt und zu so offenbarer Erniedrigung gezwungen worden, als in dem Augenblicke, wo Ludwig das Kind Molière's selbst über die Taufe hielt. Derselbe Herrscher, welcher mit Herzögen und Prinzen nur hinter den Schranken des goldenen Gitters sprach, der ein Ceremoniell eingeführt hatte, welches demjenigen des Hofes zu Peking an Peinlichkeit wenig nachgab, hatte einem Komödianten das große Entrée du Louvre gestattet und ihn empfangen wie einen außerordentlichen Gesandten in Mitte des gesammten Hofstaats! Die Königin, die Hofwürdenträger waren außer sich. Selbst befreundete Cavaliere, welche dem Dichter für die erlittenen Kränkungen gern eine Genugthuung gönnten, tadelten ein solches Uebermaaß von Huld. Der König hatte dem Adel in's Gesicht

geschlagen, im Erzbischofe die gesammte Geistlichkeit von Paris gedemüthigt, und durch Hinzuziehung Lamoignons der Jurisdiction des Parlaments in einer hochpeinlichen Sache vorgegriffen. Nachdem der Souverain Molière's Kind und seine Ehe mit Armanden für legitim erklärt hatte, war ein Proceß gegen den Dichter auf Grund von Montfleury's Anklage unmöglich geworden. Diese stolze Bevorzugung war für die Zeugen aber um so mehr eine Beleidigung, als man Madelaines wie Armandes früheres Leben leider genau genug kannte und wußte, daß Letztere ein Kind der Liebe sei und Molière immerhin, wenn auch später, zu den Anbetern seiner Schwiegermutter gehört hatte. Diesem konnte also mindestens der Vorwurf gemacht werden, daß es ihm zwar nicht an Edelsinn und Tiefe, sicher aber an Würde und Charakterstärke Frauen gegenüber gebrach. Diese üble Stimmung seiner Umgebung fühlte Ludwig denn auch augenblicklich aus dem Benehmen seines Hofes heraus, aber was kümmerte ihn das Urtheil Anderer? Dafür war er Despot und seine Großmuth selbst war ein Gewaltact. Er wollte ein für alle Mal die Gegner seines Günstlings niederschlagen, den genialen Mann, welchen boshafte Intriguen bis an die Grenze des Wahnsinns und Lebensüberdrusses gebracht hatten, retten um jeden Preis und er wählte hierzu das wirksamste Mittel.

Als er nun nach der Taufe das Kind wieder Armanden übergab, hatte er ihr zugeflüstert: „Wir haben Ihnen die verlorene Reputation wiederhergestellt, Madame, machen Sie sich jetzt derselben würdig. Sollte das Geringste verlauten, Sie hätten abermals Treue und Verehrung Ihrem Gatten gegenüber vergessen, dann wandern Sie — in die Salpetrière!“ Indem er Molièren darauf die Hand zum Kusse reichte, entließ er ihn mit den laut ausgesprochenen Worten: „Wir gestatten Ihnen, den Scheinheiligen aufzuführen. Doch ändern Sie den Titel und lassen Sie Alles weg, was beleidigen, verstimmen, ja selbst mißverstanden werden könnte.“ —

Molière's todtkrankes Herz war geheilt. Wenn jetzt seine Gegner ihn auch noch mehr haßten, sie fürchteten ihn wenigstens doch ebenso sehr. Montfleury besonders zitterte, denn auf Grund des Geschehenen konnte der von ihm Gekränkte eine Verleumdungs- und Injurienklage anstrengen, die schwerlich zu des Pamphletisten Gunsten entschieden worden wäre. Zum Glück schwieg Molière, er war nicht rachsüchtig. Armande hingegen hatte nicht nur einen heilsamen Schrecken von der Taufe heimgebracht, sondern auch eine weit größere Hochachtung für ihren Mann und sich selber. Sie legte ihrem Leichtsinn schärfere Zügel an und hatte Vernunft genug, ihre Reize fortan nur auf der Bühne glänzen zu lassen. Jetzt endlich erfreute den Poeten

der volle, ungetrübte Sonnenschein des Glückes und der Zufriedenheit, der alte Jugendfrohsinn seines Wanderlebens wieder. Während er in Auteuil sich körperlich erholte, schrieb er den hochkomischen: „Arzt wider Willen“ und für die Versailler Feste zwei Schäferspiele. Im Laufe des Winters hingegen änderte er streng nach dem Befehle seines königlichen Beschützers den vielgeschmähten Tartüffe. — —

Bei Hofe herrschte inzwischen drückende Schwüle, Alles athmete Krieg. Die Verhandlungen hatten ihn zwar hingehalten, aber nur desto gewisser gemacht und die Höfe Europas täuschten sich nicht mehr über Ludwig's Absichten. Spanien, zumal der deutsche Kaiser, obwohl diesen die Ungarn hart bedrängten, pochten indeß auf ihre alten seit Carl V. und Philipp II. wohlgeschulten, weltberühmten Kriegsheere und Flotten und bezweifelten das Talent eines Condé und Turenne, da man in der Fronde diesen Feldherren mit ziemlichen Glücke doch die Stirn geboten, auf der Fasaneninsel deshalb auch sehr günstige Friedensbedingungen erhalten hatte. Dies stolze Selbstvertrauen der Gegner kannte man in Versailles und war über ihre Stärke wie Schwäche, über Alles, was an den Höfen von Spanien, Deutschland und England vorging, genau unterrichtet. Louvois hatte ja längst alle französischen Tanz-, Sprach- und Fechtmeister, welche stehender Modeartikel des übrigen Europa geworden waren, als

Spione bei den Höfen und der hohen Aristokratie des Auslandes in Sold genommen und solchergestalt über seine Gegner ein Netz von Abenteurern ausgebreitet, welche die Gastfreundschaft mißbrauchten, um ihre Ernährer an das Cabinet von Versailles zu verrathen. Das Ausland vergaß leider, daß seit der Fronde ein neues Frankreich durch Colbert geschaffen sei und in ihm eine neue, centralisirende, alle Kräfte einende Gewalt, die absolute Monarchie, das persönliche Regiment, von dessen Wirkungen man noch keinen Begriff hatte. —

Ende April 1667 brach Ludwig XIV. plötzlich alle Verhandlungen ab. Die Befehle zum Vormarsch erfolgten blitzschnell und von seinem militairischen Gefolge, der Prinzessin Anna und Herzogin La Valière begleitet, ging er zum Heere, Racine und Boileau, zu Historiographen von Frankreich ernannt, wurden mitgenommen; man sah, der König wollte um jeden Preis Sieger sein. Er überfiel Lothringen, dessen Herzog Carl III. sich sofort für ihn erklären und ihm seine Streitkräfte überlassen mußte, dann ging es nach Flandern, in die spanischen Niederlande hinein. Turenne nahm Oudenarde, Douay, Courtray und Tournay fielen durch Condé, Marschall Aumont rückte nach, und Ende Juli stand schon der König vor Lille, um diese Festung durch Vauban's neue Belagerungskunst zu bezwingen.

Ein panischer Schrecken erfaßte Europa. Die Welt lernte begreifen, was ein aus der Blüthe des Landes selbst erschaffenes mächtiges Heer, geleitet von einem Willen, geführt von geistvollen Feldherren und verschwenderisch ausgerüstet mit den besten Waffen, kurz, was ein Stoß von 200,000 Mann Kerntruppen auszurichten vermöge. Man lernte zum ersten Male den Angriff zahlreicher Musquetierregimenter und Dragonerschwadronen fürchten, sah, was die Granate für ein verheerendes Geschoß in der Hand todesmuthiger Werfer werde, und wessen die Belagerungskunst fähig sei. Entsetzen herrschte, wo nur die Lilien erschienen, und Holland empfand zu spät, daß Ludwig ihm ein gefährlicher Verbündeter sei, der Carl II. von England nur bedrohte, um denselben in seinen abhängigen Freund zu verwandeln, aber ihn ernstlich nicht zu schädigen wünschte. Die Generalstaaten suchten deshalb, obwohl Sieger, sich mit England zu vergleichen, um nur nicht im Norden und Süden zugleich den Krieg zu haben. —

Als an einem Juliabende die Nachricht Paris erreichte: Flandern und das Hennegau sei erobert, Brabant werde bedroht, erfaßte das ruhmesdurstige Volk ein wilder Taumel der Freude. Zu Versailles in den Gemächern der Königin hingegen herrschte äußerste Bestürzung. Theresa überließ sich in ihrem Gemach den heftigsten Klagen, ja ließ sich kaum bewegen, die Damen Montespan und Grancini vor zu lassen.

„Was wollt Ihr?“ rief sie ihnen zu. „Eine Frau sehen, die den Thaten ihres Gemahles flucht? Eine Königin, die am Bette ihres Sohnes über den Raub weinen muß, durch den sein Erbe vergrößert wird?!“

„Wir hoffen,“ entgegnete die Marschallin, „eine Fürstin zu sehen, die sich durch Verzweiflung nicht der Möglichkeit beraubt, ihr Interesse wahrzunehmen.“

„Die Scarron ist von Paris gekommen,“ fuhr die Montespan fort, „und hat Briefe aus Lothringen, wie den Grafen d'Effiat mitgebracht. Es ist von äußerster Wichtigkeit, zu hören, welchen Entschluß man daselbst gefaßt hat.“

„Vielleicht könnte man das Schlimmste durch einen klugen Vorschlag abwenden, welchen Don Comares nach Madrid brächte?“

„Von Ew. Majestät ausgegangen, dürfte derselbe in Madrid rasches und sicheres Gehör finden!“

„Muthet Uns Alles zu,“ erwiderte die Königin heftig, „aber nicht der Beraubung Unseres Hauses selbst zuzustimmen. Welch' andere Nachricht kann aus Lothringen kommen, als daß Herzog Carl an uns zum ehrlosen Verräther wurde?“

„Was wir bereits wissen,“ bemerkte die Montespan etwas spöttisch, „braucht die Scarron uns allerdings nicht erst zu sagen, Majestät. Ihre Anwesenheit muß also einen anderen Grund haben.“

„Sie war übrigens Ew. Majestät immer auf's Innigste ergeben," fuhr die Grancini fort, „dazu ist sie streng religiös. In so schlimmer Zeit sollte man seine Freunde zusammenhalten!"

Theresa hatte mit stummem Zorn und quälender Rathlosigkeit die Damen angehört. „Wenn nur Jeder immer auch treu wäre, der fromm zu sein scheint," erwiderte sie endlich bitter, „dann wäre die Scarron gewiß die unschätzbarste Frau von der Welt. Laßt sie kommen. — Was will der Graf hier?"

„D'Effiat wird warten, ob Ew. Majestät nicht etwa Aufträge für ihn an Ihre fernen Freunde hat."

„Wir werden seine Dienste kaum beanspruchen. — Diese Scarron, Ihre gute Freundin, meine Damen, scheint sich gern mit dem Nimbus des Geheimnisses zu umgeben!" —

Die Hofdamen antworteten nicht. Die Marschallin öffnete das Vorzimmer, Wittwe Scarron trat ein und verbeugte sich.

„Ihr schwarzes Gewand, meine Liebe," begann Theresa, „paßt zu der Trauerbotschaft, die Sie Uns zweifellos bringen!"

„Ich komme nicht, um die Trübsal Ew. Majestät durch Hiobsposten zu vermehren," erwiderte Françoise. „Ich habe nichts Schlimmeres erfahren, als Sie bereits wissen und —"

„Nichts Schlimmeres? Das glauben Wir wohl!

Wir möchten wissen, was Uns noch Schlimmeres treffen könnte?“

„Etwa, daß Amsterdam genommen und Holland bis an die deutsche Grenze französisch sei, daß der König sich gegen den Rhein wende, um den Niederelsaß und die Franche-Comté mit der Pfalz wegzunehmen!“

„Fügen Sie doch gleich Wien und Madrid dazu?! — Bis es so weit kommt, dürften sich doch wohl Mächte finden, die Sr. Majestät Halt gebieten!“

„Ludwig's erstes Stillestehn würde eine halbe Niederlage, die erste verlorene Schlacht ein Sturz von der Siegeshöhe dieses zweiten Alexanders sein. Sie sehen also, Majestät,“ sagte lächelnd die Scarron, „daß in jedem Unglück immer noch ein Schimmer von Glück liegt.“

„In diesem Sinne also wären Wir noch immer sehr glücklich, haha!“

Die Scarron richtete einen strengen Blick auf die leidenschaftliche Königin. „Glücklich ist stets, wer glaubt!! Wir pflegen unser Unglück gern Andern aufzubürden und vergessen, daß in uns selbst seine eigentliche Quelle zu suchen ist!!“

„Es schickt sich wirklich, daß in einem solchen Augenblick die Wittwe Paul Scarron's Uns Moral predigt!“

„Wird etwa die Moral in meinem Munde schlechter, weil meine Person unbedeutend ist, Majestät? Ihnen

stehen jetzt nicht so viele Tröstungen zu Gebot, daß Sie meinen Rath verschmähen sollten, weil er vielleicht nicht ohne Vorwurf ist. Der Edelste und Höchste kann sich täuschen, dafür aber ist der Schmerz da, ihn seine Irrthümer erkennen zu lassen, damit das Glück wiederkehre. Meine Niedrigkeit gerade giebt mir den Muth, offen zu sein, wo Andere durch Furcht vor Ungnade abgehalten werden, wahr zu sein."

„Sehr erbaulich. Und dies sagen Sie Uns in einem Tone, als seien Sie die Königin und Wir etwa die Wittwe Scarron!"

Françoise lächelte und erwiderte: „Vielleicht würden Ew. Majestät jetzt glücklicher sein, wenn Dem so wäre! Haben Ew. Majestät nun die Gnade, meine Mittheilungen anzuhören?" —

Theresa war gewiß so stolz, wie eine Spanierin von königlichem Blut nur sein konnte, aber viel zu beschränkt, um nicht von dem Geist einer Frau eingeschüchtert zu werden, die ihr längst imponirt hatte und welche um viele ihrer geheimen Pläne und Wünsche wußte. Die Königin schlug die Augen nieder und stimmte ihren Ton herab. „Lassen Sie Ihre Mittheilungen hören."

„Eine Stütze des Hauses Habsburg und Spaniens, Frankreichs alter Gegner, Papst Alexander VII. ist todt; der Cardinalsecretair Giulio Rospigliosi ging als Clemens IX. aus dem Conclave hervor!!" —

Die Königin erhob erschrocken beide Arme. „Alexander, Unseres Vaters vertrautester Freund, todt? Unmöglich! Und Rospigliosi sein Nachfolger? — Den kennen Wir, er ist schwach und wird dem Könige um so mehr nachgeben, je siegreicher derselbe ist. — Nein, Wir mögen das nicht glauben.“

„Bald wird es der Welt bekannt sein. Es wäre wenigstens gut, Ew. Majestät handelten so, als ob Sie es glaubten. Meine Nachricht ist sicher, sie kommt vom Pater-General der Jesuiten selbst.“

Theresa sah die Scarron durchdringend an und lächelte. „Was für mächtige Beziehungen Sie haben, man sollte Ihnen das nicht ansehen. — Es ist kaum zu glauben, daß das Haupt eines Ordens, dessen Macht über die Erde ausgebreitet ist, eine arme Wittwe in Paris zu seiner Vertrauten machen wird.“

„Die Großen können niemals die Macht — der Kleinen begreifen, obwohl diese es sind, durch welche Jene sich auf ihrer Höhe erhalten! Lassen Sie uns lieber wieder auf die Politik kommen, Majestät. Da ist ein Brief aus Lothringen vom Herzog Carl. Es wird gerathen sein, daß er, sobald Sie den Inhalt kennen, in das Escurial befördert wird. Ein alter Bekannter, der in der Dunkelstunde zu Paris ankam, um Mitternacht aber nach Wien weiter reist, hat ihn gebracht.“

„Der Brief ist nicht an Uns. Er ist erbrochen und ohne Couvert.“

„Er kam an den Ordens-Provinzial von Mittelfrankreich, die Adresse wurde deshalb verbrannt.“

„Diese Vorsicht läßt Wichtiges vermuthen. Wer ist der Ueberbringer?“

„Chevalier Lorraine, des Herzogs Feldhauptmann, welcher seit dem Einmarsch der königlichen Truppen in Lothringen sich in Carl's Nähe verborgen hielt.“

„Lorraine?! — Ist dieser Mensch wahnsinnig, sich nach Paris zu wagen?!“ —

„Eine Dominikanerkutte und die Tonsur machen ihn unkenntlich. Er reist nur Nachts unter besonderem, geistlichem Schutz und wird Straßburg bald erreicht haben.“

Theresa war außerordentlich erregt. „Sie kennen also dieses Schreiben. Was bringt es Uns?“

„Es schildert kurz den jähen Ueberfall, welchen der König in des Herzogs Land machte; Unterwerfung und Bundesgenossenschaft war die einzige Rettung. Der König nahm des Lothringers Kriegsvolk mit sich und reihte es seinen Corps ein, gestattete dem Herzog aber neue Werbungen, damit derselbe sich möglicherweise gegen ein heranziehendes kaiserliches Corps decken könne. Von Haß gegen Ludwig und dem Wunsche nach Rache erfüllt, will Carl III. sich Spanien und dem Kaiser anschließen und hat bereits mit den

Führern seiner Truppen, lauter ergebenen Leuten, seinen Plan gemacht. Es fehlt ihm indeß Geld und er verlangt, daß baldmöglichst ein deutsches Reichsheer am Rhein erscheint, während eine spanische Hülfstruppe zur Landung in Ostende schreite. Der König würde so, in seinem Siegeslaufe aufgehalten, sich nach zwei Seiten wenden müssen."

Die Königin erhob sich. „Vortrefflich! Dann aber fiele der Herzog ihm in die Flanke! — Wenn inzwischen die Besiegten jedoch Frieden schließen?"

„Ohne Spanien gewiß nicht. König Ludwig wird nicht eher Frieden gewähren, bis die spanischen Niederlande sein sind. Würde er aber zu einem andern Frieden gezwungen, würde dieser doch bald gebrochen werden und es gäbe nur einen neuen, schwereren Kampf, bei dem sich ganz Europa gegen ihn in Waffen erheben dürfte!"

„Sehr wahr! Mein Gott, es kann ja auch so nicht bleiben; man muß nur nicht verzagen!"

„Das meine ich auch, Majestät. Senden Sie gnädigst diesen Brief alsbald nach Madrid, eine Abschrift davon durch Lorraine nach Wien, und lassen Sie es von hier aus an Nichts fehlen, was des Lothringer's Treue zu Oesterreich stärken kann. Vor Allem aber ist nöthig, daß Sie Ihre Politik gegen den König, Ihren Gemahl, ändern."

„Wie das?" —

„Wären Sie den ruhigen, vorsichtigen Weg fortgegangen, welchen Sie mit Alciden's Zauberring einzuschlagen begannen, Sie wären jetzt weiter!“

„Hätten Wir etwa den Krieg durch den Sturz der La Valière verhindert? Die Dame Orleans ist ja die Parze, die diesen teuflischen Plan gesponnen hat.“

„Sie wird daran zu Grunde gehen, so gewiß ich vor Ihnen stehe! — Ihre eigene Leidenschaftlichkeit beim Tode Ihres königlichen Vaters, Majestät, hat leider dem Könige über Ihre Gefühle die Augen geöffnet. Er weiß, was er nie hätte wissen sollen, daß es eine spanisch-österreichische Partei an seinem Hofe giebt, deren Haupt Sie sind, und die mit Rom enge zusammen hängt! Wie kann eine Frau sich nur den Schein geben, die Feindin ihres — Gatten zu sein? Sie brachten sich damit in eine falsche Lage, erregten Argwohn, wo sie Vertrauen gewinnen mußten, und machten es dadurch unmöglich, statt der gedankenlosen La Valière eine Gegnerin der Prinzessin Anna gegenüber zu stellen, welche, Ihnen ergeben, mit der Energie ihres Willens wie durch ihre Reize den König beherrschen und sein Ohr besseren Rathschlägen öffnen konnte. Was Sie verhindern wollten, haben Sie nur beschleunigt und mit dem steigenden Kriegsruhme wird Anna von Orleans' Macht nur unerschütterlicher befestigt!“

„Wie sollen Wir aber das ändern?“ fragte Theresa verlegen. „Wer, Scarron, gab Ihnen nur die Kraft und den Geist, so zu Uns zu sprechen?!“

Als Antwort zog die Wittwe aus dem Busenschlitze ihres Kleides ein kleines goldenes Kreuz, dessen vier Spitzen jede in einen kleinen Demant endeten. „Der Glaube!“ sagte sie fest, trat auf Theresa zu und deutete auf einen Sinnspruch in der Mitte des Kleinods — „Toujours maintenu!“ rief sie und ihre Augen leuchteten seltsam. „Immer behauptet soll dieses Zeichen werden, selbst gegen das eigene Herz! Es ist mein einziges Kleinod aus der Erbschaft der d'Aubigny's, welches ich als arme Waise trug, als die Frau des verachteten Literaten, und — welches ich bis an den Tod gegen jede Gewalt behaupten werde! Handeln Sie nach meinem Rathe, den Blick auf dieses eine Ziel gewendet, dann wird Ludwig, und wenn er die Welt eroberte, dennoch einst zu Ihren Füßen liegen! — Befehlen Sie also, daß Versailles sogleich illuminirt wird! Fertigen Sie die Briefe nach Wien und Madrid ab, vor allen Dingen aber senden Sie Ihre Glückwünsche zum Siege an Se. Majestät. D'Effiat kann sie überbringen und über Nancy zurückreisen, wo er Carl von Lothringen sprechen mag. Lassen Sie aber eine leise Friedenshoffnung in die Gratulation einfließen, damit dem Könige die Wandlung Ihrer Gefühle nicht gar zu rasch erscheint; kommt er dann

zurück, seien Sie die liebende, von seinem Siegesruhm beglückte Gattin. Das Andere bringt die Zukunft!"

„Ist das der Rath des Ordensprovinzials?"

„Der Provinzial hat mir zu gehorchen," sagte lächelnd Françoise, „nicht mir Weisungen zu ertheilen. Das thut der Pater-General in Rom. Er befiehlt mir auch, Sie zu benachrichtigen, daß der kaiserliche Doppeladler bald am Rhein erscheinen wird."

„Ueber welche Macht gebieten Sie aber denn?!" —

„Toujours maintenu!" Dabei deutete die Scarron lächelnd auf das Kreuz. „Ueber die, welche sich ewig behauptet!"

„So müßte man Sie ja Madame de Maintenance nennen," erwiderte die Königin heiterer.

„Wie Ew. Majestät befehlen." — — Damit war diese Audienz zu Ende. —

Gegen 10 Uhr Abends eilte Wittwe Scarron, so schnell ihre Pferde laufen konnten, nach Paris zurück, neben ihr im Wagen saß d'Effiat. Versailles' Fenster strahlten in hellem Schimmer und der Cavalier sagte lachend:

„Ist es nicht ein lustiger Gedanke, daß der König hier so viel Terrain verliert, als er auswärts erobert? Wenn er wiederkommt, wird er vielleicht finden, es wäre besser gewesen, er wäre gar nicht fortgegangen. Carl von Lothringen kann übrigens mit Dem, was ich ihm bringe, zufrieden sein!"

„Ich bin keine Freundin lustiger Gedanken," erwiderte die Wittwe kurz. —

Schon um Mitternacht verließ d'Effiat das Haus in der Straße Tixeranderie und ritt gen Norden. Ein Dominikaner schlich etwas später fort, zum Thore St. Martin, wo ihn ein Wagen erwartete. Er fuhr gen Osten dem Rheine zu. Am nächsten Morgen folgte Pater Le Tellier in einer Kutsche der Richtung d'Effiats, reiste aber langsamer. Brachte der Cavalier dem Könige die heuchlerischen Glückwünsche seiner Gemahlin, so brachte der Jesuit ihm eine Warnung in folgendem Schreiben:

„Sire! — Hüten Sie sich vor dem Herzoge von Lothringen, blicken Sie hinter sich und gen Osten. Der Kaiser wird noch im Winter ein Heer in die Franche-Comté schicken, Chevalier Lorraine aber kam unter Verkleidung hierher und ging dann nach Wien und Rom. Lassen Sie Monseigneur Ihren Bruder nicht aus den Augen und halten Sie fest, was Sie haben! Françoise Scarron."

Die Residenz wurde von der Nachricht aufgeregt, daß am 5. August im Palais royal unter dem Namen „Panulphe der Betrüger" der berüchtigte, vielbegehrte Tartüffe endlich gegeben werden solle, welcher beinahe über der Siegesfreude vergessen war. Molière hatte die Dichtung möglichst zahm gemacht, der Scheinheilige trug kein geistliches Kleid, sondern einen De-

gen, und jegliche Doppelsinnigkeit war beseitigt. — Die Neugier des Publikums war bereits durch die Kämpfe, welche das Stück zu bestehen gehabt, auf's Aeußerste gespannt, aber nicht minder erhitzten sich die Gemüther der Gegner Molière's, und zwar nicht nur die der jesuitischen Clique, welche im Tartüffe ihr Abbild sahen, sondern auch viele andere, sonst respectable Leute, welche Gründe zu haben glaubten, sich von Molière beleidigt zu fühlen. Diese aber waren die gefährlichsten Feinde des Dichters. — Präsident Lamoignon wie der Erzbischof von Paris, zwei Männer von Ehre, standen in allgemeiner Achtung und überdem in einer so hohen Stellung, daß sie schwerlich geneigt sein konnten, bei einem Stadtscandale Partei zu ergreifen; leider war der Tartüffe aber, seit Ludwig die kleine Esprit-Madelaine über die Taufe gehalten hatte, mehr als ein Skandal, er war das Schlagwort der politischen, sozialen und — sittlichen Opposition gegen den Hof geworden. Eine Menge rechtschaffener Leute erblickten in Ludwig's Verfahren nur die That einer autokratischen Gewalt, der das Gesetz nichts gilt, und Jansenisten wie Klerikale vereinten sich mit der spanischen Hofpartei, um gegen Molière's Stück ihre Gesinnung durch eine heftige Demonstration zu erkennen zu geben. Im festen Glauben, das Stück müsse fallen, erschienen sie Alle bei der Aufführung und Präsident Lamoignon, der in Abwesenheit des Königs Ver-

treter der Regierungsgewalt zu Paris war, paradirte, zwei Huissiers hinter sich, in voller Amtstracht in der ersten Loge. Tartüffe hatte indeß beispiellosen Erfolg. Die tiefe, unerbittliche Wahrheit ließ sich selbst durch die bewirkte Abschwächung nicht verkümmern und hielt ihren Einzug in die jauchzenden Herzen. Des Volkes richtiger Blick vergaß die Irrthümer, welche man dem Dichter vorwarf, sah nur sein kühnes Werk und seine Leiden und reichte ihm zum Aerger seiner Feinde die Siegespalme. Lamoignon sah diesen Triumph und sein Amtsstolz empörte sich. Wenn der König that, was er glaubte thun zu dürfen, so that Lamoignon auch, was er glaubte thun zu müssen. Als sich das Stück zu Ende neigte, schickte er einen Huissier an Molière und verließ das Haus.

Der Vorhang war unter endlosem Jubel gefallen, man rief Molière, Thorillère, der den Panulphe gegeben hatte, Armande, Madelaine und alle Mitwirkenden mit stürmischer Dankbarkeit heraus.

„Ich habe dem verehrten Publikum anzuzeigen," sprach Molière, feierlich vortretend, „daß der scheinheilige Betrüger nicht mehr gegeben wird. Der Herr Präsident Lamoignon will nicht, daß man ihn spiele!"

Das Haus erbebte von einem Aufschrei der Wuth und der Vorhang fiel. —

Am folgenden Tage erschien der Dichter im

Hause Lamoignon's, ließ sich melden und ward mit kalter Würde empfangen.

„Herr Präsident, ich bin Ihrem Befehle nachgekommen. Der „Betrüger" wird vor der Hand nicht mehr gegeben, obwohl Se. Majestät das Stück nach den befohlenen Veränderungen erlaubt hat. Ich kann mir nicht denken, daß der vornehmste Wahrer des Rechts im Lande aus persönlichem Uebelwollen dies Verbot erließ, sondern muß annehmen, daß ihn wichtige Gründe zu diesem Verfahren nöthigten. Ich bitte darum, mir dieselben mitzutheilen, damit sich meine Thätigkeit künftig danach richten kann."

„Ich hätte nicht nöthig, Ihnen, mein Herr, diese Gründe auseinander zu setzen, es genügt, daß dies Stück die Gemüther empört und die Leidenschaften gegen die Religion in schamloser Weise aufregt! Kann ich aber leider auch Ihre Person, Ihren Lebenswandel so wenig achten, wie den Tartüffe, so schätze ich doch Ihre Begabung hoch genug, um Ihnen die Gründe meines Verbots zu nennen, indem ich bedaure, daß Sie das große Talent, welches Sie den Menschenfeind und die Precieusen schreiben ließ, auf solche Art mißbrauchten. Zuerst aber beantworten Sie mir eine Frage. Hat Ihnen Se. Majestät unter der Bedingung gewisser Aenderungen überhaupt die Aufführung des Tartüffe erlaubt, oder erst, als er das Stück bereits in der jetzigen Form kannte?"

Molière lächelte spöttisch. „Wenn auch ein Präsident des hohen Parlaments nichts Besseres zu thun hat, als einen armen Theaterdichter zu verfolgen, um sich dafür zu rächen, daß er Taufzeuge bei seinem Kinde sein mußte, so ist es doch begreiflich, daß, nachdem Se. Majestät im Allgemeinen die Art angegeben hat, wie der Tartüffe zu ändern sei, Er nicht noch die Lectüre desselben in einer so aufgeregten Zeit vornehmen konnte.“

„Sehr wohl. Da Se. Majestät dies nicht that, Niemand also wissen kann, ob die Bedingungen erfüllt sind, unter denen die hohe Genehmigung ertheilt wurde, so hätten Sie des Königs Rückkehr erst abwarten müssen. Sie haben sich aber gerade Sr. Majestät — Abwesenheit zu Nutze gemacht, um das Opus bei dem Publikum einzuschmuggeln. Der Augenschein gestern Abend und der Beifall des Pöbels haben mich nun überzeugt, daß die gemachten Veränderungen nicht von der Art sind, wie sie Se. Majestät wünschen kann.“

„Herr Präsident, wenn Sie sich zum Censor des Königs machen, so habe ich nichts weiter zu erwidern. Mich tröstet aber der Umstand, daß Ihr hoher Name seit gestern so mit dem Tartüffe verknüpft ward, daß Ihr Ruhm für immer gesichert ist!“ Mit einer komischen Verbeugung ließ der Dichter den verblüfften Präsidenten allein. — —

La Grange und Thorillère reisten eine Woche darauf mit dem Manuscript des „Panulphe“ und einer Bittschrift Molières nach Lille in's Lager; es war wohl die erste Schauspielergesandtschaft, welche je an einen König abgeschickt wurde. Das Theater des Palais royal aber wurde auf 50 Tage geschlossen, denn 6 Tage, nachdem der Tartüffe auf die Bühne gebracht war, wurde derselbe mittelst öffentlichen Erlasses durch den Erzbischof von Paris als „heidnisch und verdammungswürdig“ verboten und Jeglicher mit Kirchenbann oder schwerer Buße bedroht, der ihn aufführen, anhören, ansehen, lesen oder verbreiten werde. Das hatte nur noch gefehlt, um die allgemeine Stimmung gegen Parlament und Clerisei vollends aufzuregen und der Gedankenfreiheit immer mehr Anhänger zu gewinnen. Eine anonyme Vertheidigungsschrift: „Lettre sur la comédie de l'Imposteur“ fand daher reißenden Absatz. —

Mit seiner Bittschrift kam Molière zu Lille indeß schlecht an. Der König hatte Anderes zu thun, als jetzt an ihn zu denken, und die Schauspieler wurden mit dem Bemerken heimgeschickt: der Dichter müsse sich bis zur Rückkehr Sr. Majestät gedulden. In der That, der Friedensschluß, welcher zwischen Ludwig, den Engländern, Holländern und Dänen zu Breda vollzogen werden sollte, nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Wohl war er Sieger und

hielt nach dem Rathe der Scarron, was er einmal hatte, fest, doch war es klar, daß dieser Friede mehr noch seinen Gegnern, als ihm zu Gute kam und man durchaus auch Spanien in denselben einschließen wollte, nur um Ludwig's Heere von den Grenzen Brabants wieder zu entfernen. Wollte er nicht einen verdächtigen Schein der Raubsucht auf sich laden, nicht alle Welt gegen sich in Waffen rufen, bevor der wichtigste Theil seiner Pläne ausgeführt war, so mußte er mit den drei nordischen Seemächten Frieden schließen und Spanien scheinbar einen Waffenstillstand bewilligen, nur um es hinzuhalten und Zeit zu gewinnen. Was die Scarron ihm geschrieben hatte, gestattete keinen Aufschub, der Friede zu Breda kam also zu Stande und die Marschälle Turenne und Crecy, seinen Bruder Philipp von Orleans, die Prinzessin Anna und Herzogin Valière in den eroberten Provinzen zurücklassend, zog Ludwig mit Aumont und Condé, von seinem Volke bejubelt, in der Residenz ein. — Ohne seine Damen in Paris zu erscheinen, hatte der König besondere Gründe. Philipp von Orleans war nämlich aus diesem ersten Feldzuge als furchtloser und einsichtiger Soldat hervorgegangen, der die volle Liebe seiner Truppen genoß. Er hatte dadurch ein Gefühl der Eifersucht bei Ludwig erweckt, welcher selbst nur ein Paradesoldat war und sich gewöhnlich erst auf dem Schlachtfelde

zeigte, wenn der Sieg bereits entschieden war. Die verdienten Auszeichnungen, welche Ludwig seinem Bruder für seine Waffenthaten bei Duedenarde hatte zu Theil werden lassen müssen, nahm Philipp zwar mit der gehörigen Ehrerbietung, aber zugleich mit einer Kälte und trockenen Zurückhaltung hin, die jeden Schimmer von Herzlichkeit ausschloß, sein Benehmen gegen Prinzessin Anna, seine Gemahlin, war ebenfalls so fremd und verletzend, daß er kaum den Anstand bewahrte, und so ward Ludwigs Verdacht rege. Hatte Philipp persönliches Ansehn und einen Namen nur gewonnen, um ihn etwa fühlen zu lassen, was er werth war? Hatten etwa jene ehrgeizigen Pläne, die einst Anna von Oesterreich in dem leichtfertig eitlen Jünglinge erweckt, welche durch das wüste Leben unter seinen Günstlingen aber erstickt worden, nun in dem gereiften Manne neue Gestalt und eine gefährlichere Kraft gewonnen, seitdem er seinem Degen zu vertrauen gelernt hatte? — Der sehr verständliche Wink der Scarron, noch andere Nachrichten, ja seine eigenen Beobachtungen beunruhigten den königlichen Sieger. — Dem Herzoge von Lothringen war nicht zu trauen, die Tücke des alten Frondeurs regte sich in ihm; England war unzuverlässig und mußte erst gewonnen werden. Holland hatte durch den Frieden Zeit und neue Kraft zum Widerstande erlangt, die habsburgische Partei in Deutschland wie Spanien war

thätiger als je, und Ludwig fühlte zu sehr, daß Philipps Groll nicht so grundlos war, um denselben nicht für fähig zu halten, Rache an seinem glücklichen Nebenbuhler bei Anna zu nehmen, wenn derselbe auch sein Bruder und König war. Prinzessin Orleans, die Vertraute der königlichen Pläne, welche tiefen politischen Blick mit scharfer Beobachtungsgabe verband, mußte deshalb bei ihrem Gemahl zurückbleiben, mit ihr die La Valière, deren der König ziemlich überdrüssig geworden war. Bei ihnen ließ er auch Feuillade und Herzog von Lauzun. Ersterer wie Marschall Turenne hatten sehr gemessene und geheime Befehle für alle Fälle, die etwa unvorhergesehen eintreten mochten. —

Die Lage Anna's war eine überaus schwierige und unangenehme. Hätte sie unsichtbar mit dem Könige in Paris einziehen und gewahren können, was sich daheim begab, sie hätte ihre Stellung sogar für verzweifelt gehalten. Ludwig war ihr auf's Feurigste zwar ergeben, hatte aber ein Geheimniß vor ihr, eins, dessen er sich schämte. Diese begreifliche, doch unselige Scham aber wurde Anna's, wie sein eigenes, und später auch Frankreichs Verderben. — Er hatte ihr nämlich nicht gestehen wollen, daß die Wittwe Scarron seine Spionin bei der spanischen Hofpartei und den Pariser Coterien sei, daß er derselben die wichtigsten Mittheilungen verdanke, und sie seit jener

Zeit schon, wo Anna den Handschuh in seinem Zimmer gelassen hatte und Roquette's Andacht von der Ninon belauscht worden, bei ihm eines Einflusses sich erfreute, der ihm zwar selbst oft lächerlich und seiner Würde widerstreitend vorkam, dessen Gewalt er sich aber nicht zu entziehen vermochte. Hätte er der Prinzessin dies sonderbare Verhältniß verrathen, sie hätte mit sicherem weiblichen Takte sofort die furchtbarste ihrer Gegnerinnen erkannt, durch ein paar kluge Schachzüge dieselbe ohnmächtig gemacht und wahrscheinlich eine andere, glücklichere Lebensstellung dadurch gewonnen. Die Scham, nach seiner offenen Erklärung von Anna ausgelacht zu werden, der hochmüthige Stolz, nicht zu gestehen, eine Person, welche bei der Aristokratie gebettelt hatte, zu seiner politischen Zuträgerin erhoben zu haben, die Furcht, Anna könne gar von jener ersten Audienz der Scarron erfahren haben, deren Zeuge einst Colbert gewesen war, schlossen des Königs Lippen und ließen die Prinzessin blind gegen ihre schlimmste Gefahr.

In Flandern hatte Anna indeß genug zu thun. Niemand kannte nämlich die persönlichen Schwächen Carls II. von England, seine Politik, den Einfluß seines Bruders Jacob, Herzogs von York und seiner Umgebung so genau wie sie, und sie arbeitete mit unermüdlicher Ausdauer daran, ihren Bruder für Frankreich zu gewinnen und von den übrigen Unter-

zeichnern des Friedens zu trennen. Arlington und die übrigen Minister waren bereits bestochen, Carl schon halb und halb bereit, Holland und den protestantischen Nordwesten Europas für eine hohe, immerwährende Subsidie, welche ihn vom Parlament unabhängig machen sollte, den Plänen Ludwigs zu opfern, ohne sich an den Tractat von Breda zu kehren. Während die geheimen schriftlichen Erörterungen zwischen ihm und seiner Schwester hin und her gingen, bemühte sich die Letztere zugleich, wenigstens äußerlich freundlichere Beziehungen zu ihrem Gemahl herzustellen, welchen höher zu achten, ja mit einem gewissen Stolz zu betrachten, sie nach seinem Benehmen im Kriege sich nicht enthalten konnte. Sie wurde aber schroff zurückgewiesen und mußte bemerken, daß der Prinz alsbald sich entfernte, sobald sie in der Gesellschaft erschien. — —

Dem Könige inzwischen war wie einem orientalischen Despoten nach dem Feldzuge Alles in Paris zu Füßen gefallen. Theresa, ihre innersten Gedanken verbergend, hatte ihn wie einen Halbgott empfangen, dessen Thaten Alles überstrahlten, und betrachtete den Waffenstillstand mit Spanien bereits wie einen Friedensschluß. Wußte sie doch, daß die verschiedensten Hebel in Bewegung gesetzt seien, um dem Thatendurst und der Länderbegier des Königs einen Dämpfer aufzusetzen, und jetzt, wo Ludwig ohne

die Herzoginnen von Orleans und Valière gekommen war, sah die spanisch-österreichische Partei die Bahn frei, um gegen ihn alle Verführungskünste spielen zu lassen. Theresa befolgte somit auf das Pünktlichste den Rath der frommen Scarron, schob die feurige Montespan geflissentlich in den Vordergrund und ahnte nicht, daß diese Intrigue schließlich der Wittwe des Possenschreibers zu Gute kommen werde.

Wie gut diese Frau Alles berechnet hatte, um die Ereignisse nach ihren Zwecken zu leiten, so daß gewissermaßen Alles auf ganz natürlichem Wege zu erfolgen schien, was ihre List veranlaßte, zeigte sich, als der König sie gleich in den ersten Tagen rufen und von Maramet in dasselbe Foyer im Schweizerhofe bringen ließ, das sie mit Molière einst betreten hatte.

Ludwig stand, als sie in sein Cabinet trat, ihre verschiedenen Briefe in der Hand, sinnend an seinem Arbeitstisch. Fast drohend blickte er sie an.

„Sie haben Uns bisher manche gute Nachricht gegeben, und treffen Ihre letzten bedeutsamen Winke ein, sind Wir Ihnen unzweifelhaft außerordentlich verpflichtet, aber dennoch können wir Uns eines tiefen Mißtrauens, geradezu gesagt — Widerwillens gegen Ihre Person nicht erwehren!“

„Ich finde das sehr natürlich, Sire, und danke Ihnen für diese Offenheit.“

„Für eine so höchst fromme Dame beschäftigen Sie sich in allzu weltlichem Eifer mit der Politik; wie kommt das?"

„Den Wunsch, das Reich Gottes auf Erden wieder aufzurichten, Sire, kann man — auch politisch nennen. Es ist eben die Politik des Himmels!"

„Sie lieben die Paradoxen. — In Ihren Berichten vermögen Wir indeß keine göttliche Politik zu entdecken, und wenn Sie sich zur Spionin bei der Umgebung Unserer Gemahlin machten, um Uns zu dienen, Sie also Diejenigen hintergingen, welche Ihnen vertrauten, so sind Sie eine Heuchlerin und Scheinheilige, auf die Molière's Tartüffe paßt. Wir mögen solche Leute nicht!"

Die Wittwe Scarron trat dicht vor den König und ihr Auge ruhte fragend auf ihm. „Soll ich Ihnen denn etwas gelten, Sire? Ist es einem großen Könige denn nicht gleichgültig, ob ein Geschöpf wie ich heuchelt, betrügt, fromm oder scheinheilig ist, sobald es ihm nur ehrlich dient? Wollen Sie mich etwa so eitel machen, zu glauben, an — meiner Tugend, meiner Ehre läge Ihnen Etwas?!"

Ludwig erröthete leicht und wendete sich ab, verschiedene Papiere bei Seite schiebend.

„Diese geheimnißvolle Sprache," rief er ärgerlich, „paßt nicht für Sie! Sollen Wir zu den Diensten Jemandes Vertrauen haben, müssen Wir ihn

achten und er Uns so respectabel erscheinen, daß Wir seine guten Absichten nicht bezweifeln können! Das Alles trifft bei Ihnen nicht zu, denn Sie sind eine Schleicherin, die versteckte Pläne hinter einer frommen Larve verbirgt!"

„Wenn Sie auch kein Vertrauen zu mir haben, Sire, ja sogar Widerwillen gegen mich, was schadet das? Ob ich Ihnen zu rechter Zeit recht diene, ob sich die Dinge so verhalten, wie ich sie Ihnen anzeige, darum allein handelt es sich ja und täusche ich Sie, — so bestrafen Sie mich! Haben nicht Alle, welche Ihnen dienen, ihre besonderen Absichten? Ist, was Königin Theresa, Prinzessin Anna, was Colbert und Turenne wollen, nur das Streben, Ihnen ohne jede Selbstsucht, ohne alle Nebengedanken zu nützen? — Wenn ich eine kluge Frau wäre, der ihr eigenes Wohl Alles gilt, weshalb triebe ich denn dies gefahrvolle, entwürdigende Geschäft, mein Ohr für Sie allerorten offen zu halten? Durch Ew. Majestät Gnade vermag ich bis an mein Ende ohne Sorge zu leben, warum könnte ich denn die Welt nicht ihren Gang gehen lassen? Wenn meine geringfügigen Dienste Ihre Pläne fördern, fällt denn damit auch nur der schwächste Strahl von der Sonne Ihres Ruhmes auf die einsame Frau, die keine andere Aussicht hat, als das Grab?!"

Der König schritt auf und ab und zupfte ver-

legen an seinem Kleide. „Diese Entsagung stimmt wenig zu der Prophezeihung, mit der Sie Uns an dem Tage beehrten, als Molière Sie Uns vorstellte.“

„Die also Ew. Majestät noch nicht vergessen hat? Nun, entweder bin ich eine närrische Träumerin, die Ihnen vermöge einer fixen Idee sclavisch ergeben ist, oder an dieser Prophezeihung ist Etwas und ihre Erfüllung im göttlichen Willen begründet. Dann können wir Beide eben Nichts dagegen thun und Ihr Mißtrauen, Ihre Antipathie wird höchstens ein Mittel mehr sein, sie wahr zu machen. In beiden Fällen ist meine unwandelbare Ergebenheit für Sie berechtigt.“

„Genug davon, lassen Sie Uns zur Sache kommen, Wir haben Uns schon zu lange bei Ihrer Person aufgehalten!“

Die Scarron lächelte. „Das meine ich selbst, Majestät!“

„Daß Ihre Nachrichten aus den Zimmern Ihro Majestät der Königin kommen, ist selbstverständlich; ob sie aber nicht mehr die Herzenswünsche derselben und die Aeußerungen ihrer Umgebung verrathen, als durch Thatsachen begründet sind, ist doch erst zu beweisen! Aus welcher Quelle ging Ihnen denn die sichere Kunde zu, daß eine kaiserliche Armee in Burgund erwartet werde und Carl von Lothrin-

gen auf Verrath sinnt? Es müssen darüber doch Schriftstücke existiren, die Ihnen oder Ihren Berichterstattern zugänglich waren?“

„Wenn ich Ihr Königliches Wort erhalte, daß Sie meine Eröffnungen zwar benutzen, dieselben aber Niemand, wer es auch sei, entgelten lassen, sie selbst den Personen Ihres höchsten Vertrauens verschweigen wollen —?“

„Das versteht sich von selbst. Wir werden Uns nicht die fernere Quelle Ihrer Mittheilungen dadurch verstopfen, daß Wir Sie oder sonst Jemand verrathen!“

„Nun wohl, die Marquise de Montespan machte mir diese Eröffnungen. Ihre Schwärmerei für Ew. Majestät konnte den Gedanken nicht ertragen, Sie in Gefahr schweben und, von den Plänen der eigenen Gemahlin umstrickt, von Ihrem Ruhm etwas verlieren zu sehen. Sie theilte mir mit, daß ein Brief des Herzogs von Lothringen gekommen sei, der mit Spanien und dem Kaiser gemeinsame Sache machen wolle, sie habe diesen Brief, sowie die Abschrift eines Briefes des Jesuitengenerals zu Rom mit eigenen Augen im Cabinet der Königin gesehen, welcher die baldige Ankunft des kaiserlichen Heeres Ihrer Majestät der Königin anzeigte.“

„Wo blieb das Original?“ —

„Es ward nach Madrid und eine Copie durch

Lorraine nach Wien geschickt. D'Effiat ward darauf mit der Gratulation an Ew. Majestät, — zugleich aber auch nach — Lothringen mit Zusicherungen baldiger Hülfe und Geld gesendet."

„Abscheulich! — Wie kann man zu den Papieren kommen, ohne sich vor der Zeit zu verrathen?"

„Ich dachte schon daran und überredete die Marquise deshalb, sich entweder in den Besitz der Papiere selbst, oder doch genauer Abschriften zu setzen. Die Montespan, welcher die Königin unbedingt traut, sträubte sich anfangs dagegen, ihre Gönnerin zu hintergehen, gab aber meinen Gründen endlich nach und — befindet sich im Besitz der Abschriften. Sie ist durch den Zauberring Alcinens so an Ew. Majestät gekettet, daß es nicht vieler Ueberredung bedürfen wird, um zu erfahren, was Ihre Feinde wollen."

Ludwig lachte leicht vor sich hin. — „Wir werden es bald erfahren! — Haben Sie Anzeichen, ob der Schurke Lorraine selbst in Versailles war?"

„Das war er nicht. Er war bei mir in meiner Wohnung."

Ludwig fuhr auf. — „Bei Ihnen? Lorraine war bei Ihnen?"

„Gewiß! Er übergab mir des Herzogs von Lothringen Brief, den ich nach Versailles überbrachte. — Sie vergessen, Sire, daß ich bei der Königin als

eine Rom ganz ergebene Frau gelte, ich der spanisch-österreichischen Partei gewisse Dienste leisten muß, um mir ihr Vertrauen zu erhalten. Verhindern kann ich ja doch nicht, was man gegen Sie beabsichtigt, ich befördere es also, aber setze Sie dafür in den Stand, Allem zuvor zu kommen!"

„Sie sind eine gefährliche Intriguantin, die durch ihre Frömmigkeit sich nicht eben gebunden fühlt!"

„Geleitet von ihr werde ich! Geleitet von einem Plane, der eben so erhaben, wie beseeligend ist. Ja, Sire, Sie sollen Spanien und den Rhein, sollen die Niederlande und Holland erobern und der größte Monarch der Erde werden. Sie sollen Ihre Hand über England und das zerklüftete Deutschland ausstrecken, denn das ist Gottes Wille! Und warum? — Weil Sie, Sire, die wahre Kirche allein wieder aufrichten sollen und der Lebensbaum Petri, der in Italien und Spanien verdorrte, in Deutschland vom Unkraut der Ketzerlehre erstickt wurde, in Ihrem Frankreich neue Wurzeln schlagen, von da aus seine Aeste über die gesammte Menschenwelt breiten wird! Sie werden Ludwig des Heiligen Ebenbild sein!!" Damit zog die Scarron das Kreuz aus ihrem Busen. „Daran, Sire, will ich fest glauben, ja sterbend diese Hoffnung noch behaupten!! Toujours maintenu! Der Wahlspruch meiner Jugend soll einst

auf Frankreichs Fahnen stehen, was liegt an mir dann!“

„Will's Gott, so soll es sein!“ rief Ludwig schwärmerisch. „Bei diesem Kreuze schwören Wir es, Sie sollen Uns damit mahnen dürfen, wenn Wir nicht Wort halten!!“

„Das werde ich, denn ich habe meiner Seele Heil an diese Sache gesetzt, mein Dienst bei Ihnen ist ein Gottesdienst! Sie sind Gottes Schwert und Schild, sind seine Sonne und Ihr Glanz ist auch die Fackel meines armen Lebens!“

Sie verbeugte sich tief. Ihr Auge leuchtete, ihr Busen hob sich, ihre Stirn glühte, als sie hinausschritt. —

„Bei allen Heiligen, ein wunderbares Weib!“ murmelte Ludwig. „Nur zu phantastisch, zu phantastisch!!“ — —

Zwei Wochen später erhielten Turenne und Orleans Befehl, in Lothringen einzurücken. Aumont und Servien de St. Roche aber, die Franche-Comté und das Elsaß wegzunehmen. Die Rolle des' heiligen Ludwig behagte Sr. Majestät! —

Zweites Capittl.

Du haſt's gewollt, Dandin!

In Molière's Angelegenheiten hatte ſich ſeit dem Verbot des Tartüffe ſelbſt nach Rückkehr des Königs nichts geändert. Indem er die Erledigung ſeiner Bittſchrift ruhig abwartete, eröffnete er wieder das Palais royal mit einem neuen Characterluſtſpiel, dem „Geizigen," das er aber wegen geringen Beifalls nach der ſiebenten Vorſtellung zurückzog; dazu war er leidender als je. Eine wehmüthige Erinnerung beſſerer Tage wurde ihm jetzt die Rückkehr der Prinzeſſin Marianne Conti. Sie war mit ihren Söhnen in Paris erſchienen, um dieſelben dem Könige zuzuführen und hier ihre Tage zu beſchließen. Ihren Wohnſitz nahm ſie bei den Filles de Marie, ohnweit der Kirche St. Paul, in demſelben Aſyle, das ſchon einmal ihr Frauenleid der Welt verborgen hatte und nun für die Trauer der Wittwe die paſſendſte Zuflucht wurde. Sie verließ das Kloſter nicht mehr und empfing daſelbſt nur ihre Kinder oder Molière, mit dem ſie über die Ver-

gangenheit gern plauderte. Das Leben selbst bot ihr ja keinen Reiz mehr, als den der Erinnerungen.

Der einmal beim Publikum gegen das orthodoxe Pfaffenthum herauf beschworene Widerstand ruhte inzwischen nicht. Man suchte nach jeglichen Angriffswaffen und nahm die geringste Anspielung, welche irgend nur auf das Jesuitenthum gedeutet werden konnte, jubelnd auf; Blaise Pascal's Geist war durch Molière's „Scheinheiligen" in der Masse lebendig geworden. Zugleich machte der alte Tiberio Fiorelli, welcher wieder in Paris erschien, mit einer Farce: „Scaramouche, der Eremit" volle Häuser, ja der Ruf dieses Stückes war so groß geworden, daß der König endlich selbst seine Aufführung vor dem Hofe befahl. In der That, dies Maskenspiel bot das Schärfste und Scandalöseste, was über die Geistlichkeit nur gesagt werden konnte. Es erreichte seine Spitze in der Scene, wo der Einsiedler Scaramouche auf einer Strickleiter den Balkon seiner Schönen erreicht und, oben angelangt, vor dem Publikum andächtig die Hände faltend, sich mit den Worten entschuldigt: „Dies thue ich nur zur Kasteiung meines Fleisches!" —

Der König fuhr auf, sah Condé, der hinter ihm saß, starr an, erhob sich und verließ das Haus.

„Wir möchten doch wissen," sagte er heftig, „warum Diejenigen, welche Molière's Lustspiel so sehr ärgert, kein Wort gegen den Scaramouche sagen?"

„Aus einem sehr guten Grunde! Scaramouche verspottet nur den Himmel und die Religion, Tartüffe aber verspottet — die Herren Geistlichen selbst, und das können sie doch unmöglich dulden.“

Der König senkte nachdenklich das Haupt, aber erwiderte kein Wort. —

War sein Schweigen etwa das Eingeständniß, Molière sei der religiösere, reinere Dichter, oder war es eine stumme Anklage gegen sich selbst? In dieser Art Kasteiung, wie Sacaramouche sie übte, war Ludwig allerdings ein großer Heiliger und hatte das kürzlich erst bei einer Gelegenheit bewiesen, welche mit einem ziemlich unköniglichen Scandal geendet hatte. Seine Majestät war dabei in eine Schlinge gefallen, war das Opfer einer Intrigue geworden, deren fatale Folgen ihn sehr quälten. O, wäre er doch nie ohne seinen Schutzgeist, Prinzessin Anna, wieder an den Hof gekommen! — Wohl hatte die Montespan, eine Frau von leichten Sitten aber starker Willenskraft, nichts versäumt, um Ludwig's Herz zu gewinnen; sicher wäre es ihm jedoch nie eingefallen, ihr außergewöhnliche Galanterieen zu erzeigen und das Impromptu von Alcinen's Zauberinsel fortzuspinnen, hätte die Scarron ihn wegen Lorraine's und d'Effiat's Mission, sowie betreffs der bewußten Schriftstücke, an deren Inhalt ihm so viel lag, nicht an die Marquise gewiesen. Die Montespan war von der schlauen Wittwe bereits in-

struirt und mit den Copieen beider Schriftstücke versehen worden, welche Pater Lachaise geliefert hatte. Ihren Vortheil begreifend, begann nun die Montespan einen Liebesroman, den Se. Majestät sehr theuer bezahlen mußte. Sie lieferte ihm nämlich die Papiere nicht eher aus, als bis er sich mit ihr genug compromittirt hatte, um für ihren erklärten Liebhaber zu gelten. Zugleich verriethen geschäftige Freunde dem Gemahl der Schönen ihre erlangte königliche Gunst, heftige Scenen zwischen beiden Eheleuten erfolgten, der Herr Marquis wollte durchaus nicht einsehen, daß es eine unendliche Ehre für ihn sei, wenn der König die Marquise auszeichne, und in seiner Wuth verlangte er von Ludwig XIV., daß ihm derselbe als Edelmann mit dem Degen Genugthuung gebe. Der arme Marquis wurde sofort verhaftet und in eine entfernte Provinz auf's Land mit dem Bedeuten internirt, daß, falls er nicht schweige und ruhig bleibe wo er sei, man ihm einfach als Majestätsbeleidiger den Proceß machen werde. In so weit war die Sache also beigelegt, aber dem Könige war nicht wohl dabei. Er fühlte, daß er in ein Netz gerathen sei, und konnte sich doch selbst nur die Schuld beimessen. Daß er aber nicht zu derselben Zeit zwei Maitressen wie der Großtürke haben und auch sein vertrauliches Verhältniß mit Anna von Orleans fortsetzen könne, die man im Lande so gut wie die Valière für seine Favoritin

erklärte, sah er eben so gut ein, als daß er die Herzogin von Orleans, welche er anbetete, auf deren Treue und Scharfsinn er vertraute und der er sich so tief verpflichtet fühlte, durch dies neue Verhältniß mit der Montespan nnheilbar kränken müsse. Durch der Marschallin Grancini und anderer schönen Seelen Geschicklichkeit bot sich endlich ein Mittel, das der König mit beiden Händen ergriff und an dessen Gerechtigkeit er glaubte, weil es ihm eben gelegen kam. Herzog von Lauzun war ein Roué in der Art Guiche's und Lorraine's, nur mit dem Unterschiede, daß er nicht ganz so bösartig war. Bereits einmal hatte er des Königs Zorn erweckt, als er den Versuch wagte, gegen dessen Erlaubniß Gastons, des verstorbenen Orleans, einzige Tochter, die Prinzessin Montpensier, welche Wittwe des Marschalls Tarascon war, zu heirathen. Er war deshalb in die Bastille gesteckt, aber endlich wieder freigelassen worden und hatte sogar die nachträgliche Erlaubniß zu dieser Heirath bekommen. Er wurde indeß bald darauf Wittwer und hatte seinen völligen Frieden mit dem Könige durch die Fürsprache der La Valière gemacht. Seitdem spielte Lauzun der Letzteren unterthänigsten Verehrer und sein Ehrgeiz ging dahin, bei Ludwig etwa wie Feuillade in Gunst zu kommen. Er war auch dazu auf dem besten Wege, denn er befand sich in Anna's und der La Valière Umgebung in Flandern. Dame Grancini

hatte aber die Entdeckung gemacht, zwischen ihm und der „Maitresse du Roi" bestehe eine ernstere Intimität. Sie wußte galante Briefchen von früherem Datum beizubringen, kurz — die arme Herzogin von La Valière erhielt wie aus heiterem Himmel den Befehl, sich in ein Kloster zurückzuziehen, Lauzun hingegen, für immer in's Ausland zu gehen. Die Ausführung des Auftrages, Beiden diese Willensmeinung des Königs zu überbringen und den Vollzug zu überwachen, war der Preis, um welchen Herzog Guiche die Freiheit und Ludwig's Verzeihung zurück erlangte. Bei alle Dem blieb die Art, wie Marquise von Montespan sich ihre Stellung erobert hatte, doch eine sehr zweideutige und bot den Spöttern Stoff genug zu allerlei Witzen. Als am 13. Januar 1668 bei Hofe das allegorische Festspiel: „Amphitryo" von Molière gegeben wurde, bezog man die Fabel auf den König und die Montespan, und des heimlichen Gekichers war kein Ende. Die spanische Partei bei Hofe hatte aber doch gesiegt und sollte damit auch über die französische Politik siegen. — —

Auf officiellen Befehl war Turenne mit Philipp von Orleans nach Lothringen gerückt. Ersterer sollte den östlichen Theil, das Vogesenland, besetzen, um das Elsaß und die Freigrafschaft zu überwachen, der Prinz aber Nancy, die Residenz Carl's III., und den Norden im Zaum halten und mit den in den spanischen

Niederlanden zurückgebliebenen Corps der Marschälle Hoquincourt und Crecy in Verbindung bleiben. Es war ein Winterfeldzug, und um den unerwarteten und unfreundlichen Besuch im Harnisch bei seinem unsicheren Bundesgenossen, dem Herzoge von Lothringen, zu entschuldigen, ihm einen milderen Anstrich zu verleihen, hatte Ludwig's scharf ausgesprochener Wille Prinzessin Anna ihrem Gemahl als diplomatische Agentin zur Seite gesetzt und ihm bedeutet, nicht mehr gewisser Zwistigkeiten, sondern allein Frankreichs Ruhm und Ehre eingedenk zu sein. Wohl oder übel, Philipp mußte sich Anna nähern, mit ihr über des Königs Depeschen sprechen und Verhaltungsmaßregeln verabreden, um dem lothringischen Hofe, der nun fast für einen feindlichen galt, sein eheliches Zerwürfniß nicht merken zu lassen. Er fühlte wohl auch, daß der König ihm nicht recht traute, seine Stellung überhaupt etwas schwankend sei, und war überdies nicht mehr der Mann, welcher sein wohlerworbenes militairisches Ansehen seinen persönlichen Gefühlen leicht aufopferte.

Auch Anna war vorsichtiger, besorgter, ahnungsvoller geworden. Bei der Befreiung des Herzogs von Guiche und der La Valière jähem Fall hatte sie die Entdeckung gemacht, daß Lord Jermyns Befürchtung eingetroffen, die verhaßte Montespan wirklich die Geliebte des Königs geworden und mit ihr die feindliche Partei an's Ruder gekommen sei. Wenn Col-

bert auch kein Freund der Kriegspolitik war, zu deren Trägerin Anna sich gemacht hatte, war er doch ein noch größerer Feind der Pfaffenpolitik und des habsburgischen Einflusses und säumte nicht, der Prinzessin heimliche Aufschlüsse in der richtigen Annahme zugehen zu lassen, dieselben würden Anna zu einer entschiedenen Veränderung ihrer eigenen Tactik veranlassen. Das Herz der schönen Orleans war von Bitterkeit erfüllt. Ihr Stolz bäumte sich gegen den Gedanken auf, nur ein Werkzeug dieser Coterie zu sein, für frömmelnde, falsche Weiber sich geopfert, für die Größe eines Königs gearbeitet zu haben, der sie und Alles, was sie ihm gewesen war, ganz zu vergessen schien. Wäre Anna Stuart von weniger energischem Charakter gewesen, sie hätte jetzt dem Uebermaße ihres Schmerzes erliegen müssen. Aber ihr heißes Blut, der alte Trotz der Stuarts, das Bewußtsein ihrer geistigen Ueberlegenheit stachelten sie nun, da sie sich allein fühlte, gegen diese Clique ein Intriguenspiel zu eröffnen, das den König in Verlegenheit bringen und ihr die alte Macht wieder erobern sollte. Wäre der Montespan Erhebung nicht gerade jetzt gekommen, Anna hätte dem Könige ein Wort in's Ohr raunen können, welches die treue Morton, gerade aus London über Holland zurückgekehrt, ihr zugetragen hatte. Jetzt behielt sie es wohlweislich für sich. Lady Morton aber brachte

alsbald einen sehr vernehmlichen Wink der Schwester an Carl II. nach Whitehall zurück, der gut verstanden wurde und Dinge, welche bisher noch im Keime gelegen hatten, wie über Nacht zur Reife brachte. Anna hätte nach solchen Erfahrungen Niemanden mehr in ihr Inneres blicken lassen mögen, keines Menschen Vertrauen gesucht und ihr Spiel allein zu Ende gespielt, ein Ereigniß aber stellte ihr plötzlich die furchtbare Gefahr ihrer Lage ganz vor Augen, und mit dem Muthe der Verzweiflung gewann sie die Energie, den rechten Verbündeten sich zu verschaffen, um von Neuem und glücklich auf ihrer Bahn fortzuschreiten. —

Daß die Franzosen dem Herzoge Carl III. von Lothringen sehr unwillkommene Gäste waren und er Ludwig's Verdacht verdiente, wußten Philipp wie Anna von Orleans wohl. Herzog Carl hatte sich aber bis dahin so sehr den Schein der Bundesfreundschaft gegeben, so sehr den galanten Wirth gespielt, daß anzunehmen war, er werde wenigstens aus Noth in dem Kampfe neutral bleiben, der an den Grenzen seines Landes wiederum auszubrechen drohte. In letzterer Zeit hatte sich sein Benehmen indeß geändert. Er war der Prinzessin Anna gegenüber zurückhaltender, lauernder geworden, um Philipp's Vertrauen aber war er mit einer Emsigkeit bemüht, die der Prinzessin höchst verdächtig wurde. Sie sprach mit ihrem Gemahl darüber kein Wort, denn Beider Verkehr bewegte

sich doch nur in den Aeußerlichkeiten gemeinsamer Geschäfte, aber theilte Marschall Feuillade ihre Beobachtungen mit, der sie bald durch eigene noch zu ergänzen vermochte. Die Leibmusketiere des Königs, welche nach dessen Abreise zu Trabanten des Prinzen von Orleans gemacht worden, hatte Ludwig wohlweislich unter Feuillade's geheime Befehle gestellt, und der Marschall verabredete jetzt mit deren Commandeur, Grafen Taranne, der ohnehin ein ebenso glühender wie ehrfurchtsvoller Verehrer der Prinzessin war, die umfassendsten Vorsichtsmaßregeln, von denen nur das Offiziercorps unter dem Siegel des Dienstgeheimnisses Kunde erhielt. Daß Herzog Carl Etwas erwartete, wofür er Prinz Philipp heimlich gewinnen wolle, war ebenso gewiß, als daß dieses Etwas nicht mit der Politik zusammenhing, wegen welcher Lady Morton trotz des Winters den Canal zweimal passirt hatte. An und vor den Thoren Nancys wurde von verkappten Lieutenants der Musketiere jetzt beständig ebenso, wie betreffs alles Neuen im Residenzschloß selbst, die schärfste Controle ausgeübt.

Eines Abends, Mitte Januars, zu derselben Zeit so ziemlich, wo man zu Paris im Amphitryo die neue Liaison des Königs bespöttelte, brachte Feuillade den Grafen Taranne in das Cabinet der Prinzessin, bei der sich Lady Morton befand.

„Eine sehr — sonderbare Nachricht hinterbringt

der Graf uns eben, Hoheit!“ begann der Marschall. „Lorraine, d'Effiat und die alte Marsan sind hier angekommen!“

Anna erhob sich bestürzt. „Unmöglich, Graf? Das wäre entsetzlich!“

„Meine Offiziere,“ erwiderte Taranne, „kennen sie sämmtlich noch von Versailles und Paris her. Der junge Vivonne sah die Gräfin oft genug im Rambouillet, dem Hotel seiner Schwester. Er sah sie jetzt in der Dämmerung mit Lorraine durch das Straßburger Thor einfahren und bei den Jesuiten absteigen.“

„Dahin gehören sie!“ warf die Morton bitter ein.

„Lorraine,“ fuhr der Graf fort, „trug die Ordenskutte. Im Convict der Väter Jesu aber trafen sie mit d'Effiat zusammen, der so ziemlich um dieselbe Zeit von Lieutenant de Lestiquier am Thore von Luneville erkannt und beständig im Auge behalten wurde. Vor dem Convict trafen Lestiquier und Vivonne zusammen, legten sich auf die Lauer und sahen nun in der Dunkelheit Lorraine mit d'Effiat cavaliermäßig gekleidet, in Mäntel gewickelt, nach dem Schlosse schleichen und in einer Seitenthür des Flügels rasch verschwinden, wo Herzog Carl's Privatgemächer liegen. Zwei Posten mit einem Sergeanten stellten sie davor und statteten alsbald Bericht ab.

Anna von Orleans preßte die Hand auf ihr ängstlich schlagendes Herz. „Meine Herren, was diese

Leute auch gegen die Majestät von Frankreich im Sinne führen, es wird ihnen nichts helfen. Andere Gewalten, als Oesterreichs Tücke, Spaniens Haß und die Ränke der Jesuiten, bedrohen den König. Auf Eins aber ist es sicher abgesehen, meinen Untergang und des Prinzen Philipp's Schande. Das wäre ein ungeheurer Sieg der antifranzösischen Partei, der mehr als zwei gewonnene Schlachten der Kaiserlichen aufwöge. — Feuillade, Sie wissen, was Ihnen des Königs geheime Befehle für den äußersten Fall vorschreiben, handeln Sie danach! Der Jesuitenconvent und das Residenzschloß müssen in diesem Augenblicke so besetzt werden, daß Niemand daraus entweichen kann. Dann lassen Sie Generalmarsch schlagen. Er soll für Sie zugleich das Zeichen sein, alle Corridore des Schlosses, alle Zugänge zum Cabinet des Herzogs in unsere Gewalt zu bringen, bei welchem Monseigneur schon seit dem Diner ist. Die Verantwortung trifft mich!"

„Wir haben unumschränkte Vollmacht von Sr. Majestät, Taranne!" fiel Feuillade ein.

„Und hätten wir diese auch nicht, Herr Marschall," erwiderte der Chef der Musketiere feurig, „mir ist es genug, daß der Prinzessin Hoheit und ihrem Gemahl Gefahr droht, um zu thun, was sie für gut hält."

„Ich danke Ihnen, bester Graf. Seien Sie nur zeitig bei der Hand."

„Dafür bürgt Ihnen meine Ehre und Ergebenheit, hohe Frau.“ Des schlanken Grafen Antlitz röthete sich und sein Auge blitzte hell, als er hinausging.

„Sie wagen Viel, Hoheit,“ flüsterte die Morton.

„Ich flehe Sie an —!“

„Was ich wage, ist nichts Schlimmeres, als was unsere Gegner thun!“ fiel Anna ihr in's Wort. „Hätte Maria Stuart gehandelt, wie ich jetzt, sie hätte Fotheringay nie gesehen! Die Vollmacht, Feuillade, und dann Kaltblütigkeit nnd Ruhe!“

„Ich weiche von Ihrer Seite nicht, Hoheit!“ sagte Lady Morton bewegt. Ich war Ihnen ja zuerst von Allen zugethan!“ fügte sie mit bewegter Stimme hinzu.

„Du sollst auch Diejenige sein, die meinen Abschiedsblick im Tode empfängt, das gebührt der alten Treue der Douglas!“ Sie küßte die Lady auf die Stirne, trat an's Fenster, öffnete es und starrte in die Nacht hinaus! Feuillade war zurückgekehrt und tiefe Stille herrschte in dem hohem Gemache. Eine halbe Stunde verging und Anna vernahm nur das bange Pochen ihres Herzens. Endlich ward es lebendig. Aus dem Dunkel der verschiedenen Straßen blitzte es auf, — es erklang der leise Colonnenschritt der Soldaten. Der Mond beschien ihre Reihen und schimmerte auf den Musketen, als sie den Schloßplatz betraten und, eng an einander gedrängt, die Residenz in

weitem Quarré einschlossen. „Generalmarsch! Vorwärts!“ erklang Tarannes Stimme. „Vorwärts auch wir!“ rief Anna. „Sie nehmen den einen Armleuchter, Feuillade, den anderen, Mary, trage Du!“

Blaß, doch entschlossenen Blicks schritt die schöne Frau durch die dunklen Gänge. Bald traf sie auf Musketiere, welche die Treppen herauf drangen. „Im Namen des Königs folgt mir!“ rief sie und eilte weiter; Taranne mit gezücktem Degen trat ihr zur Seite.

„Ist Alles geglückt?“

„Bis jetzt Alles; Vivonne ist schon bei ihnen drinnen! Es soll uns Keiner entgehen!“

Sie nickte, riß die Thür der herzoglichen Privatgemächer auf und überraschte die bestürzte Versammlung, die an einem mit Weinflaschen und Papieren bedeckten Tische saß.

Es waren ihrer fünf. Herzog Carl III. von Lothringen, Prinz Philipp, Guiche, Graf d'Effiat und Chevalier Lorraine. Sie verhandelten äußerst wichtige Dinge, und der Eifer, mit welchem Carl und die eben angekommenen beiden Cavaliere in den vom Wein erhitzten Prinzen hineinredeten, hatte sie die nahe Gefahr nicht ahnen lassen, Niemand von den Hofleuten des Lothringers hatte die Versammlung warnen können, da geflissentlich gleich nach dem Diner alle unnützen Zeugen und Ohren vom Dienste dispensirt worden waren. Als die Trommeln rasselten,

schraken sie freilich auf und wurden bleich, aber Lieutenant Vivonne drang schon mit Soldaten in das Gemach, bemächtigte sich aller Papiere und drohte Jeden zu erschießen, der sich rühren würde.

„Was soll das, Hoheit!“ schrie Carl III. dem Prinzen zu. „Ging der Befehl von Ihnen aus? Konnten Sie so schmachvoll Uns verrathen?“

Der Prinz befand sich leider in einem Stadium der Erstarrung, welche ihm nicht gestattete, sofort die Lage der Dinge zu übersehen, anderntheils aber hatte ihn die Ueberredung seiner Genossen noch nicht so völlig gewonnen, daß er gänzlich vergessen hätte, was er sich selbst schuldig sei. Er bezwang den eignen Schrecken und stand langsam auf. — „Wenn ich Ew. Hoheit zum Guten rathen soll,“ sagte er mit möglichster Ruhe, „so schicken Sie sich in das Unvermeidliche.“

Die Thür ging auf, Prinzessin Orleans erschien, Feuillade und die Lady mit den Lichtern hinter sich. Taranne mit den Soldaten blieb in der offenen Thür zurück.

„Die Komödie der Bundesgenossenschaft, Herr Herzog, hört endlich auf,“ begann Prinzessin Anna ironisch lächelnd, „die Feindschaft tritt an ihre Stelle. Se. Majestät weiß Ihnen großen Dank, daß Sie selbst das Signal zu ihr geben. Was fand man hier, Vivonne?“

„Diese Papiere, Hoheit!“ —

„Im Namen der Majestät von Frankreich, verhaften Sie d'Effiat und Lorraine. Sie werden in Paris ihre hier entwickelte Thätigkeit zu verantworten haben, meine Herren. Ich aber freue mich, Chevalier, daß Sie und Dame Marsan sich selbst so eifrig eine Strafe zugezogen haben, welche Ihnen vor drei Jahren königliche Großmuth erlassen hat!“

Lorraine wollte antworten, Wuth und Schreck aber lähmten seine Zunge. Die Soldaten bemächtigten sich seiner wie d'Effiats und nahmen ihnen die Degen ab.

„Bei Gottes Gerechtigkeit und Unserer fürstlichen Ehre,“ rief Carl III. außer sich, „Wir protestiren gegen diesen Gewaltact, der dem Völkerrecht, den Verträgen, ja dem gewöhnlichen Anstande in's Antlitz schlägt! Wir sind nicht Ludwigs XIV. Unterthan, sondern sein Verbündeter, ein freier Souverain, der nicht nöthig hat, Rechenschaft über sich abzulegen! Derjenige, welchen Sie Chevalier Lorraine nennen, Madame, und den Sie zum Opfer Ihres Hasses machen, ist Unser Neffe, Unserer leiblichen Schwester Margaretha und Gastons von Orleans legitimer Sohn, in ihm fließt das Blut der Bourbonen und der fürstlichen Guises, das zu vergießen Sie ewig gereuen wird! Noch ist dieser Boden nicht französisch, um den Machtspruch königlicher Willkür, welcher Lorraine ver-

bannte, auf Lothringen auszudehnen, und Wer will Uns verbieten, Unseren nächsten Verwandten oder den Grafen d'Effiat bei Uns zu empfangen, nachdem Wir gegen Frankreich bisher immer loyal gehandelt haben? Können Sie ohne Erröthen dies mit ansehen, Prinz? Können Sie der Helfershelfer solchen Verraths, solcher Nichtswürdigkeit sein?"

„Vortrefflich, Herr Herzog! Behalten Sie nur mit dem Trotze der Verzweiflung die Heuchlerlarve. Se. Hoheit, mein Gemahl, wußte längst, was von Ihnen zu halten war! Der Prinz war nicht so blöde, sich bethören zu lassen, und ich gratulire ihm zu dem diplomatischen Meisterstreich, der ihm heute gelungen ist. Keine unnützen Worte weiter! Wir wissen, daß d'Effiat als Agent der spanischen Partei vom Hofe zu Versailles an Sie geschickt ist und was er Ihnen brachte! Wissen, daß er in demselben Augenblicke, wo er die Glückwünsche gewisser Leute an Se. Majestät nach Lille trug, Ihnen Versprechungen des Kaiserhofes, Ermuthigungen zum Verrathe in's Ohr flüsterte. Wir wissen endlich, was dieser Ihr edler Neffe in Wien that und welche Aufträge Dame Marsan für Sie in der Tasche hatte. Meine Mörder, die Räuber der fürstlichen Ehre meines Gemahls wolltet Ihr werden, aber Ihr vergaßet, daß ein Gedanke Uns vereinte, an Unseren Pflichten als Gatten und Bourbonen festhalten ließ und Philipp's fürstliche

Seele im Schlachtenfeuer ſtark geworden. Nancy wird gleich einer feindlichen Stadt beſetzt, Sie ſind der Gouverneur, Taranne! Ihnen bleibt die Wahl, Herzog Carl, ſich unter franzöſiſchen Fahnen ſo lange ruhig zu verhalten, wie's Sr. Majeſtät gefällt, oder beim Kaiſer Ihr Heil zu ſuchen. Führen Sie die Gefangenen in ſicheres Gewahrſam, Vivonne! Nehmen Sie dieſe Papiere, Marſchall! Wir erwarten ſofort Bericht von den Jeſuiten, Graf! Ich denke, Wir machten Unſere Sache nicht übel, mein Gemahl? Nicht wahr?" Sie reichte Philipp lächelnd den Arm und Beide verließen den beſtürzten Herzog, welcher ſein graues Haupt mit den Händen ſtützte. —

Im Schloß von Nancy war's wieder ſtill, alle Rapporte waren eingelaufen. Der Herzog war mit ſeiner Familie eine Stunde nach dieſer fatalen Ueberraſchung Hals über Kopf nach Straßburg abgereiſt, um nur erſt über die franzöſiſche Grenze zu kommen.

Auf die Kataſtrophe deuteten nur noch die zahlreichen Poſten in allen Theilen des Schloſſes und die Patrouillen der Leib-Musketiere und Linientruppen, welche durch die Straßen der kleinen Reſidenzſtadt zogen. —

Nur in den Gemächern der Prinzeſſin war Licht und Leben. — Im Vorzimmer befanden ſich Feuillade, Taranne und Lady Morton, während die Prinzeſſin in ihrem Boudoir mit Philipp ſich allein befand. Sie

hatte ihn, ohne ein Wort weiter zu reden, dorthin geführt.

In Herzog Philipp's Seele herrschte ein Chaos von Gefühlen. Schreck und Scham, Bewunderung und Demüthigung, Haß und Ehrgefühl stritten sich in ihm. Während die Prinzessin mit Feuillade die confiscirten Papiere durchsah, Tarannes Bericht über die Gefangennahme der Gräfin bei den Jesuiten und die getroffenen Sicherheitsmaßregeln entgegennahm und verschiedene Befehle ertheilte, schritt der Prinz im Zimmer auf und ab. Er versuchte, seine wirren Gedanken zu ordnen und einen Entschluß zu fassen. Als endlich beide Cavaliere und Lady Morton sich zurückgezogen hatten, stand die Prinzessin auf und trat schwer athmend vor den verwirrten Gatten hin.

„So also sehen wir einander in's Auge, sehen uns — tief in's Herz! — Es ist aber die Frage, ob wir uns endlich, wenn auch vielleicht zu spät, noch verstehen werden!?"

Philipp ergriff ihre Hand und senkte das Haupt. „Ich — ich spreche Ihnen zunächst meine unendliche Dankbarkeit aus! Sie haben vor — vor namenloser Schande mich gerettet!"

„Kein Wort davon! Niemand darf wagen zu glauben, daß Sie je Ihren in Flandern erworbenen Ruhm durch Verrath beflecken könnten, um die Beute der Partei zu werden, die jetzt ihre schwarzen Flügel

ſelbſt über den verblendeten Ludwig ausbreitet. Verſtehen Sie mich wohl, ich habe Sie dazu bewogen, ein offenes Ohr den verrätheriſchen Lockungen Lothringens ſcheinbar zu leihen. Ich habe Sie zu der Zuſammenkunft mit Lorraine und d'Effiat überredet, und was für Zweifel man auch gegen Ihre Ehre ausſpreche, behaupten Sie gegen Jeden, wir Beide hätten den Plan gemacht! Mich ſchützt des Königs Vollmacht, mächtiger noch wird mich die Entſcheidung ſchützen, die jetzt bevorſteht und deren Größe Niemand ahnt!"

„Anna, ich begreife Sie und mich nicht mehr, ich begreife die Welt nicht! Wie paßt Ihr Edelmuth zu Ihrer Intimität mit dem Könige? Wie mein Groll gegen Sie zu meiner Rettung durch Sie? Konnten Sie ſich nicht leicht meiner entledigen, nicht den Mann, den Sie nie liebten und der Sie haßte, in ſeiner Entehrung im Stich laſſen, ſtatt ſeine Schuld mit zu übernehmen, ſie als Ihre planmäßige Liſt darzuſtellen?! Mir iſt, als ſtände ich auf der ſtürmiſchen See in einem ſchwankenden Boote, das jeden Augenblick von den Wellen begraben werden kann!" Er bedeckte das Geſicht mit beiden Händen.

Sanft zog die Prinzeſſin ſeine Hände zurück, hielt ſie feſt und blickte ihn mit rührendem Lächeln an. „So halten Sie ſich nur immer an den Steuermann. Ich bin ja Ihr Weib, und bei der Ewigkeit, ich will uns Beide in den Hafen bringen!"

„Ach, in den Hafen, wo aller Streit und Haß ein Ende hat!“

„Dazu thut nur Eines Noth. Strenge, reine Wahrheit, sei sie auch bitter wie Galle. — Was brachte Sie, den Helden von Quedenarde, dazu, auf des Lothringers Pläne einzugehen? Nur Gott ist hier der Zeuge Ihrer Geständnisse!“

„Anna, ich will nicht die Vergangenheit aufwecken, nicht wiederholen, wie ich Sie, wie Sie mich gekränkt haben. Durch Lorraine's teuflische List wurden wir gegen einander, bis zum Mord, gehetzt.“

„Nie habe ich auf Ihr Verderben gesonnen!“

„Der Schurke wollte entweder Sie durch meinen Tod und mit Ihnen die Herzogskrone erringen, oder Sie tödten, indem er mich zur Mitschuld zwang! Die schlimme Stunde, in der ich, trunken von Haß und Wein, Sie zu beseitigen dachte, hat mir das Brandmal ewiger Schande auf die Stirn gedrückt. — Ich ging zum Heer, ich wollte mich bessern, wollte meine Schmerzen durch den Ruhm betäuben oder durch den Tod enden, und ich ward, was ich nie hatte werden wollen, — Soldat! Daß ich damit Ihre Achtung gewinnen könne, fühlte ich, aber welchen Gewinn hatte ich davon? Ein Herz ohne Freude, und was mein Schwert errang, gehört dem Bruder und Gebieter, den ich nie liebte! Er beutet ja Alle aus, um den Ruhm allein für sich zu behalten!

Er drückt uns in den Staub, um zum Riesen zu werden! Da näherte sich mir Lothringen, den der Unersättliche auch verschlingen will. Er bot mir im Namen des Kaisers Burgund und den Elsaß, d'Effiat brachte vom Escurial, ja von Theresa selbst, Lorraine aber von Wien die Bestätigung hierzu. — Burgund mein freies Herzogthum, Anna!! — Ich dachte an unsere Kinder! Dachte, des königlichen Stuarts Tochter würde sich im Purpur endlich doch besser gefallen, als neben der Valière und Montespan um dieses Königs Lächeln zu buhlen! Die Zeit war gut gewählt, die spanische Partei am Hofe hatte gesiegt. — Da kamen Sie und — mit meiner Schande vernichten Sie alle meine Hoffnungen!!"

„Philipp, trotz — Allem was geschah — lieben Sie mich dennoch?!"

Er entriß ihr heftig seine Hand und wiederholte mit tiefem Schmerze: „Dennoch!" trat zum Fenster und starrte in die Nacht hinaus. —

Die Prinzessin folgte ihm und legte ihre Hand auf seine Schulter. „So liebt mich doch ein Herz mit Treue, liebt mich, obgleich ich es schwer verwundete! — Aber hofften Sie in Ihrer Verblendung denn, die Krone von Burgund sei mehr als eine trügerische Schlinge für Sie? Ihr Schmerz um mich, die wilde Lust, mich durch Ihren Ruhm zu beschämen, ließen Sie vergessen, daß Sie durch einen

schmählichen Verrath denselben Ruhm für ewig verloren und damit die Ehre Ihres Wappens, die Rechte Ihrer Geburt preisgaben, wie Gastons nichtswürdiger Sohn es that!?"

„Noch habe ich nichts Bestimmtes zugesagt, noch meine Unterschrift nicht gegeben! Die andern Drei aber erschienen in der Zuversicht, Lothringens erheuchelte Bundesfreundschaft und das neutrale Bundesgebiet werde sie schützen."

„Mein armer Freund, hätten Sie doch das Gelübde gehalten, das Sie einst zu Maison Mesnil vor mir auf den Knieen ablegten, wir wären Beide glücklicher geworden. — Wir können es noch werden, Philipp, in unsern Kindern können wir es! Ihnen wollte ich den Vater erretten, Frankreich den Helden von Oudenarde, mich selber vor Verzweiflung!" Sie griff wild nach Philipp's Hand. „Gott ließ es gelingen! O mein Gatte, folgen Sie diesem Winke des Himmels!"

Der Prinz hatte sich umgewendet und mit thränenfeuchten Augen blickte er sie an. „Sie sich selbst vor Verzweiflung?!" — Er umfaßte sie und zog sie bebend zu einem Sessel. „O reden Sie! Seien Sie so wahr, wie ich es gewesen bin!"

„Vor Verzweiflung!" erwiderte Anna matt und glitt in den Sessel. Der Prinz kniete nieder, umfing sie und blickte ihr starr in das zuckende Gesicht.

„Wähnen Sie nicht, Philipp, daß mich noch jenes thörichte Gefühl an Ludwig bindet, das einst meine Wonne und Qual, mein schlimmstes Vergehen war. Es wäre nie erwacht in solcher Stärke, hätte Lorraine uns nicht entzweit, und wenn ich Ihnen treulos ward, so ward ich es erst an dem Tage, als ich in dem Gatten meinen Mörder fürchten lernte, Sie selber sich alles Rechtes über mich beraubten. — Das ist vorüber, Gott sei gepriesen, für mich vorüber! Ich lernte einsehen, daß die Liebe, deren dieser allbewunderte Ludwig fähig ist, nur die Selbstsucht des Tyrannen ist, welche Länder erobert und verwüstet wie Frauenherzen. Daß er mich eben einem Manne gleich achtete, daß ich seiner geheimsten Gedanken Mitwisserin, ja die Leiterin seines Ehrgeizes war, das war bisher mein einzig Glück, mein Stolz. Ich führte durch ihn ja Frankreich zur Herrschaft über die Welt! — Nicht, daß er treulos ist, läßt mich verzweifeln, sondern daß der große Ludwig so schwach war, um der Montespan willen in die Netze seiner Feinde zu fallen und sich zum Spielball der spanischen Intrigue zu machen, welche Mazarin's und Colbert's Erfolge und seinen eigenen Ruhm vernichten werden!!“

„Darin täuschen Sie sich. Fiel er nicht in die Franche-Comté ein und ließ Lothringen besetzen!?“

„Das war schon beschlossene Sache. Königin

Thereſa, ſelbſt die Montespan ſind ja die Schlimmſten noch nicht. Es ſitzt noch ein anderer Dämon an ſeiner Seite, der eine neue, gottſelige Diplomatie treibt. Ich ahnte längſt ſo etwas, jetzt weiß ich Alles. Die alte Ländergier erfüllt noch Ludwig's Seele, der Genius Frankreichs aber iſt von ihm gewichen!"

„Wird er denn Frieden ſchließen?"

„Er muß ihn ſchließen! Einen Frieden, wie er ihn nicht erwartet, einen Frieden, den ich dictire! Er mag ſehen, ob er mit ſeinen heuchleriſchen Freunden Dein Schwert und meine Feder je entbehren kann! Willſt Du noch einmal Dich daran erinnern, was ich Dir in Maiſon Mesnil ſchwor, ich wolle die Orleans über die Lilien erheben? Noch einmal ſchwör' ich Dir: der ſchräge Balken ſoll es ihnen wenigſtens gleich thun! Und haben wir auch für nichts Anderes gelebt, wir wollen wenigſtens auf unſerer Kinder Stirnen Kronen ſetzen!"

„Ich folge Dir, mein theures, bewunderungswerthes Weib! Du ſollſt in mir einen Schüler finden, der Ludwig vor Neid erblaſſen macht!" — —

Am 18. Februar trat Graf Taranne in der äußerſten Beſtürzung in das Speiſezimmer des Prinzenpaares, das eben beim Morgenimbiß ſaß. „Lorraine," rief er, „iſt dieſe Nacht aus dem Staatsgefängniß entflohen; die Jeſuiten haben ihm trotz ſtrengſter Wache davon geholfen!" —

„Entflohen?!“ — Anna starrte dem Prinzen in's Gesicht. „Er soll uns zum Verderben leben! Sehen Sie nun, Monsieur, mit Wem er im Bunde steht, welche Partei sich des Königs bemächtigen wird? Und das ist nur eine der vielen Maschen des gefährlichen Netzes, das von Rom bis Nancy reicht! Doch gemach, es könnte ein Teufel dem andern einen Strich durch die Rechnung machen und die Engel endlich den Sieg behalten! Lassen Sie d'Effiat und die Marsan in Ketten legen, Taranne. Tag und Nacht soll bei ihnen ein Posten mit geladenem Gewehr stehen. Die Lage kann unmöglich lange so bleiben.“

Philipp wie der Graf sahen die Prinzessin fragend an.

„Welche Lage, Hoheit?“ fragte endlich Orleans.

„Die Lage, in welche uns die Camarilla der Jesuiten zu Versailles versetzt hat. Aber wir werden sie bedienen, wie sie es nicht geträumt haben, und dieses lothringische Abenteuer wird uns dabei helfen.“

Der Prinz hatte schon eine zweite Frage auf den Lippen, als Marschall Feuillade eintrat.

„Verzeihung, Hoheiten! Ein Courier in größter Eile ist von Versailles angelangt.“ Zugleich überreichte er der Prinzessin eine Mappe mit Depeschen.

Anna öffnete dieselbe und zog ein Schreiben hervor. „Von Sr. Majestät,“ sagte sie halblaut, indem sie es erbrach.

„Doch nichts Schlimmes?“ rief Philipp beunruhigt.

„Schlimmes! Gott bewahre! Am 25. Januar schlossen Holland, Schweden und England eine Tripelallianz gegen Uns, Johann de Witt und Lord Temple brachten sie zu Stande!“

„England gegen uns?“ rief der Prinz.

„Natürlich gegen uns, lesen Sie doch!“

„So steht mehr denn halb Europa gegen Frankreich,“ rief Taranne heftig, „und unsere Feinde siegen!“

„Gewiß werden sie siegen!“ sagte Anna lachend.

„Prinzessin, Sie lachen?“ fragte Feuillade; „Se. Majestät ist in Verzweiflung und ruft Sie zu sich!“

„Eben weil Se. Majestät in Verzweiflung ist und mich zu sich ruft, deshalb lache ich! Nicht wahr, Philipp, die Sache ist doch lächerlich?“

Der Prinz sah ihr erstaunt in die spöttischen Züge und begann endlich sie zu begreifen. „Wir werden,“ sagte er, „wie Sie fürchteten, Frieden haben.“

„Den werden wir haben!“

„Glauben Sie,“ rief Feuillade, „der große Ludwig werde sich den Frieden aufnöthigen lassen?“

„Nun, er mag ihn ertragen, wie er kann! Auf, Marschall, eilen Sie voran, sagen Sie Sr. Majestät, was zu Nancy geschah, sagen Sie, was ich soeben

äußerte, und vergessen Sie nicht, zu erzählen, daß ich über die Depesche gelacht habe! In drei Stunden folge ich mit Monseigneur und meinen Gefangenen. Rufen Sie Marschall Crecy, lieber Taranne; er soll das Obercommando führen, so lange es nämlich hier etwas zu commandiren geben wird. Ich freue mich nur auf die Gesichter von Colbert, Turenne und Condé!" — — — —

Frankreich glich in diesem Augenblick einem Renner, der, in vollem Laufe aufgehalten, entsetzt zurückscheut, sich überschlägt und den Reiter im Falle zu erdrücken droht. Auf stolzer Siegesbahn zum Schrecken der Welt vorwärts eilend, war es kaum durch den Frieden von Breda bewogen worden, im Norden still zu stehn, und Spanien einen Waffenstillstand zu gewähren, der bald genug wieder aufhörte, als die Franche-Comté nebst Elsaß besetzt und Lothringen entwaffnet wurde. Der Siegesjubel der Franzosen war so groß gewesen, ihr nationaler Dünkel so erhitzt worden, daß es für sie keine Schranken, keine Verträge mehr gab, um ihnen ein Halt zu gebieten. Die spanischen Niederlande hatten sie fast ganz erobert, der Rhein von der Schweiz bis an's Meer konnte ihnen kaum mehr entgehen und mit Oesterreich war um so eher fertig zu werden, als der Friede von Breda Holland und Dänemark zur Ruhe verpflichtete. Da rafften sich die nordischen Mächte auf und standen plötz-

lich vereinigt gegen den siegreichen König. Dieses England, dessen schwächlicher Monarch erst als Flüchtling Frankreichs Gastfreundschaft genossen und später sein demüthiger Vasall geworden war, verbunden mit der Krämer-Republik Holland und Schweden, dessen Name in der Politik seit den Zeiten Gustav Adolph's und Oxenstierna's noch immer kräftigen Klang hatte! Diese drei größten Seemächte hatten sich nun gegen Frankreich vereinigt, während in dessen Rücken und Flanke Oesterreich und Spanien lauerten. Das war ein Halt, das wie die Trompete des jüngsten Gerichts dem eitlen Ludwig und seinem Volke in die Ohren dröhnte! —

Des Königs Lage war peinlich. Sein Hochmuth sträubte sich bei dem Gedanken, nachgeben, als Sieger um Frieden bitten zu müssen, wenn er nicht dem Zorn Europas erliegen wolle. An Colbert's strahlendem Gesicht, der verhaltenen Freude Theresa's und ihrer Clique sah er, daß ihnen der Friede für unvermeidlich galt. In eine unglaubliche Wuth versetzten ihn diese Feinde im eigenen Lande und er hätte sich vielleicht zu den schlimmsten Zornausbrüchen verleiten lassen, hätte er nicht eingesehen, daß er nur sich selber damit compromittiren, seine Schwäche verrathen würde. Er fühlte um so mehr, wie ihm gerade jetzt die Freundin und Rathgeberin fehle, welche so lange sein Herz und Vertrauen

besessen hatte, Prinzessin Orleans. — Auf der andern Seite hatte ihre Rückkehr für Ludwig viel Unangenehmes, denn sein Gewissen hielt ihm sein Unrecht gegen dieselbe vor. Der Nothwendigkeit gegenüber schwiegen endlich alle Bedenken. — Als jedoch Feuillade erschien, ihm von den seltsamen Ereignissen in Lothringen Kunde brachte und hinzufügte, daß die Prinzessin über die Tripelallianz und ihre Zurückberufung gelacht habe, erröthete Ludwig vor Scham und Zorn und der Verdacht stieg in ihm auf, daß Anna für ihn verloren, vielleicht seine erbittertste Feindin geworden sei.

„Wann trifft die Prinzessin ein? In vier Tagen?“ fragte der König seinen Vertrauten.

„Spätestens in drei; sie hat den Prinzen und Taranne bei sich.“

„Das wissen Wir bereits. Sie ist also mit Unserem Bruder ausgesöhnt?“

„Seit der Katastrophe in Nancy. Ich habe Beide niemals so herzlich mit einander verkehren gesehen. Wie mir scheint, war des Prinzen abstoßendes Benehmen in Flandern, sein zweideutiges Verhalten zu Nancy längst zwischen ihnen abgeredet.“

„Begreiflich, sehr begreiflich! Wir könnten Ihnen vielleicht sogar den Tag nennen, wann das geschah.“

Feuillade nickte und flüsterte: „Als Herzog Guiche in Flandern erschien.“

„Also sie verkehren so herzlich, wie sonst niemals!“ rief der König, heftig emporfahrend. — „De Brèze soll Marquise von Montespan sofort zur Audienz rufen, sie soll augenblicklich oder nie wieder hierher kommen!“

Feuillade stürzte im Fluge zu de Brèze, dieser zu der Montespan und in zehn Minuten stand die Dame, echauffirt und auf Marschallin Grancini gelehnt, vor dem Monarchen, der finster in seinem Cabinete auf und ab schritt, hin und wieder einen zornigen Blick den beiden Hofdamen zuwarf und nach einem Entschlusse zu ringen schien. Plötzlich wendete er sich um.

„Marquise, Sie haben Uns deutliche Zeichen Ihrer Treue und Ergebenheit gegeben. Wir hoffen, daß Ihre Aufopferung sich jetzt bethätigen wird, wo sie für Uns erst werthvoll zu werden verspricht.“

„Zweifeln Sie nicht daran, Majestät.“

„Es ist nothwendig, daß Sie für einige Zeit den Hof verlassen, Ihr leidender Zustand und gewisse Rücksichten verlangen dies.“

Die Damen standen erschrocken und sprachlos da. Marschallin Grancini warf einen scheuen Blick auf des Monarchen verstörtes Gesicht und entzog der Marquise langsam ihren Arm.

„Das heißt, Sire,“ rief die Montespan und rang die Hände. „Sie verbannen mich in Ungnade

aus Ihrer Nähe? Nachdem ich Ihnen mein Lebensglück, meinen Ruf —!“

„Bei der Hölle!“ donnerte Ludwig und stampfte mit dem Fuße. „Lassen Sie diese Narrheiten! Machen Sie hier keine Scene, oder Sie dürften erfahren, daß Wir auch sehr ungalant sein können. Wenn Sie wirklich so große Hingebung für Uns empfinden, so können Sie gerade jetzt durch stillen Gehorsam dieselbe am besten beweisen und Unser Dank, Unsere dauernde Anhänglichkeit ist Ihnen dann gewiß. Wir wollen Sie freundlich ersuchen, sich auf unbestimmte Zeit zurückzuziehen, und zwar in dem festen Vertrauen, dadurch Unsere Liebe am meisten zu verdienen. Sollten Sie es ablehnen, — sind wir für immer geschieden!“

Die Marquise stand bestürzt da. Ihr war, als öffne sich vor ihr ein Abgrund. Leise umfaßte die kluge Marschallin die Montespan wieder und drückte sie heimlich. „Majestät,“ sagte sie, „ich bitte für meine arme Freundin um kurze Geduld und Nachsicht. Ihre Leiden, die Aufregung des Augenblicks verdienen es.“

Ludwig's Gesicht nahm einen milderen Ausdruck an. Er schob der Marquise einen Sessel hin. „Setzen Sie sich, liebe Montespan; — seien Sie vernünftig. Wir müssen Sie auf einige Zeit fortschicken, müssen die Neigung, welche Wir immer für Sie em-

pfinden werden, einstweilen verleugnen, es ist das von Wichtigkeit! Sie sollen sich aber über Unsere Sorgfalt nicht zu beklagen haben, über Unser Herz und was Uns die Ehre gebietet, nicht einen Augenblick in Zweifel bleiben! Thun Sie Uns dies zu Liebe, so sei Ihnen alles Andere gewährt! Wir werden oft zu Ihnen kommen und keiner Ihrer Wünsche soll unbefriedigt bleiben. — Wen wollen Sie mit sich nehmen? Eine liebevolle, discrete Freundin; vielleicht die Marschallin?"

„Ich bin für dieses Vertrauen Ew. Majestät unendlich dankbar," damit verbeugte sich die Grancini, „aber ich darf diesen Vorschlag nicht annehmen. Ihro Majestät die Königin, meine Gebieterin, könnte sich beleidigt fühlen. Es würde auffallen, man dürfte nach den Gründen suchen und diese leicht finden. Das kann Ihnen gewiß nicht erwünscht sein, Sire. Die Wittwe Scarron aber wäre eine passende Gesellschafterin für Sie, liebe Marquise. Sie ist Ihre intime Freundin, und Sie sind ihr — unbedingtes Vertrauen schuldig!" Dabei stieß sie die Montespan leise an.

„Die Scarron?" fuhr Ludwig auf. „Verschonen Sie Uns mit dieser intriguanten Person!"

„Majestät, ich gehorche Ihrem Wunsche, so lange vom Hofe verbannt zu bleiben, als Ihnen gut dünkt. Wenn ich aber gehe, gehe ich nur mit der Scarron. Sie ist meine liebste Freundin und wird mein bester

Troſt in der Einſamkeit ſein. Was kann man dieſer Frau Schlimmes nachſagen, als daß ſie fromm, unermüdlich für ihre Freunde und arm iſt?“

Der König wurde roth. „Nichts, nichts! Wir wiſſen nur, daß ſie ſich in Dinge miſcht, die — ſie nichts angehen! Sie iſt überdies eine Bürgerliche und — und nach Ihrer Rückkehr, liebe Marquiſe, würde dieſe Perſon eine ſehr ſonderbare Figur bei Hofe ſpielen.“

Die Marquiſe erhob ſich. „Iſt Ihr Wunſch, Sire, mich vom Hofe zu entfernen, nicht ein bloßer Vorwand, mich für immer los zu werden, ſo könnten Ew. Majeſtät dieſe treue Frau auch in den Adel erheben und hoffähig machen. Daran würde ich jetzt ſchon erkennen, ob ich wiederkommen darf!“

„Nun denn!“ rief Ludwig in ſeiner Verlegenheit aus, „mag's drum ſein, Sie Ungläubige! Aber welchen Titel ſoll man ihr denn geben und wohin werden Sie ſich zurückziehen?“ Dabei blickte der König auf eine Karte der Umgegend von Paris und ſuchte darauf umher.

„Toujours maintenu!“ ſagte lächelnd die Marſchallin halblaut zu der Marquiſe. „Man könnte ſie ja Madame de Maintenance nennen!“

„Was ſagen Sie da, Marſchallin?“ fragte Ludwig, ſich umwendend.

„Ei, Sire, wir haben der Scarron in Ihro

Majestät Gemächern schon einen Namen gegeben. Wir nennen sie Madame de Maintenance."

„Maintenance?" Der König suchte wieder auf der Karte. „Wir haben da eine Domaine hinter Versailles, nach Chartres zu! Richtig, da ist sie, bei Epernon! Der Ort ist still, hübsch gelegen und nur ein Paar Stunden von Versailles entfernt. Wir könnten bei Ihnen diniren, Marquise, und dennoch Abends im Oeil de boeuf Assemblée haben; das ist ein passender Aufenthalt. Die Domaine heißt Maintenon und die Scarron mag Madame de Maintenon heißen; — wahrhaftig, eine gute Idee! Nun aber leben Sie wohl, meine Damen, Wir haben Geschäfte. Reisen Sie spätestens morgen, Marquise, schreiben Sie Uns oft und so bald Wir können, sehen Wir, wie es Ihnen in Maintenon geht. Madame de Maintenon soll ihren Adelsbrief daselbst vorfinden, adieu, adieu!" Damit zog der König die Glocke, küßte der Montespan die Hand und ging in das anstoßende Cabinet, wo Feuillade ihn erwartete. —

„Feuillade, Alles geht gut, Wir sind sie vor der Hand wenigstens los. Sorgen Sie dafür, daß Unsere Domaine Maintenon zur Aufnahme der Marquise in Bereitschaft gesetzt wird, reden Sie deshalb mit Colbert und de Brèze. Die Montespan muß spätestens morgen dort sein, die Scarron wird sie begleiten. Ich habe sie zur Frau von Maintenon

erhoben und glaube, ihren Eifer, mit der Königin zu intriguiren, dadurch etwas abgekühlt zu haben. Lassen Sie auch, wenn die Marquise fort ist, Herzogin La Valière benachrichtigen, daß Wir Uns freuen würden, sie wiederzusehen. Sie dürfen ihr Hoffnungen machen, mäßige Hoffnungen. Doch genug von diesen Weibergeschichten!"

„Scarron geadelt, La Valière zurückberufen!" brummte der Marschall, als er hinaus ging. „Die Majestät fürchtet sich vor der Prinzessin Ankunft!"

Während die Pariser die Köpfe wegen der Tripelalliance zusammensteckten, auf die holländischen Häringshändler und die verrätherischen Engländer schimpften, die sich vermessen wollten, dem Ruhme Frankreichs entgegenzutreten, während besonders schlaue Politiker die Prinzessin Anna, oder gar die Königin-Wittwe Henriette von England für die Undankbarkeit König Carls verantwortlich machten, wurde im Palais royal unter großem Zulauf Molières neues Stück „George Dandin, oder der beschämte Ehemann" gegeben, in welchem der Dichter, obwohl seine Leiden eher zu- als abgenommen hatten, die komische Titelrolle zu allgemeinem Ergötzen spielte. Die geprellten Ehemänner waren ja aus naheliegenden Gründen sein eigentliches Fach und George Dandin ein wahres Musterbild dieser Gattung.

Dandin hat als reicher, bürgerlicher Guts-

besitzer eine adlige Kokette, Angelique de Sotenville, geheirathet und mit ihr seine edlen Schwiegereltern, ein echt krautjunkerliches Ehepaar und alle ihre aristokratischen Prätensionen in's Haus bekommen. Bei jeder neuen Bestätigung, welch' einen unverbesserlichen Mißgriff er begangen habe, bricht der arme Dandin in den Ausruf einer resignirten Verzweiflung aus: „Du hast's gewollt, George Dandin!" Selbst als er seine edle Gattin auf Nebenwegen antrifft und sich nicht einmal beklagen darf, ohne die Degenspitze seines Herrn Schwiegerpapas fürchten zu müssen, muß dieses Wort ihn trösten.

Der König mit dem ganzen Hofe hatte das Stück schon in der zweiten Vorstellung gesehen und herzlich darüber gelacht, George Dandin wurde der Liebling der Pariser. Gerade um diese Zeit nun kamen Prinz und Prinzessin Orleans aus Lothringen nach Paris, ließen, ohne Aufwartung zu machen, in Versailles durch Graf Taranne ihre Ankunft melden und nahmen im Luxembourg Wohnung. Zugleich zeigten sie dem Commandeur der Bastille an, daß in einigen Tagen Chevalier d'Effiat und Gräfin Marsan ihm von den Musketieren als Staatsgefangene übergeben werden würden, und gingen Abends in die Komödie, wo sie sich herrlich amüsirten. Auch den zweiten und dritten Tag dachten sie nicht daran, dem Könige aufzuwarten, als ob sie weder zum Hofe, noch

zu den Bourbonen gehörten. Da kam der Befehl für Beide, sich am nächsten Mittag zur Privat-Audienz bei Sr. Majestät einzufinden.

Prinz Philipp war ein wunderbar gelehriger Schüler seiner diplomatischen Gemahlin geworden, Beide verstanden sich jetzt vortrefflich. Sie rollten so vergnügt dem schimmernden Versailles zu, als hätte es dem lustigsten Feste gegolten. Als sie beim Oeil de boeuf vorfuhren, wartete der Hofmarschall de Brèze bereits mit Kummer und Spannung im Gesicht und brachte sie, statt sie nach dem großen Königssaal zu führen, in's kleine Foyer, wo Feuillade nicht minder ängstlich ihrer harrte, um sie in's Privatcabinet des Königs zu geleiten.

Ob Ludwig die Zusammenkunft fürchtete und die Vorwürfe, welche seine bisherige Freundin und Vertraute ihm etwa machen möchte, ob er als Monarch und Chef der Familie das sonderbare Benehmen des Prinzenpaares öffentlich rügen wollte, kurz, er hatte Colbert, Louvois und den Grafen Servien um sich versammelt.

„Sie scheinen es nicht für nöthig zu halten, Monsieur," redete er den Prinzen scharf an, „das, was in Lothringen geschah, insbesondere Ihren zweideutigen Antheil daran, so bald wie möglich vor Uns zu rechtfertigen?!"

„Bezweifeln Sie nicht, Majestät," erwiderte Philipp

kühl, „daß dies sofort geschehen wäre, lägen die Ereignisse noch heut wie damals. Die Frau Herzogin war indeß der Ansicht, daß bei der totalen Umwandlung der Dinge es meinerseits nicht gerathen wäre, auf die Entschlüsse Ew. Majestät ferneren Einfluß üben zu wollen. Die Gründe der Prinzessin waren um so triftiger für mich, je genauer sie grade in die frühere Politik Ew. Majestät eingeweiht war."

„Frühere Politik? Was heißt das? Hätten Wir jetzt eine andere als früher? Es giebt nur eine Politik für Uns, der Ruhm und die Größe Frankreichs!"

Prinzessin Anna verneigte sich tief und sagte: „Das hatten wir allerdings auch geglaubt, als wir vor Lille lagen, aber seitdem sind Dinge geschehen, die —"

„Ja wohl, Prinzessin, unerhörte abscheuliche Dinge, die über Nacht Uns überraschten!"

„Ew. Majestät vielleicht, mich nicht! Mir kam Nichts unvermuthet, als das Eine, daß König Ludwig in das Lager desselben Feindes überging, den wir in Flandern und Hennegau schlugen!!"

Alles schrak auf bei diesem kühnen Worte. Der König entfärbte sich. — „Prinzessin," sagte er, sich zur Ruhe zwingend, „ich habe Ihr politisches Genie zu sehr bewundern gelernt, um nicht zu merken, daß Sie Uns nur angreifen, um nicht selbst angegriffen zu werden."

„Nicht doch, Majestät. Ich bitte Sie im Gegentheil, mir hier vor Ihren Ministern offen und deutlich zu sagen, was Sie über mein Verhalten denken. Niemand wünscht mehr als ich, daß alle Welt klar meine Stellung zu Ew. Majestät und zu Frankreich erkenne und mein Name nur mit den größten und edelsten Zielen dieses meines zweiten Vaterlandes verknüpft bleiben möge."

„Nicht Vorwürfe sollen Sie hören, theure Prinzessin," erwiderte Ludwig mit sanfter Stimme. „Aber, daß Sie, die Ihren königlichen Bruder Carl, seine Räthe und England so gut kennen und die festesten Zusicherungen von ihnen seit dem Frieden von Breda besaßen, daß Sie auch gar Nichts von Allem erfahren konnten, was dieser abscheuliche de Witt mit Lord Temple im Haag verhandelte, daß Sie sich endlich von Arlington so schmählich düpiren lassen konnten und, während Wir auf Ihres Bruders Versprechungen bauten, England sich mit den Holländern und Schweden verbinden ließen, — das muß uns unglaublich vorkommen!"

„Das muß es auch, Sire. Sie erzeigen meiner Einsicht damit nur die gebührende Ehre. — Schon als uns Arlington für gewisse Subsidien die strengste Neutralität in den Niederlanden und Holland zusagte, wußte ich genau, — was Temple und de Witt beabsichtigten und wie sie den Hof zu Whitehall zu

einem Bunde der drei Seemächte gegen uns aufhetzen wollten."

Ludwig blieb stumm vor Erstaunen. Keiner der Anwesenden wagte zu athmen. Endlich schlug der König wie außer sich die Hände zusammen und rief: „Sie, Anna? Sie, auf die Wir mehr als eines anderen Menschen Treue Uns verließen, Sie wußten dies und schwiegen? Sie ließen es geschehen, daß wir das Opfer dieser Verschwörung vor ganz Europa wurden?!"

„Nicht so ganz, Sire; Lord Temple und de Witt fanden in London nur taube Ohren. Mein Bruder Carl hatte keine Lust, sich mit der Republik Holland zu verbinden, die ihre Schiffe einst bis zur Londonbrücke schickte, um die Residenz der Stuart zu bombardiren. Ein Wort von mir galt ihm mehr, als alle Vorspiegelungen Temples und das Geschrei seines Parlaments; das Zünglein der politischen Waage Englands wich dem leisesten Drucke meiner Hand."

„Bei meiner Krone und königlichen Ehre," rief Ludwig zornig, „es fehlte nur noch, daß Sie lächelnden Mundes gestänben, Sie eben seien der Feind gewesen, der dies Zünglein von Frankreichs auf Hollands Seite rückte!"

„Dann würden natürlich Ihre getreuen Räthe zum höchsten Gerichtshofe über mich sich constituiren! Wohlan, ich nehme die Klage auf! — Ich bin in

dieses Land gekommen, Sire, als das Kind eines verbannten Königsgeschlechts. Ich habe hier — Täuschungen, Schmerzen und — Kränkungen erduldet, wie vielleicht kein anderes Weib von königlichem Blute, und dennoch in meiner Todesstunde werde ich sagen, Frankreich ist das Land meiner Liebe und meines Stolzes, Ihr Ruhm, Sire, meines Lebens Impuls gewesen, und wenn ich Ihr Vertrauen genoß, verdiente ich es, weil keiner Ihrer Diener so viel um Sie — gelitten hat wie ich! Für Sie, für Frankreich konnte ich Alles thun, noch mehr, ich hätte dafür — sterben können! — An dem Tage aber, wo Sie sich der Strohpuppe Theresa's, jener Montespan hingaben — wo Sie es duldeten, daß der Feind, den Sie im Auslande schlugen, im eigenen Hause seinen Heerd aufschlug, daß diese Jesuitenclique für Habsburg gegen die Lilien offen agitirte, mit einem Wort, als Sie, Sire, ein Spanier wurden, da erinnerte ich mich, daß England meine Wiege war! Ich schickte die Morton nach Whitehall und — die Tripelallianz kam zu Stande!" —

„Madame," sagte Ludwig tonlos, sich an die schweißbedeckte Stirn fassend, „Sie haben in verhängnißvollem Irrthum gehandelt. Was bewog Sie zu der Annahme, daß Wir den spanischen Intriguen jemals nachgegeben haben?"

Die Prinzessin zog ein Packet Papiere aus Ihrem

Kleide hervor. „Lesen Sie, Sire, was die Frau, die Ihren Sohn, den künftigen König von Frankreich geboren hat, an den Herzog von Lothringen schrieb. Der alte Frondeur ward von ihr zu neuem Verrath aufgehetzt! Königin Theresa rief das deutsche Reich gegen Sie in Waffen, Sie legte Ihnen die Montespan an's Herz, Sie sandte —" Anna trat flammenden Blicks dicht vor Ludwig hin — „die Hexe von Endor, um Saul zu bethören, der in die Schlinge fiel! Seitdem die Wittwe Scarron ihre fromme Diplomatie getrieben hat, bin ich überflüssig geworden! — Spanien und Habsburg hätte Sie doch bald genug zum Stillstand gezwungen, so kam ich dem zuvor, griff dreist in das Wespennest zu Nancy, und — wenn doch, zu Frankreichs Schande, Friede geschlossen werden sollte, so wollte ich ihn selbst schließen!"

„Man hat Uns schändlich betrogen!" rief Ludwig. „Sie aber, Prinzessin, fühlen sich beleidigt, weil Wir, der Politik zu Liebe, Uns einer treuen Person der Gegenpartei versichern wollten. Sofort als Feuillade Uns Ihre ersten Berichte brachte, haben wir diesen Mißgriff verbessert. Die Montespan ist entlassen, die La Valière kommt zurück."

„Sire, thuen Sie mir doch den Schimpf nicht an, einen dieser Herren glauben zu machen, mich hätte zu Dem, was ich that, Eifersucht getrieben! Ew. Majestät wissen, das dies nicht wahr ist! —

Ich bin zu stolz darauf, die Gattin des Helden von Dudenarde zu sein, um einen solchen Verdacht nur einen Augenblick zu dulden. Ich ersuche Sie sogar um die Gnade, daß die gute Montespan wieder an den Hof kommen darf, ich möchte sie selbst dazu einladen. Ihre Größe erstrebte ich, Sire, und wollte mein Andenken an Sie und Frankreichs glänzendste Epoche knüpfen. Muß Frankreich aber gedemüthigt werden, so mag nicht Spanien und die Jesuiten, sondern England den Triumph haben. Dafür bin ich eine Engländerin. Meine Mission in Frankreich ist zu Ende, — Tu l'as voulu, Dandin!"

Die Prinzessin verbeugte sich, gab ihrem Gemahl den Arm und verließ Versailles.

„Sie sind anbetungswürdig, Anna!" flüsterte Philipp. „Diese Stunde läßt mich Alles vergessen, was uns jemals einander entfremdet hat!" — —

Wohl schwiegen die anwesenden Minister wie das Grab, mit feierlichem Eide hatten sie es dem tief erschütterten, gedemüthigten Könige — dem besiegten Sieger — versprechen müssen. Aber sonderbar, etwas ward doch ausgeplaudert, das höhnische Wort, was die Prinzessin beim Abschiede rief: „Tu l'as voulu, Dandin!"

Drittes Capitel.

Königin Theresa.

Ludwig saß in einer fatalen Klemme. Er mußte Frieden machen, oder ganz Europa trat gegen ihn in Waffen. Man zeigte Ernst und legte ihm die Besetzung der Freigrafschaft und Lothringens als Bruch des Waffenstillstands aus, ja die kecken Holländer wagten sogar den spanischen Niederlanden 16000 Mann Hülfstruppen zu senden, welche Lorraine, Gastons Sohn, der wildeste Hasser der Bourbonen, kommandirte. Unheilbar war die Wunde, welche dem dünkelvollsten Monarchen geschlagen war, tiefer noch und grimmiger das Weh, welches Anna von Orleans, das Weib seiner Liebe ihm durch die Begünstigung der Tripelallianz bereitet hatte. Nur zu gewiß, ihr Herz hatte sich von ihm abgewendet, in der höchsten Noth hatte sie ihn verlassen. Das war die Folge der bösen Stunde, in welcher Ludwig sich an die Montespan gekettet, der Stunde, in welcher er den Worten der Hexe von Endor, der Wittwe Scarron, der ge-

adelten Frau von Maintenon, gelauscht hatte. Wie konnte er sich aus diesem Meer von Widersprüchen befreien, wie mit Ehren einen Frieden schließen, den — halten zu müssen so viel für ihn bedeutete, als seiner geträumten welthistorischen Mission zu entsagen. Nur die Frau, welche dieses Unheil angerichtet hatte, der er zürnen, die er hassen zu können wünschte und die er trotzdem lieben mußte, nur Anna von Orleans konnte den gordischen Knoten lösen, an welchem jedes Schwert sich stumpf erwies. Ludwig sah aber ein, daß die Prinzessin vorläufig unzugänglich für seine Wünsche bleiben werde, er erst die spanische Partei am Hofe niederschlagen müsse, wenn er zu einer erträglichen Freiheit des Handelns gelangen wolle. Um dies zu können und den ganzen Zusammenhang der Intriguen zu ermitteln, welche seine Gemahlin gegen ihn gesponnen hatte, begab Ludwig sich in Person nach der Bastille, um Gräfin Marsan und d'Effiat in Gegenwart des Generals Servien de la Roche und Colberts zu verhören. Feuillade wurde inzwischen zu Prinzessin Anna gesendet, sie den Interessen ihres königlichen Freundes geneigter zu machen.

Die Bastille, jene sechs dicken, grauen Thürme, nahe bei dem Thore St. Antoine, war die Zwingburg für Paris, welche Carl V., nachdem er Franz I. bei Pavia besiegte, vollendet hatte. Sie schloß jetzt die ruhelose Ränkespinnerin ein, die Ninon de

l'Enclos langjährige Gastfreundin gewesen war. Die verwegenen Pläne, welche Gräfin St. Marsan gehegt, als sie ihren Sohn und den ihr beinahe noch theureren Adoptivsohn Lorraine dem Prinzen Conti als Pagen zuführte, waren schmählich vereitelt worden, und nur der letzte Schritt blieb ihr zu thun, der Schritt vom Kerker ins Grab. Wußte sie doch zu gut, daß Ludwig XIV. unerbittlich sein werde. Der mächtige Orden, dessen Freundin und Werkzeug sie gewesen war und dem sonst Nichts unmöglich schien, hatte sie in dem Augenblicke verlassen, als sie mit den gefährlichen Papieren in Nancy ergriffen wurde. Die dortigen Conventualen hatten sich mit dem Befehle ihres Provinzials, diese fremde Dame bei sich aufzunehmen, entschuldigt, aber sonst jede Verbindung mit ihr abgeleugnet. Weder Frau von Maintenon noch Pater Lachaise hatten versucht, sie zu retten, obwohl gerade sie es gewesen waren, welche diese Frau in ihren politischen Träumereien bestärkt hatten. Lorraine, für den sie Alles gelitten und dem sie ihre Familie in blinder Liebe geopfert hatte, um ihm zu seinem Erbe zu verhelfen, war als ein Opfer seiner Eitelkeit der listigen Anna von Orleans erlegen, welche die endliche Katastrophe herbeigeführt hatte. —

Durch das enge, hohe Gitterfenster fiel der matte Tagesschein auf das fahle, faltenreiche Gesicht der unglücklichen Gräfin. Während sie über ihr Leben und

baldiges Ende nachsann, schüttelte sie das mumienhafte Haupt und verrieth damit die Qualen, welche ihre Seele empfand. Zwar hatte man ihr die Ketten abgenommen, weil hier kein Entrinnen möglich war, aber die Anstrengungen der Winterreise, die harte Behandlung, welche sie während derselben erdulden mußte, hatten ihre Gesundheit wie die Energie ihres Geistes gebrochen. Lebenssatt, in der Gewalt ihrer Feinde, fühlte sie nur noch den Wunsch, aus diesem traurigen Leben zur ewigen Ruhe einzugehn.

„Er kommt! Er wird gewiß kommen; er muß kommen!“ flüsterte sie wiederholt und hörte auf jedes Geräusch vor ihrer Zelle.

Und er, auf den sie einen Tag um den andern wartete, trat endlich ein, — der König, von seinen beiden vertrautesten Räthen nebst Jevy, dem Gouverneur der Bastille und Chef der Maréchaussée, begleitet. Der drohende Ausdruck in Ludwig's Gesicht sagte der Unglücklichen, daß sie kein Erbarmen zu hoffen habe. Colbert breitete Schriften auf den Tisch aus und schickte sich an, das Protokoll aufzunehmen.

„Madame,“ begann der König, „Wir sind zu alte und erbitterte Feinde, als daß Sie hoffen dürften, Entschuldigungsgründe für sich geltend zu machen. Mildern können sie die Strafe nur durch offenes Bekenntniß, rücksichtsloseste Enthüllung der verrätherischen

Umtriebe, welche Sie Jahre lang gegen Uns angezettelt haben."

Die alte Dame richtete einen Blick des glühendsten Hasses auf den Monarchen und ihre Lippen umspielte ein höhnisches Lächeln. — „Wer sagte Ihnen, Sire, daß ich Gnade begehre? Unsere Rechnung ist abgemacht. Hätte ich gesiegt, ich hätte Sie vernichtet und Gaston von Orleans an Ihnen gerächt. Sie waren der Stärkere, an Ihnen ist es jetzt, gegen mich ebenso zu verfahren."

„Wir würden ohne Zweifel so handeln, wären Wir nicht edler gesinnt. Sie haben das Leben verwirkt, Sie sagen es selbst, aber den Lauf der Gerechtigkeit hemmte die fußfällige Bitte Ihres Sohnes Edgar, des Einzigen Ihres Hauses, der Uns Treue bewahrte und sein Gewissen rein von Verrath hielt. Wir haben ihm versprochen, in Betracht Ihres Alters und Geschlechts Ihr Leben zu schonen, wenn Sie aufrichtig gegen Uns sein wollen. Sind Sie das nicht, werden Sie nicht nur Ihr eigenes Schicksal verschlimmern, sondern auch diesen Ihren Sohn in den Ruin und die öffentliche Schande hinabziehen, die Ihr wohlverdienter Lohn ist."

„Meines Sohnes kindliche Liebe entschuldigt allein seine Schmach, daß er je vor Ihnen kniete! — Sie drohen mir mit einem schlimmeren Schicksal, mit dem Henkertode auf dem Grèveplatz? Ich erwarte ihn.

Ginge es nach dem Rechte, müßte Königin Theresa, Ihr eigner Bruder, Sire, und noch manch' Anderer auf diesem Gange mich begleiten. Es würde eine erlauchte Procession werden! — — Sie wollten bei mir Aufklärung holen? — Sie wendeten Sich an die falsche Adresse, Sire!"

„Um Ihr Geständniß zu erzwingen, thörichte Frau, hat die Bastille noch andere Mittel. Sie mögen sich vielleicht stark genug fühlen, dem Tode entgegen zu gehen und auf dem Schaffot die Heldin zu spielen, aber — die Tortur ist schlimmer als das Sterben; Sie thäten besser, sich ihre Schrecken zu ersparen. Lassen Sie den Henker mit seinen Leuten kommen, Jevy, und draußen warten."

Der kalte Angstschweiß trat auf die Stirn der geängstigten Frau. Ihr Gesicht nahm die fahle Starrheit des Entsetzens an und Fieberfrost schüttelte ihre Glieder. „Ein Mittel, Sire, wahrlich eines Kannibalen würdiger, als eines christlichen Königs! Wenn Sie nicht schon zu viel wüßten, und ich noch hoffen könnte, durch mein Schweigen Sie zu verderben, Ihre Zangen und glühenden Eisen sollten meine Lippen nicht öffnen! Aber ich will reden, denn mir sagt Gott, daß Ihr Haus und Ihr durch Lug und Trug, Blut und Schande erbauter Thron sich selbst zerstören muß, wie der Scorpion mit dem eignen Stachel sich tödtet! Reden also will ich auf drei

Bedingungen hin, die zu erfüllen nicht nur Sie, Sire, sondern Ihr Minister Colbert mir versprechen müssen, mein schlimmster Feind, Colbert, den ich aber dennoch für den einzig redlichen Mann in Frankreich halten muß."

„Der Grimm gegen Uns ist bei Ihnen zur Krankheit, zur fixen Idee geworden. Wir bedauern Sie mehr, als Wir Ihnen zürnen. Nennen Sie Ihre Bedingungen und Wir werden sehen, ob Ihr Geständniß verdient, daß man sie erfülle."

„Ich verlange, — werde aus mir, was da wolle, daß mein Sohn nie zu entgelten habe, was ich gegen das Haus Bourbon verschuldete. Eine todeswürdige Verbrecherin mag ich in Ihren Augen sein, aber eine Mutter bin ich vor Gott und der Welt, die ihren Feind und Richter um Erbarmen für das einzige Wesen anruft, das sie noch liebt!"

„Wir haben Ihnen schon gesagt, daß dem Grafen von St. Marsan seiner Mutter Schuld bisher nicht angerechnet wurde. Er blieb im Dienste Unserer königlichen Hofhaltung, ja Wir versprechen Ihnen sogar, daß Ihr confiscirtes Vermögen ihm zurückgegeben, die von Ihnen verwirkte Apanage ihm ausgezahlt werden soll und wir ihn so behandeln werden, als hätte Niemand seines Namens je Unsere Ungnade verdient. Setzen Sie die Acte darüber vor den Augen der Gräfin auf, Colbert. Wir wollen Sie sogleich unterzeichnen."

„Ich verlange ferner," fuhr die Gräfin fort, „daß man mir einen letzten ungestörten Abschied von meinem Sohne bewillige, bei welchem ich ihm diese Gnadenacte einhändigen darf!"

„Das sei Ihnen gestattet!"

„Endlich will ich wissen, ob Lorraine gleich mir gefangen sitzt und mein Schicksal theilen wird?"

„Was geht Sie Lorraine an!" —

„Was er mich angeht, Sire! Weniger zwar als er Sie angehen sollte, denn er ist Ihres Blutes, aber er geht mein Herz, mein Gewissen an; zwei Dinge, die Sie vielleicht nie besaßen! Mag die List der Prinzessin Anna ihm auch alle Beweise seiner hohen Geburt entrissen haben, für mich, für Carl von Lothringen, für alle Die, welche noch Wahrheit, Ehre und Recht anerkennen, bleibt er Ihres Oheims legitimer Sohn, der seiner Rechte tückisch beraubt ward und den Sie morden wollen, um sich seiner Ansprüche zu entledigen! Den fürstlichen Knaben zu retten, starb mein hochherziger Gemahl, für die Gerechtigkeit seiner Sache hab' ich gelitten und gestrebt und muß nun dafür sterben! Lassen Sie mich wenigstens wissen, was sein Schicksal sein wird."

„Sagen Sie es ihr, St. Roche, Uns würde Sie keinen Glauben schenken."

„Sie können über den Chevalier beruhigt sein, Madame. Er entwischte in Nancy aus dem Gefäng-

niß mit Hülfe der Jesuiten und hat jetzt als unverbesserlicher Verräther 16,000 Mann Holländer den Spaniern zugeführt."

„Servien!" rief die Gräfin staunend. „Täuschen Sie mich nicht? Ist das so, wie Sie sagen?"

„Da Ihnen Colberts, des Marquis von Seignelay Ehre höher steht, als die jedes Andern, mag er es Ihnen bestätigen!"

„Es ist allerdings so, Madame," versetzte der Staatsrath, „Lorraine ist zur Zeit frei und in den Niederlanden."

„Seiner Ahnen Blut ist dennoch in ihm," murmelte die Arme. „Gott sei gelobt, der ihn gerettet hat!" —

„Sind Sie jetzt geneigt, gegen Uns eben so wahr zu sein? Wir haben Ihre Wünsche bewilligt, wollen von den strengsten Maßregeln gegen Sie absehen, und wenn Sie auch die Bastille nicht mehr verlassen, so sollen Sie doch mit allen Bequemlichkeiten des Lebens versehen werden. Wir begnügen uns, Sie der Möglichkeit zu berauben, Uns ferner zu schaden."

„Ich danke Ew. Majestät herzlichst für diese Gnade." erwiderte spöttisch die Gräfin. „Schwerlich würde ich mich so vieler Rücksichten zu erfreuen haben, wären meine Eröffnungen Ihnen nicht besonders nützlich erschienen, um endlich Licht in diesem Gewirre von Intriguen zu erhalten, das wie ein Netz Sie

umspannte, während Sie die Welt erobern wollten. Die Geschichte ist lustig genug und das Lustigste ist, daß meine Aufrichtigkeit so wenig daran ändert, wie all' Ihre hochgepriesene Königsmacht! — — Die Welt nennt Sie den großen Ludwig und einen zweiten Alexander. Vielleicht wird man Sie in Versailles nächstens auch den zweiten Salomo tituliren, aber Alles, was sie erstreben, Sire, bleibt ein kühnes Luftschloß, das über Ihrem Grabe krachend zusammen brechen wird."

„Zu große Höflichkeit kann man Ihnen eben nicht vorwerfen, Madame," erwiderte Ludwig mit verächtlichem Lächeln, „Ihre ohnmächtige Wuth vermag Uns aber nicht zu beleidigen. Sie thäten besser, Ihre Prophezeihungen dnrch positive Thatsachen zu begründen und auf die Verbindungen genauer einzugehn, welche Sie zu Versailles und Nanch unterhielten, sowie auf Alles, was Sie am Rheine und in Holland zu thun hatten."

„Sollten sich Ew. Majestat noch nicht hinlänglich aus den Schriften belehrt haben, die man mir wegnahm? Lorraine, d'Effiat und ich beschäftigten sich damit, alle Welt gegen Sie aufzuhetzen, und Ihre unberechten Eroberungen erleichterten uns diese Aufgabe. Daß Theresa, Ihre eigne hohe Gemahlin, für uns überaus geschäftig war, wir auch Ihren theuren Bruder Philipp bereits gegen Sie so gut wie gewonnen

hatten, kann ich gleichfalls versichern. Aber was Sie bisher entdeckten, ist Nichts gegen das, was Ihnen jetzt zu eröffnen ich eine fast krankhafte Begierde empfinde. Ihre auswärtigen Feinde sind nur Zwerge gegen den einen, allmächtigen und allgegenwärtigen Feind, — das Jesuitenthum!“

„Wie das?!“ rief Colbert erstaunt.

Der König zuckte auf, sein Gesicht röthete sich, die Adern seiner Stirn schwollen an.

„Sie haben, Sire,“ fuhr die Gefangene fort, „in der Fronde den Adel niedergeworfen, wie das Recht des Parlamentes, haben sich zum unumschränkten Tyrannen gemacht und sogar die ältere Linie Orleans beseitigt. Noch mehr, Sie schufen durch Colberts energischen Geist ein neues Frankreich, welches dem Genuß und Reichthume, der Ruhmbegierde und der Eitelkeit ergeben, ein Abbild seines Königs werden und den Himmel über der Erde vergessen sollte. Aber die Jesuiten rächen nun den Himmel und uns Alle an Ihnen, der Sie uns so vorschnell dahin schicken möchten!“

„Sie bewegen sich zwar in kühnen Behauptungen, die Beweise aber bleiben Sie schuldig.“

„Mit andern Worten, Sire — Sie sehen Ihre schlimmsten Feinde nicht! Wären Sie so leidenschaftslos klug wie Mazarin, so mäßig und auf Ihres Volkes Wohl bedacht wie Colbert, Sie hätten der glücklichste und beneidenswertheste König sein kön-

nen, und als Sie Fouquets sich entledigt und die Verschwörung in der Straße Tixeranderie durch der Ninon Spionage vereitelt hatten, da — konnten Sie es noch! Aber seitdem Anna von Orleans in Ihren Gemächern einen Handschuh verlor, seit jener Stunde, in der Sie die Wittwe Scarron, diese Bettlerin, empfingen, fielen Sie in die Hände der Väter Jesu. Was Sie auch noch thun mögen, jeder Schritt wird Sie nur tiefer in das Netz des Ordens bringen und Heinrich IV. Enkel Spielball der Jesuiten bleiben, dieser — eigentlichen Beherrscher Frankreichs!" —

Sie schwieg und eine unheimliche Stille herrschte in der Kerkerzelle. Der König sah scheu vor sich auf den Boden, die Gräfin betrachtete ihn mit wilder Schadenfreude.

Leise näherte sich endlich Colbert seinem Gebieter. „In jener Stunde habe ich Sie vor dem tückischen Weibe gewarnt, Sire, aber vergebens. Madame de Maintenon ist jetzt schwerer wieder zu entfernen."

„Nie mehr!" rief lächelnd die Marsan. „Alcinens Zauberring war die Falle, in welcher die schwarze Schaar einen König fing. Die Königin, die Montespan, Lorraine und ich waren die Werkzeuge der geheimen Macht, welcher auch Madame Scarron dienen muß."

Der König blickte zornig auf. „Was wollen Sie mit der Scarron sagen? Die Wittwe war nur

Unsere Agentin bei Unsern Feinden und hat Uns ziemlich gut bedient!“

„Mehr als gut! Sie ward sogar Ihre Vertraute, Sire, der Geist, der gegen Ihren Willen Sie umschwebte, der Basilisk, dessen Blick an Ihnen hing, und den Sie nicht vergessen konnten. Sie führte Ihnen die Montespan zu, sie stachelte Theresa auf, und verrieth Ihnen zugleich der Königin Pläne, sie bediente sich Lorraine's, um Herzog von Orleans mit seiner Gemahlin und Sie mit Ihrem Bruder zu verfeinden, sie trieb durch ihre Winke den kühnen Ludwig in das Kriegsgetümmel und — warum that sie das? Damit Sie, Sire, nicht eher Ruhe und Frieden haben sollten, als bis Sie dieser Frau und Denen, welchen sie dient, den Jesuiten, mit dem Rosenkranz in der Hand zu Füßen liegen!“

Langsam erhob Ludwig das finster blickende Auge, aber sein Gesicht bekam allmälig jenen ruhigen Ausdruck königlichen Stolzes und würdevoller Kraft, der bei ihm stets ein Vorbote besserer Entschlüsse war.

„Um der Aufrichtigkeit willen, die Sie mir zeigten, Gräfin, verzeihen wir Ihnen den Haß, welcher Sie so sprechen ließ. Uebermäßiger Zorn wirkt wie ein Speer, der auf den Werfer zurückfliegt. Wir sind Ihnen dafür überaus dankbar!“ — Eine so selbstbewußte, ironische Heiterkeit strahlte bei diesen Worten aus Ludwig's Antlitz, daß die Gefangene bestürzt niederblickte.

„Sie sind mir dankbar? Wie das, Sire?“

„Ob Ihre Prophezeihungen in Erfüllung gehen, steht in Gottes Hand, aber Eins, Madame, wissen Wir, daß Frankreich, dieses schönste Stück seiner schönen Erde, aus Unseren Händen glücklich und groß hervorgehen und auf Den vererben soll, dem der Ewige Unsere Krone ertheilen will! Wir werden Unser Herrscherrecht so gebrauchen, daß weder Mitwelt noch Nachwelt Uns vergessen soll!“ Dann wendete sich der König zu seinen Begleitern um. „Meine Herren, Wir schließen mit allen Unseren Feinden Frieden. Weder die Spanier noch Jesuiten sollen die Freude haben, daß Wir Uns in einem Kampfe gegen die ganze Welt verbluten! Montespan kommt nie wieder an den Hof, und Ihre Majestät die Königin soll Besseres zu thun finden, als gegen sich selbst zu wüthen. Begeben Sie sich sofort zu Monseigneur Unserm Bruder wie seiner Gemahlin und befehlen Sie Beide zur Conferenz, la Roche; die Hexe von Endor soll Saul nicht wieder bethören! Geben Sie der Gräfin ein besseres Gemach, Jevy, und alle Bequemlichkeit, welche sie wünscht. Wir hoffen, sie wird noch lange genug leben, um zu sehen, welch' goldene Früchte ihr Haß uns eintrug!“ Der König nickte der stumm ihn anstarrenden Gräfin zu, unterschrieb die Gnadenacte ihres Sohnes,

deutete lächelnd auf dieselbe hin und verließ mit seinen Begleitern die Zelle.

Gräfin Marsan war wieder allein. Regungslos stand sie, ihr Auge auf die Thür geheftet, die sich hinter dem Könige geschlossen hatte, bis sie den Blick auf das zurückgebliebene Document warf. Plötzlich, als begreife sie Alles, schrie sie auf und preßte die Hände vor das zuckende Gesicht. „Friede?“ stöhnte sie, „Versöhnung mit Theresa? mit Philipp und Anna? — Wahnwitzige Schwätzerin, Du hast ihm selbst den Weg gezeigt, sich vom Verderben zu befreien, und bist an der eigenen Rache zur Verrätherin geworden! Daß er um solchen Preis Dich leben läßt, ist schlimmer als der Tod. Sterben mußt Du, um Deines Feindes Triumph nicht zu schauen, sterben, um drüben dem bleichen Gatten zu melden, daß sein ganzes Geschlecht nutzlos geopfert ward!!“ Sie wühlte wie im Irrsinn in den Falten ihres dunklen Gewandes umher und begann mit den dürren Fingern eine der Nähte aufzureißen. Dann plötzlich hielt sie inne. — „Nein, noch nicht! Mein Sohn muß kommen! Ihm will ich noch ein letztes Wort zurufen! Lorraine lebt ja noch!“ —

Der König hatte sich von der Gräfin zu d'Effiat begeben und ihn scharf inquirirt. Der Graf, welcher ein gleich blutiges Ende wie das seines Oheims Cinqmars vor Augen sah, zögerte nicht, durch aus-

führliche Bekenntnisse den allgemeinen Andeutungen der Marsan eine festere Gestalt zu geben. Er ward deshalb zu fünfjährigem Kerker, Verlust aller Chargen und seines beträchtlichen Vermögens begnadigt, Ludwig aber kehrte in's Louvre mit dem Entschlusse zurück, sich frei zu machen von der Pfaffen- und Weibercamarilla des Hofes und die Coalition seiner Gegner zu sprengen. Seinen alten Plänen hatte er gewiß nicht entsagt, aber er wollte einen andern Weg einschlagen. Feuillade erwartete ihn nach seinem Besuche bei den Orleans, eben so Louvois, den die letzte Wendung der Dinge erschreckt und für sein Portefeuille besorgt gemacht hatte.

„Kommen Sie in Unser Privatcabinet, Feuillade; Sie erwarten das Weitere, Chevalier. Was für Nachrichten haben Sie, Marschall?" damit schloß der König die Thür zu.

„So gut wie gar keine, Sire. Die Prinzessin weigerte sich hartnäckig, mich allein zu empfangen, und ließ mir durch Lafontaine, ihren Secretair, erklären, daß sie keinerlei Eröffnungen entgegenznnehmen habe, die ihren Gemahl nicht auch angingen."

„Wir dachten es. Sie meint ein Recht zu haben, gegen Uns stolz und hart zu sein. Sprachen Sie die Prinzessin endlich in Monseigneurs Gegenwart?"

„Gewiß, aber sonderbar, Monseigneur führte allein das Wort."

„Wunderlich! Er ist dennoch nur ihr Sprachrohr. Wenn es an die Entwirrung des Knotens geht, wird sie wohl ihre Stimme geltend machen."

„Fast möchte ich es bezweifeln, — es wird wenigstens Opfer kosten!"

„Opfer?! — Wir waren bisher der Meinung, die Prinzessin sei zu stolz, für ihre Bemühungen Zahlung zu nehmen, und ihr genüge die Ehre, Unsere vertraute Beratherin zu sein?"

„Sie scheint jetzt positivere Ansprüche zu machen."

„Erklären Sie sich genauer."

„Seine Hoheit der Prinz bemerkte, es gäbe nur eine Art ehrenhaften Friedens für Ew. Majestät, durch welchen allein die Würde der Krone und zugleich eine gewisse Oberhoheit Frankreichs über Spanien, wie sie der glücklichste Krieg selbst glänzender nicht sichern könne, gewahrt werde. Um diesen Preis allein gedächten er und die Prinzessin noch an den Verhandlungen theilzunehmen."

„Und dies wäre?"

„Ew. Majestät räumt Burgund, Elsaß und Lothringen, behält aber, was in den Niederlanden erobert ist, und —"

„Das sind ja Unsere alten Bedingungen vom Waffenstillstande her, damit werden Wir Uns nicht mehr beruhigen!"

„Der Friedenstractat mit Spanien soll überdies

noch den geheimen Zusatzartikel enthalten: daß die älteste Tochter Ihrer Hoheiten des Herzogs und der Herzogin von Orleans, die siebenjährige Prinzessin Maria Louise Gemahlin des Infanten Don Carlos werden soll und Frankreich für den Fall, daß Spanien von dieser Partie zurücktritt, durch Burgund entschädigt werde. Geht man zu Madrid hierauf nicht ein, so muß ganz Frankreich marschiren."

Ludwig XIV. Auge blitzte. Staunen und Freude spiegelten sich in seinem Gesicht. — „Die Bourbonen auf Spaniens Thron?! — So sei es, eher wird der alte Hader doch nicht erlöschen! — Die Prinzessin verlangt sehr viel, aber Wir sind ihr die Genugthuung um so mehr zu bewilligen geneigt, als dieser Ausweg Unsere Bedrängniß fast in einen Sieg verwandelt! Geben Wir auch damit Unsere Eroberungen im Osten auf, wir nehmen sie vielleicht zu gelegenerer Zeit wieder zurück, wenn erst die Allianz der Seemächte gesprengt ist. Erwarten Sie die Hoheiten im Foyer und sagen Sie sogleich Unserem Bruder, Wir acceptirten seine Vorschläge."

Der König trat zu den Ministern in's Audienzzimmer, Feuillade eilte zu de Brèze in das Vorgemach.

„Wir hoffen bald Frieden zu haben, Colbert, und mit Spanien auf dauernd freundschaftlichen Fuß zu kommen, es müßte denn gegen den eigenen Vortheil verblendet sein."

Bayerische Staatsbibliothek München

„Keine Neuigkeit kann fröhlicher meinem Ohre klingen, Sire," erwiderte der Finanzmann, „nichts wird die gedrückte Stimmung des Landes mehr heben, als der Friede!"

„Das ist der ewige Refrain aller Finanzminister," bemerkte Louvois spöttisch. „Sie bedenken aber nicht, wie die Welt uns auslachen wird, wenn das stolze Frankreich gedemüthigt und Ludwig, der bewunderte Sieger, gezwungen wird, seinen stolzen Plänen zu entsagen!"

„Besser, man bekennt, etwas Unmögliches nicht thun zu können, als daß man unternimmt, was man niemals zu Ende führen kann. Was nützen einem Lande Siege und Eroberungen, wenn es dabei verarmt?" erwiderte Colbert scharf.

„Lassen Sie diese eifersüchtigen Vorwürfe, meine Herren," warf der König ein, „erkennen Sie lieber Jeder des Andern Verdienste an. Wir werden nie vergessen, daß Colbert Frankreichs Wohlstand herstellte und Ihnen, Louvois, Unsere Siege ermöglichte! Wir werden entweder einen glänzenden Frieden haben oder gar keinen. Vorläufig soll die Armee des Ostens sich nach Süden in's Languedoc zurückziehen, die Flotte aber im Meerbusen von Toulon sich sammeln."

Oberhofmarschall de Brèze öffnete die Flügelthüren und rief: „Ihre königlichen Hoheiten, Prinz und Prinzessin von Orleans."

Der König ging ihnen lächelnd entgegen, umarmte seinen Bruder und küßte Anna auf die Stirn. „Spröde Leute muß man durch Schmeichelworte gewinnen! De Brèze, laden Sie doch Ihro Majestät die Königin zu einer dringenden Besprechung ein. Man ziehe sich zurück.“

Die königlichen Brüder und Prinzessin Anna waren allein.

„Philipp,“ begann der Monarch mit mühsam unterdrückter Bewegung. „Wir haben einander um den Besitz des Diadems und die Gunst dieser schönen Frau beneidet, ja angefeindet. Wollten Wir Ihnen sagen, Wir liebten die Prinzessin nicht mehr, Wir würden eine unwürdige Lüge aussprechen, denn Unser Herz wird, so lange noch Leben darin ist, für sie schlagen. Wir täuschten uns nur in der Art Unsrer Neigung und sind dadurch in Verhältnisse gezogen worden, die Uns widerstreben. Diesen Fehler wollen Wir gut machen, damit zwischen uns endlich Alles klar werde. Lassen Sie uns fortan gemeinsam Unsere Feinde niederwerfen! — Wir werden darum den Frieden nicht eher abschließen, bevor nicht Spaniens Krone den Bonrbonen gesichert, Ihre älteste Tochter mit Don Carlos verlobt ist. Sie selbst sollen Zeuge sein, daß Wir die Fesseln sprengen, in welche Spaniens und Habsburgs Intriguen uns zu schlagen suchten. Lassen Sie uns, mein Bruder, unsern Kin-

dern mit unsrer Freundschaft einst die Herrschaft des Westens von Europa vererben. Wollen Sie das, so schlagen Sie ein!“ Er hielt Philipp die Rechte hin.

„So wahr mir Gott helfe,“ rief Orleans, „dafür will ich mein Leben lassen, wenn es sein muß!“ Er drückte heftig die Hand des Königs.

„Lassen Sie mich auch an diesem Bunde Theil nehmen,“ sagte Prinzessin Anna freudig lächelnd. „Es ist endlich Zeit, von den Thorheiten der Jugend zu erwachen und unser Glück in den Kindern zu suchen, die Gott uns zum Zwecke unseres Lebens geschenkt hat. Wir wollen für Sie, Sire, wie für uns streiten, das Leben ist für den Haß ja viel zu kurz, lassen Sie es uns lieber in neidloser Zuneigung beschließen.“

Der König küßte der Prinzessin Hand. „Sie werden genug dabei zu thun finden, theure Frau! — Was rathen Sie uns aber nun den Seemächten gegenüber?“

„Ich werde die Tripelallianz, die ich veranlaßte, auch zu sprengen wissen, sobald der Friede erst geschlossen ist.“

„Holland, England und Schweden wären sehr thöricht, wenn sie dieselbe nicht aufrecht hielten.“

„Wenn nur eine dieser Mächte thöricht ist, so ist das genug, um ihre Freundschaft zu lockern. Diese eine wird, wie gewöhnlich, — England sein!“

„Halten Sie Carl II. für so schwachköpfig?“

„Er hat sich schon einmal bewegen lassen, meinem Rathe zu folgen, er wird es zum zweiten Male desto lieber thun, als er mir unbedingt vertraut und glaubt, ich könne ihm nichts rathen, was nicht zu seinem Glück ist.“

„Es wäre doch mehr als sonderbar, wenn er sich von Ihnen jetzt bereden ließe, dieselbe Allianz zu brechen, welche Sie ihm so warm angerathen haben, besonders da diese Allianz sein königliches Ansehen erhöht, ihn bei Volk und Parlament beliebt gemacht hat.“

Mit seinem Volk und Parlamente wird er sich nur so lange gut stehen, als es ihm Geld giebt. Das wird aber aufhören, wenn man erfährt, wie die für die Flotte bestimmten Summen seinen Günstlingen und Freundinnen in die Hände fielen. Etwas Anderes bereitet sich überdies vor, das dem guten Einvernehmen der Engländer mit meinem Bruder bald ein Ende machen dürfte.“

„Nun, und was?“

„Der Herzog von York ist im Begriffe — katholisch zu werden. Die Jesuiten sind zu London sehr geschäftig und werden ihr Ziel erreichen.“

„Das ist unmöglich, Prinzessin, Barillon schrieb Uns davon kein Wort!“

„Man betrieb eben die Sache mit äußerster Heimlichkeit. Verlassen Sie sich indeß darauf, Lady

Morton hatte scharfe Augen. Es ist vielleicht nöthig, Ihrem Gesandten Barillon noch einen geheimen Geschäftsträger an die Seite zu geben, der die Volkspartei aufwiegelt und den Bruch mit der Regierung beschleunigt. Das Andere überlassen Sie nur unserem Golde und — meinen Intriguen."

„Sie haben eine schlechte Engländerin zur Gemahlin, lieber Philipp."

„Weil Sie eine gute Französin ist, Sire!" lachte der Prinz.

„Glauben Sie darum nur nicht, daß ich meinen Bruder Carl weniger liebe? Ehe er aber von demselben Volke, das meines Vaters Blut vergoß, abhängig wird, soll er lieber von unserer Freundschaft abhängen! Wenn ihm dies trotzige Volk dann widerstrebt, so geben wir ihm eine Armee, welche die Rebellenbrut niederwirft, damit er ein freierer, mächtigerer König werde, als sein Vater und Großvater waren!"

Der König lächelte fein. „Wenn er es sein kann — immerhin, unsere Bundestreue soll ihm nicht fehlen."

Das Gespräch wurde plötzlich unterbrochen. Königin Theresa erschien mit einem stolzen Lächeln, das deutlich bewies, sie kenne die Verlegenheiten ihres Gemahls. Als sie jedoch den Herzog und Herzogin von Orleans erblickte, blieb sie erstaunt auf der

Schwelle stehen und hochmüthige Erbitterung malte sich in ihren Zügen.

„Wir hätten wohl zu einer gelegeneren Stunde kommen sollen? Wo der Herzogin von Orleans Rath gehört wird, ist der unsere wahrscheinlich überflüssig.“

„Keineswegs, Majestät!“ Damit bot Ludwig seiner Gemahlin den Arm und führte sie zu dem Sessel vor seinem Schreibtische. „Wir würden es sehr bedauern, wollten Sie Uns Ihres diplomatischen Beistandes in dieser Stunde berauben.“

„Wir wüßten nicht, Sire,“ erwiderte Theresa befremdet, „daß Sie einen solchen Beistand je zu würdigen geruht hätten. Wenn Unser Rath indeß neben der Staatskunst der Herzogin von Orleans beachtet werden soll, steht er Ew. Majestät zu Diensten. Haben Sie die Güte, Sire, Uns den Gegenstand der Verhandlungen zu nennen.“

„Es betrifft den Frieden, den Wir mit Spanien zu schließen wünschen und welcher der Anfang einer dauernden Freundschaft werden soll. Wir zweifeln nicht, Ew. Majestät werden sich mit Freuden beeifern, Uns dabei die Hand zu reichen und die vorläufigen Besprechungen mit Madrid zu übernehmen.“

Die Königin warf einen triumphirenden Blick auf ihre Nebenbuhlerin, ihr Busen hob sich im stolzen Selbstgefühle. „Majestät,“ sagte sie, „über Unsere schwachen Kräfte haben Sie in dieser Angelegenheit

zu gebieten. Sie werden mir einräumen, daß Sie jetzt aus der Noth eine Tugend machen und den Frieden wünschen, weil der Preis des Krieges ein zu theurer sein würde. Es fragt sich nur, unter welchen Bedingungen Sie den Frieden zu erlangen hoffen. Sie werden begreifen, daß Spanien dieses Mal bessere Garantieen für den Frieden haben muß, als ihm auf der Fasaneninsel gewährt wurden."

„Madame," erwiderte Ludwig kühl, „Sie schlagen einen Ton an, der seltsam im Munde einer Königin von Frankreich, der Mutter des Dauphin, klingt. Sie sind stets nur Spanierin und Habsburgerin geblieben, Wir möchten Ihnen aber rathen, bei Zeiten gut französisch zu werden und für Ihr eignes Beste besorgter zu sein. Sie sprechen, als ob Spanien, nicht Wir gesiegt hätten, wie wenn das Cabinet des Escurial und nicht Wir die Friedensbedingungen zu stellen hätten! Gewiß müssen die Garantieen für den Frieden klarer festgestellt werden und Wir hoffen, Sie werden dieselben in Unserem Namen eindringlichst befürworten, wäre es auch nur, um Uns damit den Beweis zu geben, daß Alles, was man über Ihr eigenthümlich zweideutiges Verhalten während des letzten Krieges und die sogenannte spanische Camarilla bei Hofe uns mitgetheilt hat, nur böswillige Verleumdungen sind."

Die Königin war höchst erregt. Zorn und Verlegenheit stritten sich in ihr und erst nach einer Pause

fragte sie mit erzwungener Ruhe: „Welche Bedingungen belieben Ew. Majestät zu fordern?“ —

„Wir erbieten Uns, mit Spanien einen Handelsvertrag und ein Vertheidigungsbündniß zu schließen, wenn erstens Das, was Unsere Waffen in den spanischen Niederlanden gewonnen, französischer Besitz bleibt.“

„Das heißt, Sire,“ rief Theresa, „Spanien soll Ihre Eroberungen anerkennen und dieser Friede trüge ihm Nichts ein, als die Hoffnung, daß Sie ihm nicht noch mehr nehmen wollen?“ Die Königin erhob sich, indem sie hinzufügte: „Solche Vorschläge zu befürworten, sind Wir nicht im Stande.“ Sie verbeugte sich dann, als ob sie sich wieder entfernen wolle.

Der König ergriff ihre Hand und blickte sie fest an. „Wir sind mit Unseren Vorschlägen noch nicht zu Ende! Als Garantie eines dauernden Friedens verlangen Wir noch, daß Prinzessin Anna Louise, die älteste Tochter Unseres Bruders Philipp von Orleans, durch einen besonderen Vertrag zur künftigen Gemahlin Ihres Bruders, des Infanten Carlos, bestimmt werde und daß Uns bis zur Erfüllung dieser Bedingung die Franche-Comté verpfändet sei.“

„Nimmermehr!“ rief die Königin, ihren Leidenschaften nicht mehr gebietend. „Das soll, so lange Wir athmen, nie geschehen! Wir, Maria von Oesterreichs Tochter, sollten das Haus Habsburg verrathen?

Wir, Sire, die Hand dazu leihen, ein Kind dieser Frau, die immer Unsere schlimmste Feindin gewesen ist, zur Königin über das Land Unserer Väter zu erheben, und das Spanien, vor dem einst die Welt zitterte, zum Vasallen Frankreichs zu machen?! Bei St. Jago von Compostella, eher mögen Ströme Blutes fließen!!“ Theresa wollte sich von ihrem Gemahl losreißen, der noch immer ihre Hand festhielt, und wandte sich der Thür zu.

„Sie bleiben!“ rief Ludwig heftig, „oder Sie gehen für immer!!“

„Für — immer?! — Was — was sagen Sie, Sire?“ Sie faßte bleich und zitternd die Lehne des Sessels, um sich aufrecht zu halten.

„Wir sagen, daß Sie zu wählen haben: ob Sie Uns eine folgsame Gattin, Unsern Kindern eine gute Mutter und Frankreich eine treue Königin sein wollen, die Unserer Hochachtung und Liebe würdig ist, oder ob Sie lieber als unverbesserliche Spanierin mit Ihrem verrätherischen Gefolge nach Madrid zurückkehren. Dann werden Ihnen auf dem Fuße zwei Armeecorps folgen, um die Leute in Madrid zur Vernunft zu bringen!!“

„Majestät,“ erwiderte Theresa mit gebrochener Stimme, „Sie haben manches Unerhörte gethan, aber noch hat kein König, der seine eigene Ehre hoch hielt, die Mutter seines Thronerben zur Schmach aller Welt

von sich zu stoßen, den Bund, den er vor dem Himmel schloß, treulos zu zerreißen gewagt!!“

„Das, Majestät, — geben Wir Ihnen gern zu! Ein solches Verfahren würde nur durch die Schmach übertroffen, welche Sie, Theresa, Uns, Ihrem Sohne und Frankreich anthaten! Sie haben d'Effiat nach Nancy gesendet, um den Lothringer gegen Uns aufzuhetzen. Sie haben Unsern alten Feind mit Unserm Gelde unterstützt, Sie haben den Schurken Lorraine nach Wien und Don Comares nach Madrid, die Gräfin Marsan nach Holland geschickt, um die Welt gegen Ihren Gemahl und König zu bewaffnen!“

Theresa erhob entsetzt die Hände. „Nein, nein, Ludwig, das — das wollte ich nicht! Es ist Verleumdung, ist eine Lüge Anna's, die mich haßt!“

„So recht, Madame! Also auch der Muth der Wahrheit sogar fehlt Ihnen? Wir dachten doch, Sie hätten kastilianischen Stolz und habsburgischen Trotz genug, Ihre Thaten nicht zu verleugnen! Lassen Sie sich aber sagen, daß Gräfin Marsan und d'Effiat von der Prinzessin Anna bei Herzog Carl in Lothringen gefangen wurden, Wir längst von Ihren Intriguen durch die Damen Montespan und Maintenon unterrichtet waren und Ihre eigenen Handschriften besitzen! Meinen Sie nicht, daß, wenn Wir dies Alles veröffentlichen, Uns die Welt Recht geben wird, daß Wir die Schlange von Uns schleudern, die

Uns verrieth, während sie an Unserer Brust ruhte? Dort ist Feder und Papier. Schreiben Sie der Königin Mutter nach Madrid, Prinzessin Anna wird Ihnen Punct für Punct dictiren! Im andern Falle ist in einer Viertelstunde Ihr Reisewagen mit den Dragonern bereit!!"

„Gnade, Verzeihung, mein Gemahl!" rief Theresa, sank vor dem Könige in die Kniee und preßte ihr thränenfeuchtes, bleiches Gesicht auf seine Hände.

„Wenn Maria Louisa Ihres Bruders Carlos Braut ist, dann wiederholen Sie diese Bitte!" er entzog ihr die Hand und verließ das Cabinet.

Wie eine büßende Magdalena lag Theresa von Frankreich auf dem Boden. Das Prinzenpaar der Orleans eilte zu ihr, um sie aufzurichten.

„Ihre Hand soll mir nicht helfen, Madame!" rief sie der Prinzessin zu. „Noch kann ich mich allein erheben, Ihnen zu trotzen." Sie raffte sich auf, trat wankend an des Königs Arbeitstisch, setzte sich und sagte entschlossen:

„Dictiren Sie!" —

Laut, langsam, jedes Wort abwägend, dictirte Anna von Orleans den verhängnißvollen Brief und ihr Antlitz strahlte von stolzer Freude. Hastig flog die Feder Theresa's auf dem Papiere hin und her, der Prinz aber stand am Fenster und verbiß ein Lächeln. Der König trat wieder ein, das Werk war fast gethan.

Sein fragender Blick hing an der Herzogin und sie nickte ihm bedeutsam zu. Wenige Augenblicke darauf erhob sich Theresa.

„Es ist geschehen," sagte sie tonlos. —

Der König nahm das Schriftstück und las es durch.

„Es ist gut. Geben Sie der Majestät den Arm, mein Bruder, führen Sie sie in ihre Appartements. Wir bedauern, daß Sie dort Ihren spanischen Hofstaat nicht mehr antreffen werden, Madame. Sie mögen dem Herzoge von Montbaçon, der Marschallin Grancini und Herzog von Guiche fortan Ihre Befehle ertheilen."

Ehe die Königin etwas erwidern konnte, trat Feuillade ein.

„Was giebt's?" fragte Ludwig.

„De Jevy ist eben mit dem jungen St. Marsan von der Bastille gekommen, Sire. Die alte Gräfin, welche mit ihrem Sohn allein gesprochen und ihm Ew. Majestät Gnadenacte übergeben hatte, bat ihn darauf, den Gouverneur zu rufen, welchem sie noch Etwas mitzutheilen habe. Als der junge Mann mit Jevy wieder in die Zelle trat, fand er seine Mutter verblutet am Boden liegen. Mit einem kleinen Messer, das sie zu verbergen wußte, hat sie sich die Adern geöffnet!"

Alles schwieg und blickte sich bestürzt an. End=

lich sagte der König: „Lassen Sie den jungen Grafen eintreten, Marschall.“

Blaß und gesenkten Hauptes erschien der junge St. Marsan; der König ging ihm entgegen und reichte ihm die Hand.

„Wir bedauern tief, daß Ihre Mutter so enden mußte. Leider war sie Unsere leidenschaftliche, ruhelose Feindin, aber Wir wollen es Ihnen nicht entgelten lassen. Wir ernennen Sie zum Kammerherrn Ihrer Majestät der Königin und werden dafür sorgen, daß Sie nicht in Umtriebe verwickelt werden, wie jene waren, denen Ihre unglückliche Mutter zum Opfer fiel!“

Ludwig verbeugte sich steif vor Theresa und diese erwiderte ebenso den Gruß. Als sie aber an Anna von Orleans vorüberschritt, warf sie derselben einen Blick unheimlichsten Hasses zu.

„Bei der Schmerzensreichen und allen Heiligen, Wir wollen diese Stunde Dir vergelten!“ murmelte sie, als sie zur Thür hinausschritt.

Viertes Capitel.

Das goldene Gitter.

Wie schwer die Nothwendigkeit, Friede zu schließen, dem Könige anfänglich auch geworden war, nun, da er hierbei gewisse Vortheile sah, welche die erlittene Einbuße an Ruhm aufwogen, betrieb er den Abschluß mit einem Eifer, welcher aller Hindernisse spottete, und suchte nur den Schein zu retten, als ob ihm nicht gar viel daran gelegen sei. Prinzessin Anna und ihr Gemahl, Colbert und Graf Servien de la Roche waren hierbei seine freiwilligen Mitarbeiter, Königin Theresa das unfreiwillige Werkzeug geworden. — Oft schlummert eine Wahrheit als dunkle Ahnung lange in unserem Gemüth und es fehlt uns nur an einem kraftvollen Entschluß oder einer klaren Ueberzeugung, um sie uns selbst zu gestehen und offen anzuerkennen. So war es Ludwig mit der Königin, den Damen Montespan und Maintenon, kurz der ultramontan-österreichischen Partei bisher

ergangen. Sie hatte ihn zu den ärgsten Widersprüchen gebracht, aus denen die Schreckensnachricht der Tripelallianz ihn wachgerüttelt, zu deren voller Erkenntniß ihn aber erst Gräfin Marsan gebracht hatte. Ihr blinder, fanatischer, an Blödsinn streifender Haß trug zu sehr das Antlitz der Wahrheit, hatte Ludwig's dunklen Besorgnissen eine zu deutliche Gestalt gegeben und das Gewebe der verschiedenen Intriguen ihm gar zu klar an den Tag gelegt. Die Tartüffes, die römischen Maulwürfe, waren seine schlimmsten Feinde, ihnen das Haupt zu zertreten, mochten sie sich zeigen wo und wie sie wollten, nun sein unabänderlicher Entschluß. Ein neues, mächtiges Frankreich sollte erblühen und der König sein einziger Herr sein. Ein absolutes Regiment und die straffste Centralisation war, seiner Ueberzeugung nach, die einzige Lebensform einer Nation, wenn sie ihre volle Bedeutung erlangen wollte' und die kirchliche Hierarchie sollte um diesen Zwecken zu dienen, ebenfalls eine streng französische, der König ihr oberster Bischof sein. Ludwig beging den einen Fehler nur, daß es ihm mit den Tartüffes im Staate genau so erging, wie mit dem „Tartüffe" der Bühne. Er vermochte nicht Scheinheiligkeit von Frömmigkeit zu unterscheiden, und in der Besorgniß, die Letztere zu beleidigen, wenn er die Erstere angreife, ließ er zuletzt Beide bestehen, wenn auch jetzt der königliche Zorn die Jesuiten

und ihre Anhänger auf immer vernichten zu wollen schien. —

Die Königin, ihrer spanischen Umgebung beraubt, von dem jungen Marsan, der seiner Mutter schreckliches Ende nicht vergessen hatte, scharf bewacht und mit Leuten umgeben, die nur durch Ludwig's Gnade athmeten, suchte jetzt durch den unterwürfigsten Gehorsam ihren Gemahl es vergessen zu machen, daß sie spanischer gefühlt, als sich geziemt hatte. Sie entsagte in der That jeglicher Politik auf eigene Hand. Marquise von Montespan erschien nicht mehr bei Hofe und es genügte, den Namen Maintenon auszusprechen, um drohende Wolken auf Ludwig's Stirn zu treiben.

Der feierliche, aber geheime Ehevertrag kam zu Stande, welcher die junge Prinzessin Marie Louise von Orleans zu der künftigen Gemahlin von Don Carlos, dem spanischen Thronerben, machte und zugleich ein politisches und commercielles Bündniß beider Nationen anbahnte. Darauf fanden die officiellen Friedensverhandlungen in Aachen statt und als am 2. Mai dieselben allseitig ratificirt wurden, konnte Ludwig mit stolzer Genugthuung sagen: Spanien sei sein Vasall, Flandern, Hennegau wie Namur französische Provinzen geworden, und daß er Burgund, Elsaß und Lothringen ja nur bis auf gelegnere Zeit zurückzugeben brauche. Zugleich waren Prinzessin Anna's

gewandte Feder und Barillon, Ludwig's Gesandter, dem er den schlauen Chevalier de Bonrepaux als Gehülfen gegeben hatte, in London thätig, und Lord Temple's wie des Großpensionairs de Witt mühevolles Werk, die Tripelallianz, begann die ersten bedenklichen Risse zu bekommen. Die kurze Volksgunst, welche König Carl erlangt hatte, war inzwischen bereits bedeutend abgekühlt. Jacob von York, sein Bruder und präsumtiver Thronerbe, hatte die fanatische Maria von Modena geheirathet, war katholisch geworden und das Gehässigste, was die restaurirte Dynastie der Stuarts in England nur beginnen konnte, eine papistische Reaction war im Anzuge.

Vorläufig waren diese Anzeichen künftiger Stürme nur den Eingeweihten erkennbar. Der allgemeinen Meinung war es ja schon genug, daß der Friede zu Aachen Frankreich die Waffen aus der Hand gewunden hatte und die Tripelalliance dazu die Veranlassung gewesen war. Sie war das Unterpfand dauernden Friedens und sie zu erhalten, zeigten sich Holland wie Schweden gleich eifrig bemüht. Als aber im August zu Rom, Wien, London und Stockholm das spanische Heirathsproject zu Tage kam, ward es Allen klar, wie viel bei diesem Frieden gerade Frankreich gewonnen hatte, wie unsicher die allgemeine Weltlage damit wieder werde. Jedem Politiker, der weiter sah, als bis zum nächsten Tag, sank hierbei

das Herz, Ludwig aber trug sein Haupt höher denn je. Zu verwundern war nur, wie schnell das Haus Habsburg durch diesen Act seinen Ansprüchen auf das Reich Carl V. entsagt hatte, Ludwig gehörte sogar selbst zu Denen, welche über diesen Erfolg erstaunt waren. Trotz seiner Rüstungen im Hafen von Toulon und in den Pyrenäen, trotz aller Mühe, welche Theresa wohl oder übel in Madrid für diese Verlobung aufgewendet hatte, sagte sich der König doch, daß — er als Spaniens Herrscher nimmermehr so viel zugestanden, ja, lieber Thron und Leben dagegen auf's Spiel gesetzt hätte. Es mußten besonders gute Freunde für Frankreichs Interesse thätig gewesen sein. — Genauere Nachforschungen ergaben nun, daß vor Allen der Jesuitenpater Neidhardt, Beichtvater Maria's von Oesterreich, der Königin-Mutter von Spanien, in dieser Richtung gewirkt hatte. Dies schien um so auffälliger, als gerade die römische Curie durch ihren Nuntius in Madrid mit allen Mitteln gegen diese Verbindung operirt hatte. Ludwig war indeß kein Grübler. Er schickte an Pater Neidhardt ein wahrhaft königliches Geschenk, pries sein günstiges Geschick und nahm den thatsächlichen Gewinn mit Freuden an.

Ludwig XIV. und Frankreich standen jetzt auf ihrem Höhepunkte. Colbert's geniale Hand wußte rasch die Wunden des Krieges zu heilen, die Industrie und der Reichthum der Nation wuchsen in wun-

derbarer Schnelligkeit und der französische Handel beherrschte den Markt Europa's ebenso, wie die französische Politik die Cabinette. Wenn man Ludwig auch überall fürchtete und haßte, so bewunderte man ihn doch zugleich und ahmte ihm nach. Sein Absolutismus wurde das Vorbild aller Fürsten, wie seine Hofetiquette und Mode die Lebensformen aller Höfe bestimmte. Er war moralisch bereits der Herr der Welt und sein Ansehen verdunkelte selbst das Andenken seiner großen Vorfahren Franz I. und Heinrich IV. Wer zu jener Zeit Versailles sah, wurde geblendet, und jeder Feind Frankreichs verzagte bei seinem Glanze. Condé und Turenne, Colbert und Louvois, Corneille, Molière und Racine, Boileau und Lafontaine, Bourdaloue und Bossuet, Mignard, Lebrun, Perrault, Lully, die Heroen der Staatskunst, des Krieges, der Dichtkunst und Beredtsamkeit, des Meißels, des Pinsels, wie der Musik, von denen Jeder dem Jahrhundert das unvergängliche Zeichen seines Geistes aufdrückte, begegneten sich in dem Versailler Schlosse unter einem Heer von Prinzen, Herzögen und blendenden Frauen, um im Oeil de Boeuf gebückt den stolzen König wie einen Gott anzubeten, neben welchem es nichts Höheres auf Erden gab. Ludwig XIV. verstand vortrefflich die schwerste aller Herrscherkünste, sich die fähigsten Diener zu wählen und durch königliche Belohnungen an sich zu fesseln,

zugleich aber sich selbst ihr ganzes Verdienst anzueignen; er war ein Seelenkäufer im großartigsten Sinne des Wortes. — Die Schüler Loyola's schwiegen bestürzt. Mit Angst und Wuth erduldeten sie die Schläge, welche Colbert dem Privilegium ihres Ordens, das Volk zu erziehen, beibrachte, die Wunden, welche er dem Reichthum des Clerus schlug. Ludwig wollte diese hierarchische Nebenregierung, den geistlichen Staat im Staate ebenso brechen, wie er die Adelsherrschaft gebrochen hatte; ein kluges, reiches und strebsames Volk war ja seinem schrankenlosen Ehrgeize förderlicher, als ein betendes, bei dem der Priester den wirklichen Herrn, der König nur die zweite Rolle spielte. Das war die goldene Zeit des lustigen, romantisch-kühnen Frankreichs, welches in seinem Könige sich selbst anbetete, und dem alle anderen Nationen als Barbaren, als niederere Gattung Menschen galten, die nur dazu dienten, den Ruhm Frankreichs zu erhöhen.

In der That, verdiente Ludwig jemals Bewunderung, so verdiente er sie, als er sich von jenen gefährlichen Einflüssen befreit und seiner Leidenschaft für seine Schwägerin Anna die Form einer platonischen Galanterie, einer romantischen Schwärmerei gegeben hatte. La Valière war nur noch der Planet, welcher die Sonne aller Frauenschönheit, die stolze Anna von Orleans, begleitete. Diese allein war die

Beherrscherin Ludwig's wie Philipp's, sie vereinigte die beiden königlichen Brüder zu ihrem Ritterdienst, beflügelte sie zu immer glänzenderen Plänen und verwirklichte so den stolzen Traum ihrer Jugend, der=einst Frankreich zu regieren. Philipp fühlte sich durch diese außerordentliche Stellung seiner Gemahlin über=aus geschmeichelt, und vertraute ihr um so mehr, als sie jeden Anlaß zur Eifersucht sorgfältig vermied und kein Geheimniß mehr vor ihm kannte. Die galanteste aller Nationen aber fand es außerordentlich pikant und erhaben, daß ihr Monarch, vor dem Alles zit=terte, die Liebesfesseln einer Dame in Demuth ertrug, welche er niemals besitzen durfte. — — —

Molière hatte keinerlei Schritte gethan, den mit dem Interdict belegten „Scheinheiligen" in Aller=höchste Erinnerung zu bringen, auch sonst sich dem Könige nicht wieder genähert. Mit dem Frie=den und dem Winter kehrten auch die großartigen Feste früherer Tage in erhöhtem Glanze wieder und mit ihnen das Bedürfniß nach neuen künstleri=schen Genüssen. Als Prinz Condé auf seinem Schlosse Chantilly dem herzoglichen Paare Orleans eine Reihe von Festlichkeiten gab, ließ er ihnen auch den „Tar=tüffe" durch Molière vorführen und Anna war so davon entzückt, daß sie dem Könige darüber die größ=ten Lobeserhebungen machte. — Wie doch von Zeit und Umständen oft Alles abhängt! Dem Könige

kam jetzt derselbe „Tartüffe“ sehr gelegen, welcher ihm vor fünf Jahren höchlich unbequem gewesen war. Er befahl Molière, dem Stücke seine alte Fassung zurückzugeben und es so in Paris aufzuführen, ließ auch Lamoignon wie den Erzbischof bedeuten, daß sie dem Dichter keinerlei Schwierigkeiten zu machen hätten. Diese Erlaubniß brachte ganz Paris auf die Beine, und war ganz geeignet, dem Dichter, der eine Zeit lang durch die Kriegsereignisse in Vergessenheit gerathen war, die allgemeine Aufmerksamkeit wieder zuzuwenden. Im Großen konnte die reactionäre Partei freilich nicht mehr gegen die Majestät ankämpfen, aber sie versuchte es im Kleinen zu thun und die öffentliche Meinung abermals gegen den „Tartüffe“ aufzuregen. Alle gestürzten Größen bei Hofe, die Orthodoxen, die Partei der Klassiker in der Literatur vereinigten sich zu diesem Angriff. —

Am 5. Februar endlich, vor Ludwig und dem gesammten Hof, entstieg im Palais royal „Tartüffe“ seinem Grabe, um unsterblich zu bleiben für alle Zeit. Es war wie ein Gottesgericht, das über die Bosheit gehalten wurde, die unter dem Mantel der Religion ihren Haß versteckt hatte, und als am Schlusse des Stückes der Mann des Gesetzes den scheinheiligen Betrüger mit den Worten packt: „daß, wenn das Unrecht sich noch so sicher wisse, die Unschuld noch so hülflos sei, des Königs allgerechtes Auge dennoch

den Bösen strafen und den Guten schützen werde," — hatte Molière den Triumph seiner lange verfehmten Dichtung gesichert, war er der glänzendste Advocat seines Monarchen geworden. In jauchzender Bewunderung drückte Paris die Lorbeerkränze auf des lange geschmähten Dichters Haupt. Vierzig Mal ward das Stück wiederholt und schon im März erschien es im Buchhandel. Trotzdem ließen Molière's Feinde ihm keine Ruhe. Man untersuchte wiederum sein eheliches Leben und brachte alle Verleumdungen von Neuem vor, mit denen man den Dichter seit den „Precieusen" verfolgt hatte. Eine neue Schmähschrift erschien, ja selbst der edle, keineswegs sonst engherzige Bourdaloue predigte gegen ihn, und wenn man bei Hofe auch nicht den „Tartüffe" angriff, weil der König das Stück protegirte, so unterließ man doch Nichts, was den Verfasser verunglimpfen konnte, zumal da der König ihm nach der Aufführung kein äußeres Zeichen seines Wohlwollens gegeben hatte, auch auf die mehr oder weniger deutlichen Klagen seiner Umgebung Nichts erwiderte. In solchen Anklagen am eifrigsten waren aber Herzog von Guiche, die Grancini, Graf Pouvron, Locarte, St. Marsan, kurz die alten Freunde Lorraine's und der Jesuiten, welche nichts vergessen und nichts verzeihen konnten.

Der 25ste April, der Jahrestag des heiligen Ludwig, — einer der drei großen bourbonischen Festtage

— war gekommen und sollte in Versailles mit dem höchsten Pomp gefeiert werden. In dem heiligen Ludwig ehrte ja Ludwig XIV. sich selbst und Wem an diesem Tage durch den Monarchen eine Ehre widerfuhr, galt für eine besonders vom Glücke begnadete Person. An ihm wurden lang aufgesparte Belohnungen ertheilt, auf ihn alle Hoffnungen des Ehrgeizes gestellt und Versailles konnte kaum die Zahl Derer fassen, welche wenigstens das Antlitz des großen Königs sehen wollten, der sich bei dieser Gelegenheit seinem Volke öffentlich zeigte.

Zuerst fand die große Morgenaudienz statt, in der der Hof Sr. Majestät gratulirte und der König Diejenigen auswählte, welchen er die Ehre erweisen wollte, sie zu seiner Tafel zu ziehen, an der er gewöhnlich allein speiste. Vergeblich war der Königin Theresa Hoffnung auf diesen Beweis seiner Achtung gewesen, er hatte Philipp und Anna von Orleans, Condé, Turenne, La Roche, Aumont und Colbert zu seinen Tischgenossen ausersehen. — Darauf begab sich Se. Majestät, die Königin führend, zu Fuß über die große Rampe durch den Park nach der Kirche St. Antoine zur Messe und auf dem Hin- und Rückwege konnte das Volk den Monarchen ganz in der Nähe sehen. Nach dem Gottesdienst in der Kirche begrüßten ihn Adel, Parlament und Geistlichkeit und begleiteten ihn bis zu der großen Rampe zurück. Hatte der König

sodann seine Gemächer betreten, um sich von der Königin zu verabschieden, so drängte die Menge sich auch schon auf die Rampe und wartete, bis sich das große Gartenportal des Königssaales öffnen werde, der courfähige Adel aber, die hohen Prälaten, die Präsidenten des Parlaments und der Gerichtshöfe, kurz Alle, welche der Ehre des Louvres und des großen Entrées ganz oder theilweise genossen, strömten nach dem Oeil de Boeuf, um an das goldene Gitter zu treten, das Diner Sr. Majestät mit anzusehen, ein Wort, einen Blick von ihm zu erhaschen, oder gar die unaussprechliche Gunst, — sein Gast zu sein. —

Bei derartigem sonderbaren Diner, welches Spötter die „öffentliche Löwenfütterung" nannten, war schon Mancher, der sonst übersehen wurde, hoch begnadigt worden, indem Ludwig Einige der Zuschauenden dann an seinen Tisch zu rufen pflegte, um sie gegen die vornehme Welt und Paris, kurz gegen ihre Feinde gewissermaßen kugelfest zu machen. Solche Einladungen waren freilich eine sehr seltene Auszeichnung und Graf Chambertin war zum Beispiel zwanzig Jahre lang in Versailles täglich am goldenen Gitter erschienen, als ihm endlich die Ehre zu Theil wurde, daß Se. Majestät einmal — zehn Worte mit ihm sprach. — —

Der Zeiger der Rathhausuhr im Städtchen Versailles wies auf zehn Minuten vor 2 Uhr, des Mo-

narchen Dinerzeit. Der riesige Königssaal strahlte im Glanze der Frühlingssonne und durch das weite Glasportal, an dem sechs Leib-Musketiere Wache hielten, um dem Andrang des Volkes zu wehren, gaffte Kopf an Kopf die neugierige Menge. Wer dort keinen Platz mehr fand, guckte durch die Fenster. — Längs der Wand standen Pagen, Kammerherren und dienstthuende Lakaien. Ritter von Maramet, nunmehr Oberhofmeister, hatte seinen Posten an der gedeckten Tafel des Königs, Oberhofmarschall de Brèze aber mit seinem Amtsstabe lehnte an dem goldnen Gitter, das die Schranke zwischen dem Könige und hohen Adel bildete, der schaarenweise durch das Oeil de Boeuf herein fluthete und dann vor dem Gitter in höchster Gala Schulter an Schulter sich drängte, entblößten Hauptes leise nur zu flüstern wagte. Jeder suchte den vordersten Platz, womöglich in der Nähe des kleinen Thürchens zu erhalten, durch das man hinter die goldene Scheidewand in das Heiligthum und die unmittelbare Nähe der Majestät gelangte.

Ein Mann ganz vorn war der Gegenstand allgemeiner, mit Unwillen gemischter Aufmerksamkeit geworden, nämlich der Schauspieler Molière. In seiner schlichten bürgerlichen Sonntagstracht von schwarzer Seide sah er wie eine Krähe zwischen Papagayen unter diesen buntgeschmückten Hoch- und Edelgeborenen aus. Die dienstthuenden Kammerherren

machten allerlei fatale Bemerkungen und nur die Hochachtung für den Ort hielt Jedermann ab, des Komödianten Dreistigkeit laut zu rügen. Herzog von Liancourt, der dicht neben ihm stand, konnte sich endlich nicht länger zurückhalten.

„Wenn ich mich nicht täusche, mein Herr," sagte er ziemlich laut, „so heißen Sie Molière?"

„Zu dienen, Ew. Gnaden!"

„Wollen Sie vielleicht die Güte haben, uns zu sagen, wie Sie hierhergekommen sind?"

„Ganz wie Ew. Gnaden, durch jene Thür des Oeil de Boeuf."

„Zum Teufel," sagte ein Anderer, „Wer wagte denn, Sie hereinzulassen?"

„Es ist eine Beleidigung für den ganzen Adel! Begreifen Sie nicht, daß Sie nicht hierher gehören, sondern drüben auf die Rampe zu dem Pöbel?" warf der Nächste ein.

„Um da von Maramet Ihren Antheil an den königlichen Tellerresten zu erhalten," lachte ein Vierter.

„Sie sind sehr gütig, Herr Chevalier Locarte, aber wenn ich hungrig bin, brauche ich meinen Magen nicht auf Versailles zu vertrösten. Dem Herrn Grafen von Pouvron aber muß ich bemerken, daß ich die besondere Erlaubniß erhielt, herzukommen, obwohl ich nicht hierher gehöre," erwiderte Molière spöttisch lächelnd.

„Unmöglich!“ rief Herzog Liancourt, „Herr Oberhofmarschall, wissen Sie ein Wort davon?“

„Keine Silbe, bester Herzog, keine Silbe. Da Graf Taranne ihn aber einließ, muß es wohl seine Richtigkeit haben. Weshalb ist Ihnen die Anwesenheit hier gestattet, Herr Molière?“

„Die Gründe weiß ich so wenig wie Sie, ich erhielt durch Herrn Marschall Feuillade Befehl, mich um diese Stunde am goldenen Gitter einzufinden.“ Damit reichte der Dichter dem Oberhofmarschall ein Billet hin.

De Brèze las es und zuckte mit den Achseln. „Es ist des Marschalls Handschrift, lieber Herzog. Ein sonderbares Versehen! Eine Verwechslung gewiß! Aber es ist nicht unsere Sache, das zu untersuchen.“ Damit ging er an eine andere Stelle des Gitters.

Ein Gemurmel des Zornes durchlief die blitzenden Reihen. —

„So wollen Sie also auch Se. Majestät speisen sehen?“ begann Herzog von Guiche wieder, der dicht hinter Molièren stand.

„Es wird Ihnen Lust machen, mitzueſſen!“ fügte der junge Marsan hinzu und Alles lachte darüber.

„Im Gegentheil. Ich weiß sehr gut, daß es sich schlecht essen läßt mit einem so mächtigen Herrn, und wundere mich, daß so Viele sich so heftig danach sehnen.“

„Impertinent!“ knirschte Pouvron. „Liegt Ihnen daran so wenig, mein Bester, dann thäten Sie gut, diesen Platz Denen zu räumen, welche solche Ehre besser zu würdigen vermögen. Müssen Sie einmal hier sein, so können Sie eben so gut im Hintergrunde dem Befehle des Marschalls genügen!“

„Ich würde das ohne Zweifel thun, wenn nicht in diesem Befehle wörtlich stände: am goldenen Gitter! Es soll gerathen sein, zu Versailles wörtlich zu gehorchen. Sollten Sie jedoch, meine Herren, die Verantwortung übernehmen und mir ausdrücklich befehlen, zurückzutreten, so weiß ich Ihrem Range gewiß alle schuldige Ehrfurcht zu erweisen.“

„Wir übernehmen diese Verantwortung!“

„Ihr Name, gnädiger Herr?“

„Jedermann kennt den Herzog von Liancourt!“

„Leider bin ich nicht dieser Jedermann, doch ich folge Ihrem Befehle, Herr Herzog.“ — Damit zog sich Molière zurück und ward nicht mehr gesehen.

Wie das Gesetz der Schwere nach unten, so wirkte hier das Gesetz des Standeshochmuths nach hinten, und der Dichter befand sich bald außerhalb des Königssaals im Portal neben Taranne, dem Chef der Garde-Musketiere, welcher seine weitere Verdrängung mit den Worten verhinderte: „Hierher, Herr Molière, Sie bleiben an meiner Seite!“

Unterdessen waren vor dem goldenen Gitter alle

Plätze bis in die äußersten Ecken dicht besetzt. Es trat wieder Ruhe ein und der kleine Zwischenfall wurde bald vergessen, denn wichtigere Sorgen erfüllten die hohen Herren.

„Es sind da nur neun Couverts für die königliche Tafel aufgelegt?“ flüsterte Liancourt zu Locarte.

„Schlechte Aussichten!“

„Se Majestät wird wohl ohne uns speisen!“ erwiderte Jener.

„Ich begreife nicht,“ warf Pouvron ein, „Wen er sonst zur Tafel zu ziehen geruhen will.“

„Die Orleans sind zwei,“ sagte St. Marsan, „Turenne und Condé vier, Colbert, Servien und Aumont mit der Majestät acht.“

„So bleibt ein Couvert noch frei, um die heiligen Neun des Olymps voll zu machen!“ rief Locarte.

„Wer wird dieser glückliche Neunte sein?“ seufzte Guiche.

„Das ist schwer zu sagen!“ erwiderte Liancourt resignirt. „Diesmal ist die Tafel kleiner als im vorigen Jahr. Nur ein besonders Begünstigter kann also diesen letzten Platz bekommen!“

„Dann möchte ich darauf schwören,“ flüsterte Guiche spöttisch, „daß Feuillade der Auserwählte ist!“

Die Glocke that eben zwei Schläge. De Brèze erhob den Stab. Alles verstummte erwartungsvoll.

Der Oberhofmarschall begab sich an die linke Thür des Königssaals und lauschte: „Se. Majestät der König geruht zu speisen!“ rief er plötzlich mit lauter Stimme, öffnete die Flügelthüren und verschwand.

Mit krummen Rücken und gesenkten Blicken harrten die Höflinge ihres Gebieters. Von dem Balcon des Saales erklang jetzt eine Art Triumphmarsch der Hofcapelle, welche Lully dirigirte, und von de Brèze geführt, schritt der strahlende Ludwig XIV. im Staatscostüm von weißem Atlas mit gestickten goldnen Lilien herein, den Federhut auf dem Haupte, Prinzessin Anna, liebreizender als je, am Arme. Herzog Philipp, die fünf übrigen Geladenen und Feuillade mit den Offizieren folgten.

„Es lebe Ludwig! Es lebe der König!“ rief der Adel hinter dem Gitter dem Monarchen entgegen.

„Lange lebe Se. Majestät!“ jubelte die Menge auf der Rampe. —

Der König griff an den Hut und nickte lächelnd nach allen Seiten. Während zwei Pagen mit Kissen vor ihm niederknieten, auf welche er jetzt Hut und Handschuhe legte, glitt sein Blick über die Versammlung hinter dem Gitter. Ein Schatten von Unmuth zog über seine Züge, als er die Pagen fortwinkte und, während seine Begleitung stehen blieb, allein an den gedeckten Tisch trat. Die Musik schwieg.

„Feuillade!“

Der Marschall trat heran. „Majestät?“

„Sie haben Unsere Einladung in Paris besorgt?“

„Zu Befehl, Sire!“

„Oberhofmarschall de Brèze, hat man den Herrn Molière gesehen?“

Alle Köpfe streckten sich empor.

„Er — er war — vor wenigen Minuten noch zugegen, Sire!“—

„So, so, dann wird er wohl noch hier sein. Laden Sie den Herrn Molière laut zu Unserer Tafel!“ —

Wie ein elektrischer Schlag wirkte dies Wort auf die Reihen der Höflinge. Ein unwilliges, leises Murmeln entstand.

Der König richtete sich stolz empor. Sein Blick hatte etwas Stechendes. —

„Im Namen Sr. Majestät,“ rief de Brèze, „der Herr Molière ist zur allerhöchsten Tafel befohlen!“ Damit öffnete er die Thür des goldnen Gitters, und mechanisch bildete sich in der vornehmen Versammlung eine Gasse, durch welche der Dichter in seiner schwarzen schlichten Tracht heranschritt. Sein Gesicht war geröthet, er schien bestürzt und verlegen zu sein, als er sich jenseits der goldenen Schranke sah, die Seinesgleichen noch niemals überschritten hatte.

Ludwig kam lächelnd auf ihn zu und reichte

ihm die Hand. „Sie lassen sich sehr nöthigen, mein Lieber, ehe Sie Uns die Ehre anthun, Unser Gast zu sein?“

Molière küßte seines königlichen Gebieters Hand. „Das werden Ew. Majestät im Ernst nicht glauben. Ich war pünktlich auf Befehl hier, obwohl ich nicht ahnen konnte, einer so außerordentlichen Huld theilhaftig zu werden. Da man mir aber bemerklich machte, ich passe nicht hierher, und die hohen Herren dort alle Verantwortung übernahmen, zog ich mich zurück.“

„Aha, das glauben Wir. Wir kennen Ihre Feinde und wissen, daß es unseren Herren vom Adel ein Gräuel ist, neben einem — Komödianten stehen zu müssen. Mort de ma vie, man sehe sich vor! Wir sind der König, der allein Ehre zu geben und zu nehmen hat! Ihr seid Unsere Diener, Ihr Herren, Molière aber ist Unser Freund und wer ihn beleidigt, hat Uns angetastet! Sein Adel ist die Aristokratie des Genies und die soll stets die erste bleiben! Damit Sie das begreifen, werden die Herren de Liancourt, Marsan, Guiche und Locarte an Unserer Tafel aufwarten! — Kommen Sie, mein Freund!“ — Ludwig XIV. schob seine Hand unter Molière's Arm, führte ihn, stolz auf die bleichen Gesichter ringsum blickend, in langsamer Promenade an dem Gitter entlang durch den Saal, der staunenden Menge an der Rampe vorüber und

sprach dann zu seinen Gästen: „Meine Freunde, Wir wissen, Sie fühlen wie Wir. Glänzende Namen und schimmernde Ehren vergehen, aber die großen Thaten einer Zeit bleiben in der Erinnerung der Nachwelt. Wir hoffen, dieselbe werde Uns einst dieser Erinnerung werth halten, darum sollen auch am Ludwigstage die Genossen Unseres Nachruhms allein Unsere Tischgenossen sein! Zu Unserer Rechten Molière, Sie, Prinzessin zu Unserer Linken, Sie, theurer Bruder, neben den Dichter, Frankreichs Achill und Ajax neben seine Pallas, Unsere treuen Räthe Uns gegenüber!“

Die Gesellschaft nahm Platz. Der König winkte. De Brèze hatte die blassen Herzöge von Liancourt und Guiche, die Grafen Pouvron, Marsan und Locarte durch das Gitter geführt, und als die Pagen den ersten Gang auftrugen, mußten Molière's Feinde unter Maramet's Leitung — Lakaiendienste thun.

Herzog von Liancourt trat zitternd mit der ersten Schüssel zum Könige.

„Herrn Molière zuerst, lieber Herzog, Wir sind als Wirth der Letzte!“ — —

Die adeligen Zuschauer hinter dem Gitter, die dienstthuenden Cavaliere waren außer sich, draußen die Menge aber staunte den einfachen Bürger an, welchem so unerhörte Ehre widerfuhr; Ludwig, Prinzessin Anna und die übrigen Gäste belustigte dagegen dies Schauspiel ungemein. — Der erste Gang

und die Tafelmusik gewährten Molière zum Glück die nöthige Muße, das Erstaunen, die Verzagtheit und tiefe Rührung zu überwinden, in welche seine plötzliche öffentliche Erhebung zum Freunde seines Königs ihn versetzt hatte. Alle seine Lebensgeister raffte er zusammen, sich des Vorzugs würdig zu zeigen, der ihm an diesem volksthümlichen Tage gewissermaßen vor der ganzen Nation erwiesen wurde.

Die Teller wurden gewechselt, auf de Brèze's Wink schwieg das Orchester, der König stieß huldreich mit seinen Gästen an.

„Sie haben Uns," begann er, zu Molière gewandt, „am Tage nach der Aufführung des „Tartüffe" eine Bittschrift zugestellt, die den Wunsch ausspricht, die erledigte Domherrnstelle an Unserer Capelle zu Vincennes für den Sohn Ihres Doctors zu erhalten. Wir bewilligen diese Bitte, aber sagen Sie Uns doch, wie kommen Sie mit diesem Ihrem Arzte denn zurecht, nachdem Sie allen Aerzten so heftig den Krieg erklärt haben?"

„Vortrefflich, Sire. Er verschreibt mir etwas, ich nehme es nicht und befinde mich besser."

„Sie sehen also," meinte lächelnd Prinzessin Anna, „einen Arzt mehr als eine Gewohnheit, wie als eine Hülfe an!"

„Natürlich, Hoheit. Der bloße Glaube, er könne uns helfen, wirkt mehr, als alle Arzeneien, gerade wie

die Furcht vor dem Gesetze die Moralität mehr erhält, als die Gesetze selbst."

„So ist es in der That," rief Colbert heiter aus. „Der Mangel an Furcht vor dem Gesetz ist die Grundlage jedes Verbrechens. Man hat gegen Sie in letzter Zeit wieder die alten Verleumdungen vorgebracht. Ihre frühere Großmuth trägt die Schuld, daß Sie wieder unter den alten Anklagen leiden müssen."

„Gewiß, Herr Staatsrath, aber nicht meine Großmuth, sondern Klugheit hielt mich damals zurück."

„Wie so?" fiel der König ein. „Hatten Sie denn den Proceß zu fürchten?"

„Das nicht, aber ich habe noch nie gehört, daß Jemand, der einen Proceß verlor, sich darum auch schuldig gefühlt hätte. Die Verleumdung ist unverbesserlich, auch hasse ich alles Processiren, denn es kommt doch nichts dabei heraus. In den Justizpalast trägt man drei Säcke, einen voll Acten, einen voll Geld und einen voll — Geduld, ich bin aber weder so reich, noch so geduldig, um auf der Treppe des Palastes so lange zu warten, bis der Proceß entschieden ist."

„Man sollte doch aber glauben," bemerkte Herzog Philipp, „daß die vielen Kränkungen, welche Ihnen Neider und Feinde bereiteten, Ihre Galle erregen und Sie zur Gegenwehr aufstacheln müßten?"

„Des Dichters Gegenwehr ist seine Feder.

Früher griff mich dergleichen allerdings an, denn ich hielt die Welt für besser, als sie ist. Seitdem ich aber erkannte, daß Der stets Unrecht hat, welcher sich am meisten ärgert, habe ich meine Galle an meine Gegner abgetreten."

„So sind Sie gerade durch Ihre Gegner," fragte Turenne, „von Ihrer ehemaligen Misanthropie zurückgekommen?"

„Doch eigentlich nicht, aber die Gnade Sr. Majestat hat ihr die lebensgefährliche Schärfe genommen, und wenn auch bisher mein armes Herz nicht völlig genas, heute ist es wieder jugendfrisch geworden. Ich nehme das Leben jetzt voll und ganz wie es ist, und da ich finde, daß es nichts Ernstes giebt, was nicht seine komische Seite hat, nichts Komisches, was nicht seinen ernsten Hintergrund hätte, so muß ich nothwendig auch das lieben, was ich verspotte, und beweinen, was ich belache. Das Leben ist eben eine traurige Komödie und erst wenn der Vorhang gefallen ist, begreifen wir ganz, wozu es eigentlich da war."

Der König warf Anna einen innigen, fast schmerzhaften Blick zu. „Ein lustig Trauerspiel dies Leben!" sagte er sinnend. — „Aber muß es denn so sein? Wenn etwas Ewiges in uns ist, weshalb bedarf es denn all dieser Schmerzen, dieses Scheins, dieses Maskenspiels? Weshalb können wir nicht gleich gut und Alle unter uns gut sein?"

„Weil das langweilig wäre und diese Welt dann keinen Zweck hätte! Denke doch nur Ew. Majestät, wenn wir Alle so edel wie Sie, so gelehrt wie Evremont, so gefühlvoll wie Lafontaine, so kühn wie unsere Feldherren, so weise wie Herr Colbert und so schön wie Ihre Hoheit die Prinzessin wären, was würde das für eine Monotonie geben. Nein, nein, wir Menschen haben alle unsere Blechschilder — und jedes ist anders."

Ein mühsam verhaltenenes Lachen lief durch den Saal.

„Blechschilder?" rief Condé. „Wie so?" —

„Sind Sie schon einmal nach dem Quai de la Mégisserie gekommen, Herr Marschall? Ew. Majestät gewiß nicht?"

„In der That, nein," erwiderte lächelnd der König. „Was giebt es da?"

„Das ist der philosophischste Stadttheil von Paris. Dort wohnen nämlich die Trödler, welche mit altem Eisen handeln. Alle Blechschilder, welche an den Häusern von Paris prangen, um ihren Bewohnern zu einer Firma, einem Titel, kurz zu einer Kundschaft zu verhelfen, wandern endlich alle dorthin. Da liegen sie in ganzen Haufen, die stolzesten Namen, in bunten Farben. Alle großen Geister, alle Helden der Vergangenheit findet man auf jenen Schildern abconterfeit. Den großen Alexander neben der Madame Potiphar,

den göttlichen Apoll bei Heinrich IV., Socrates und Sully, Carl den Großen und den Liederkönig René, Copernikus und Cleopatra, den rasenden Roland neben Abälard, und so tausend Andere. Wer in Paris ein Geschäft anfangen will, geht nach diesem Quai und wählt sich sein Schild, seinen blechernen Helden und hängt ihn triumphirend über seine Thür. Den heiligen St. Petrus nimmt der Schwertfeger, unter der büßenden Magdalena bietet die Putzmacherin ihre Waaren feil. Apollo wird zum Aushängeschild eines Quacksalbers, und bei dem weisen Diogenes läßt die Aristokratie ihre Kleider machen. Solche Blechschilder sind unsere Ideale, unsere hohen Wünsche und Träume. Wir hängen sie als Hausgötter, als die Aushängeschilder unseres Lebens auf und unter ihrer Firma spielen wir unsere Rolle auf Erden. Was aber innerhalb der vier Wände hinter dem Schilde vorgeht, — ob das auch zu dem glänzenden Bilde da draußen paßt, — ei, wer braucht denn das zu wissen! Wissen wir es denn selbst? An dieses Bild aber wird geglaubt, auf dasselbe hin wird geirrt, gesündigt; es deckt unsere Bosheit wie unsere Thorheiten zu, und so lange dies Blech nur über der Thür hängt, hat es, meinen wir, keine Gefahr. — Eines Tages ist aber Alles aus! Die stolze Firma wandelt wieder zum Trödler und uns trägt man in einem schwarzen Kasten hinweg. Die Ideale werden wieder altes Eisen

und wir ein Häufchen Knochen, der Kirchhof wie die Mégisserie werden immer voller, und während wir in's Jenseits ziehen, kommen andere Menschen, hängen dieselben Schilder über ihre Thüren auf und sind darunter dieselben Narren, wie wir waren. Das ist das Leben und es ist gut darum, daß wir zwei Augen haben zum Lachen und zum Weinen."

Eine seltsame Stimmung, — ein feierlicher Ernst herrschte in dem stolzen Königssaal.

„Und was werden wir, Molière, drüben einst sein?" fragte Ludwig mit leichtem Zittern in der Stimme, „drüben, wo uns kein falsches Schild mehr deckt, kein falscher Traum, kein Trug, keine Lüge uns täuscht?"

„Majestät, wir werden das sein, was wir hier nie werden konnten, vollendete Menschen, die wieder des Ewigen Abbild, die rechten Kinder Gottes sind, seines Odems werthe Wesen, denen des Lebens Thränen alle — Blechschilder abgewaschen haben!"

Der König stand feierlich auf, wendete sich gegen die aufgeregte Schaar seiner Großen hinter dem goldenen Gitter und deutete auf den Dichter hin: „So, meine Herren, denkt Unser Freund Molière, ein Mann, der, wenn er auch irrte und fehlte, verkannt und verleumdet wird, doch schon auf Erden den Himmel in der Brust trägt und ihn — uns Allen bringen möchte! Sein Komödienspiel ist eben nur — sein

Blechschild! Wir trinken, Molière, auf Ihre Unsterblichkeit im Namen Frankreichs!“

Der König erhob das Glas und leerte es aus. Brausend schmetterten Lully's Trompeten, „Es lebe Molière!“ riefen Hunderte von Stimmen. —

Das war der Triumph des Genius, welchen König Ludwig, groß wie niemals wieder, am heiligen Ludwigstage feierte.

Fünftes Capitel.

Die Reise nach Dover.

Seit Molière am Ludwigstage der Ehre des goldenen Gitters gewürdigt worden, als der hochmüthigste aller Könige ihn seinen Freund genannt hatte, verstummte die Verleumdung. Der Dichter des „Tartüffe“ war in den Augen der Welt unantastbar und gewissermaßen geadelt worden; man sprach mit Hochachtung von ihm und die Geschichte mit den Blechschildern vom Quai de la Mégisserie bot in den Gesellschaften reichen Stoff zur Unterhaltung. Die Tiefe Molière'scher Komik, der philosophische Hintergrund, welcher bisher nur von einigen geistesverwandten Freunden und Verehrern des Dichters begriffen war, begann jetzt in den tonangebenden Kreisen von Paris ernstlicher gewürdigt zu werden, und der Mann gerade, welcher dem Dichter durch seinen hohen sittlichen Einfluß sonst am meisten geschadet hatte, Bourdaloue, der große Kanzelredner, war jetzt Einer der Eifrigsten, ihn anzuerkennen. Molière nämlich hatte ihm

ein Exemplar des eben im Druck erschienenen „Tartüffe“ mit der Bitte übersandt, das Stück, nachdem er es von der Kanzel herab bereits verurtheilt habe, wenigstens nachträglich lesen zu wollen.

Schon am folgenden Tage ward Molière durch Bourdaloue's Besuch überrascht. „Herr Molière,“ begann der berühmte Theologe, „ich komme, Sie herzlich um Verzeihung zu bitten und mich eines schweren Unrechts anzuklagen. Ich hatte den „Tartüffe“ nur vom Hörensagen gekannt, aber jetzt, da ich ihn gelesen habe, finde ich zu meiner Beschämung, daß es das Frömmste, Sittlichste, Wahrhafteste ist, was je aus der Feder eines redlichen und geistvollen Mannes hervorging. Ich wünsche Ihnen aufrichtig Glück und werde Alles thun, um den schweren Irrthum womöglich wieder gut zu machen, dessen ich mich gegen Sie schuldig fühle. Bleiben Sie unseres Volkes Sittenrichter, denn es ist eine schöne Aufgabe, die Tugend in ihrem vollen Glanze zu zeigen!“

„Das mag sein,“ erwiderte lächelnd Molière, „und Sie zu dieser Anerkennung gebracht zu haben, ist mir mehr werth, als der Beifall von Paris. Aber die Mühe, die es mich kostete, die Tugend glänzen zu lassen, zeigte mir, daß es nicht besonders angenehm ist, sich mit ihren Interessen ausschließlich zu befassen!“ — Bourdaloue fühlte den Stich und daß es für Molière allerdings vortheilhafter sein müsse,

burleske Possen, als Sittengemälde à la „Tartüffe“ zu schreiben. Sein neues Lustspiel „Le Chevalier de Pourceaugnac“, in dem der tollste Humor sprudelte, doch sonst kein tieferer Sinn lag, das aber stets vor vollem Hause wiederholt wurde, bewies zu gut, daß leichtere Waare mehr nach dem Geschmack der Menge sei. — — —

Hätten die in England restaurirten Stuarts eine edlere Regierungskunst gekannt, als die, möglichst viel Geld vom Lande zu erhalten und möglichst wenig vom Parlament genirt zu werden, sie hätten gewiß die eifrigen Versuche der Prinzessin Anna, sie von der Allianz mit Schweden und Holland abzuziehen, höchst verdächtig finden müssen. Die Prinzessin kannte aber ihre Brüder und deren Umgebung nur zu gut. So schwankend, unzuverlässig und leichtfertig der von seinen Günstlingen und Freunden abhängige Carl II. im täglichen Leben war, so war er es auch in seiner auswärtigen Politik. Augenblicklicher Vortheil, die Verwirklichung seiner Lieblingslaunen, Abneigung gegen das Parlament, Verachtung des herrschenden Presbyterianismus und Geldnoth bestimmten seine Handlungen. Jacob von York, sein Bruder und Erbe, aber träumte bereits von Nichts, als einem katholischen England, das er so beherrschen wolle, wie Frankreich von seinem allbewunderten Monarchen regiert wurde. Die Höflinge von Whitehall hingegen

lebten von der Hand in den Mund, nahmen das Geld, woher sie es bekommen konnten, und waren längst schon durch Ludwig's Gesandte erkauft, um bei ihrem Gebieter die französischen Interessen zu fördern. Den ersten Schritt zu einer neuen Annäherung beider Höfe sollte Lord Villiers, Herzog von Buckingham, der Bruder der schönen Barbara Palmer, nunmehrigen Herzogin von Cleveland, thun. Er kam im Spätherbst des Jahres 1669 nach Paris, lebte als Privatmann im englischen Gesandschaftshotel und trat mit dem Könige durch Prinzessin Anna in geheime Unterhandlung. Um dieselbe Zeit ging die sechszigjährige Königin Henriette von England, Carl I. Wittwe, ihrer Auflösung entgegen; seit einem Jahre schon hatte sie St. Colombes nicht mehr verlassen.

Inmitten der wichtigsten politischen Conferenzen also wurde Prinzessin Anna von der Trauerbotschaft aufgeschreckt, ihre Mutter sei plötzlich verschieden. Ehe sie sich recht fassen, den König benachrichtigen und mit ihrem Gemahl an das Todtenbett eilen konnte, erschien bereits Lord Jermyn, Graf von St. Albans, und erbat sich eine Privataudienz.

„Königliche Hoheit," begann er, „ich habe nicht nur eine traurige, sondern auch eine peinliche Pflicht zu erfüllen, die mir um so schwerer wird, als ich zu gut weiß, daß ich gerade am wenigsten geeignet bin,

Ihnen das annehmlich erscheinen zu lassen, was ich Ihnen zu sagen habe."

„Mylord, der Augenblick ist nicht darnach angethan, Ihnen ein Uebelwollen zu zeigen, das nur, so lange Ihre Majestät meine theure Mutter lebte, begründet war. Der Tod versöhnt, und ich will mich an Nichts jetzt erinnern, als daß Sie, Herr Graf, der Verewigten treuester und letzter Freund gewesen sind, der mir noch den Segen der Entschlafenen bringt."

„Ich danke Ihnen, Hoheit, für diese Großmuth. In der That, ich habe, sobald ich mich des ernsten Auftrags meiner hohen Gebieterin gegen Sie entledigt habe, wenig mehr in Frankreich zu thun. Mein einziger Wunsch aber ist, daß Sie meine Worte als den treuen Ausdruck der letzten Gedanken Ihrer Majestät aufnehmen mögen."

„Zweifeln Sie nicht daran, Mylord. — Unsre theure Mutter hat leider für mich ein allzu rasches, — hoffentlich aber leichtes Ende gehabt?"

„Ihr Todeskampf war kurz, aber — sehr schmerzhaft! Erschwert durch Angst und Kummer — um Sie, königliche Hoheit! Verbittert durch schreckhafte Ahnungen in Bezug auf Ihre Zukunft!"

„Hoffen wir, daß sie jetzt in dem Lande des Friedens weilt, wo dies Alles sie nicht mehr drückt. Hätte ich bei ihr sein können, ich hätte alle diese Bekümmernisse zerstreut."

„Wenn dem doch so gewesen wäre! — Mit dem heißesten mütterlichen Segen bringe ich Ihnen noch die letzte Bitte der Dahingeschiedenen. Ziehen Sie sich ganz von der Politik zurück und verlassen Sie Versailles. Versöhnen Sie sich mit der Königin Theresa, leben Sie im Luxembourg-Palast fortan Ihrem Gemahl und Ihren Kindern und lehren Sie dieselben, Sie mehr zu lieben, als die arme Henriette von ihren Kindern geliebt worden ist!“

Auf dem Gesicht der Prinzessin zeigte sich die Röthe des Unwillens. „Mylord, ich nehme an, daß dies die ausdrücklichen Worte meiner Mutter, nicht etwa die Ihren sind. — Es ist sehr zu bedauern, daß Politik selbst die letzten Stunden der Verewigten vergiften mußte. Was aber ihre letzten Wünsche betrifft, so ist es mir unmöglich, sie zu erfüllen. Abgesehen davon, daß es ein Verrath an meiner Ueberzeugung wäre, wollte ich dem Könige Ludwig meine Hülfe jetzt entziehen, ich und mein Gemahl schulden ihm auch die tiefste Dankbarkeit dafür, daß er das Glück unserer Tochter Maria Louise durch ihre Verlobung mit dem Erben Spaniens begründete.“

„Hoheit, ich konnte diese abschlägige Antwort voraussehen. Ach, die Todte kannte Ihre Pläne nur allzuwohl! Sie wollen das Haus Stuart, Ihren königlichen Bruder Carl, — wollen England an Frankreich verkaufen! Schon ist der Anfang gemacht und

Buckingham ist hier! Das hat Ihrer Mutter den Todesstoß gegeben!“

„Das Beste, Sir, an dieser Unterredung ist, daß sie unsere letzte ist! Ich will nicht alte Beschuldigungen gegen Sie wiederholen, nicht, daß die Entfremdung, welche zwischen der königlichen Frau und ihren Kindern eintrat, — Ihr Werk war, ja, daß Sie selbst das Andenken an den königlichen Märtyrer, meinen Vater, in ihr verwischen konnten. Ist doch selbst in England sein Andenken vergessen, feiert doch mein Bruder in demselben Whitehall seine schamlosen Feste, wo sein edler Vater den schimpflichsten Tod erlitten hat! Aber Eine lebt noch, die den unglücklichen König nicht vergessen hat und ihn an seinem verrätherischen Volke rächen wird; ich will seine Nemesis werden! Wenn die Männer zu Memmen werden, wird eine Frau den Fluch weibischer Schwäche Lügen strafen, der auf den Stuart's seit Maria's Tagen lastet!“

„Nun denn,“ erwiderte Lord Jermyn, „ferneres Reden wäre hier überflüssig. Ich will Sie nicht länger belästigen. Glückt Ihr Plan, Prinzessin, so wird es Ihres Hauses, nicht Englands Verderben sein. Die Freiheit des Volkes wird doch endlich triumphiren über der Fürsten Willkür! — Mißglückt aber Ihr Unternehmen, so werden Sie selbst das Opfer wer-

den! Leben Sie wohl; — Gott wird mein Vaterland nicht verlassen!“

Der Lord schritt aus dem Cabinet der Prinzessin, als Philipp von Orleans gerade mit dem Könige eintrat, um ihr Beileid zu bezeugen; der englische Gesandte folgte ihnen. Finster blickend nahm die Prinzessin die Condolenzen an und antwortete wenig. Peinliche Gedanken aller Art, Schmerz und Bitterkeit, einander widerstreitende, beängstigende Gefühle bestürmten sie zu sehr, als daß sie für Andere ein offenes Ohr hätte haben können. Lord Jermyn, den sie haßte und verachtete, hatte ihr dennoch imponirt und seine Warnungen hatten sie beunruhigt.

In der Nacht schon reiste der Lord ab. Eine so zweideutige Rolle er auch in Frankreich gespielt hatte, er hatte doch stets während seines Aufenthalts Alles aufgeboten, um England und die Stuarts der unheilvollen Umarmung der französischen Republik zu entreißen und in seinem Vaterlande ein freisinniges, echt constitutionelles Recht zu gründen, in dessen gewissenhafter Achtung er allein das Heil des englischen Königshauses und die Erhaltung des Friedens für England erblickte. Aber seine Ideen fanden leider weder bei Carl II., noch dem Herzog von York, am wenigsten bei Prinzessin Anna eine günstige Aufnahme, welche in ihm nur den Günstling ihrer Mutter verachtete. Jetzt eilte er nach London,

um sich Carl II. zu Füßen zu werfen und ihn vor seiner Schwester zu warnen. Daß dies ihm gelang, muß bezweifelt werden, denn kaum erhielt König Carl die bestimmte Nachricht vom Tode seiner Mutter, als er den in Paris heimlich weilenden Buckingham mit seiner officiellen Vertretung beauftragte und die Trauerceremonien zum Vorwande benutzte, um geheime Verhandlungen mit Frankreich durch Buckingham einzuleiten. —

Der Frühling des Jahres 1670 war wunderbar schön. Im März belaubten sich bereits die Bäume und Alles prangte im Blüthenschmuck. Königin Theresa hatte des schwächlichen Dauphins wegen schon um Ostern ihren Sommeraufenthalt in St. Germain begonnen. Zu Paris war sie ja überflüssig und ihre freiwillige Entfernung dem Könige um so willkommener, als er jetzt gerade Ursache hatte, sorgfältig vor ihr zu verbergen, was im Werke war. Seitdem Ludwig seiner Gemahlin rücksichtslos mit vollständiger Trennung gedroht hatte, war sie merkwürdig unterwürfig geworden und schien sich mit der Rolle einer Figurantin bei Hofe ausgesöhnt zu haben. Man täuschte sich aber in ihr, wie in der Umgebung, die man ihr jetzt gegeben hatte. Allerdings zeigte die Königin gewöhnlich eine gewisse Stumpfheit, an welcher der Schmerz nicht zu haften schien, einen Gleichmuth, der wie Würde aussah, und

ihre eifersüchtigen Wallungen ließen sich leicht versöhnen, da sie nicht aus der sittlichen Tiefe des Gemüths zu entspringen schienen. Ihrer Familie und Spaniens Demüthigung allein hatte ihr den Muth zu jener heftigen Scene mit dem Gemahl gegeben, ihre Intriguen hingegen waren viel mehr das Werk Anderer gewesen, unter deren Einfluß sie stand. Ihre leidenschaftliche Aufregung schien nun beruhigt zu sein, der eifrig gewünschte Friede zwischen Frankreich und ihrem Vaterlande war ja nun zu Stande gekommen, und um Schlüsse auf die Zukunft zu machen, oder nach gewissen Grundsätzen zu handeln, war Theresa's Geist stets zu träge gewesen. Beurtheilten König Ludwig und Prinzessin Anna demgemäß den Charakter der Königin auch richtig, so kannten sie doch die eigentliche Natur ihres Temperaments leider nicht genug, jenes Elementes, das am häufigsten den Willen des Menschen bestimmt. — Phlegmatische Naturen, zumal wenn ihr Geist nicht sehr gebildet ist, taxirt man leicht zu niedrig. Weil sie selten und dann nur vorübergehend aufgereizt werden, weil sie das, was Andere auf das Tiefste erschüttert, viel länger und mit scheinbarem Gleichmuthe zu ertragen wissen, weil sie Alles erst an sich herankommen lassen, ehe sie sich selbst zu mäßigem Widerstande entschließen, werden solche Leute gewöhnlich von Denen gering geschätzt, verlacht und übersehen, deren Temperament beweglich-

cher, deren Gefühle rascher und intensiver sind, und deren Geist sie schneller zum Handeln treibt. Keine Art Charakter wird aber den Haß bedächtiger, consequenter und hämischer in sich groß ziehen, als der phlegmatische, keiner mit kälterer Wuth und berechneterer Grausamkeit sein Opfer überfallen, sobald er den rechten Augenblick der Vergeltung nach jahrelangem Warten gekommen glaubt. Unter den Phlegmatikern hauptsächlich sind die tückischen Menschen zu suchen, und weil sie meist feige sind, messen sie mit äußerster Vorsicht die geeignete Stunde ab, ehe sie handeln. Solchen Charakters waren Königin Theresa und der junge Graf St. Marsan, der frühere, einfältige Page Conti's. Beide harmonirten instinctiv in ihren Gefühlen und Gedanken und der König hätte nichts Schlimmeres thun können, als seiner Gemahlin Jemand zum Wächter geben, dessen Sinnesart so gut zu der ihrigen paßte. Ludwig hegte wie alle Despoten eben den Glauben, Diejenigen gerade seien die gehorsamsten Diener, welche seine schwere Hand gefühlt hätten und seiner erneuten Gunst am bedürftigsten seien. Der junge St. Marsan, Herzog von Guiche, Grancini, die Grafen Pouvron und d'Effiat, welcher letztere nach dem Friedensschlusse auch aus der Bastille entlassen wurde, waren solche Leute. Daß diese bei aller Kriecherei immer geneigt blieben, für ihr vermeintlich erlittenes Unrecht Vergeltung zu

üben, sobald es gefahrlos geschehen konnte, erwog sein königlicher Stolz nicht, denn Wer sollte ihm, dem Gewaltigen, schaden können, selbst wenn er wollte? —

Ihre Majestät die Königin war eben im Begriff, ihre Promenade vor dem Diner anzutreten. Hofmarschall von Montbaçon ging vorauf und führte den neunjährigen Dauphin, bei welchem sich noch das erst halb erwachsene Fräulein von Fontanges, als eine Art Bonne und Gespielin, nebst einer Wärterin befanden. Marschallin Grancini mit St. Marsan und Pouvron hingegen befanden sich in der Königin unmittelbarer Nähe. —

„Guiche sollte schon von der Morgen-Audienz zurück sein," sagte Theresa. „Was kann ihn aufhalten?"

„Vielleicht Se. Majestät selbst, vielleicht Erkundigungen wegen des außerordentlichen englischen Gesandten," erwiderte die Marschallin. „Auch ist es zweifelhaft, ob der Herzog gerade die Abbé's Le Tellier und Lachaise zur festgestellten Zeit" — ein Geräusch veranlaßte sie, sich umzusehen. „Da ist er ja, noch staubig und athemlos vom Ritte. Das bedeutet Ungewöhnliches!" setzte sie leiser hinzu.

Theresa winkte Herzog von Guiche bedeutungsvoll, der in sehr unceremoniöser Toilette hinter ihr im Portale des Salons erschienen war, welches auf

die Gartenterrasse führte. Er zog sich sogleich wieder in das Innere des Salons zurück.

„Begleiten Sie mit Pouvron Se. Hoheit den Dauphin, Marschallin, und halten Sie Montbaçon mit Gesprächen hübsch in Athem, bis Wir nachkommen. Bei der Rehhütte holen Wir Sie ein. Trösten Sie sich nur, Sie sollen Beide darum keine Neuigkeit verlieren.“ Lächelnd winkte sie St. Marsan und begab sich in den Salon zurück.

„Wie steht es in Paris?“ fragte sie hastig.

„Buckingham ist diese Nacht wieder nach London abgereist,“ antwortete Guiche. „Er nimmt die vereinbarte Punctation über die Allianz zwischen Frankreich und England mit.“

„Abgeschlossen war der Vertrag aber noch nicht?“

„Nur formulirt; es scheint sich dabei noch um ganz andere Dinge zu handeln. Man flüstert von einer Reise des Königs nach Flandern, bei der das Prinzenpaar ihn begleiten soll.“

„Nach Flandern? — Dort soll der Tractat wahrscheinlich ratificirt, die Mine gelegt werden, welche die Tripel-Allianz in die Luft sprengt und Holland wie die Niederlande Sr. Majestät überliefert?“

„Höchst wahrscheinlich.“ —

„Wer machte Ihnen diese Mittheilung?“

„Graf d'Effiat. — Prinz Philipp sprach mit

ihm schon vor zwei Tagen von der flandrischen Reise und gab als Grund an, daß der König die neuen Provinzen nothwendig besuchen müsse. Dies genügte d'Effiat, der Sache weiter nachzuforschen. Da er mit Pournon, dem Haushofmeister der Prinzessin, seit Jahren vertraut ist, einem Menschen, der Alles thut, wenn man ihm die Hand vergoldet, so erhielt er heimlich Zutritt zu Anna's Arbeitscabinet und erfuhr Buckingham's leiseste Bewegungen!"

„D'Effiat hatte Einblick in Anna's Papiere? — Das ist von Wichtigkeit! — Pournon soll sich nicht über Unsere Freigebigkeit zu beklagen haben, wenn er Uns gut bedient. Haben Sie denn nichts von Lachaise oder Le Tellier mitgebracht?"

„Letzterer eröffnete mir, sein Neffe Louvois sei heute früh zu ganz ungewohnter Stunde zum Könige gerufen worden. Er erhielt Befehl zu sehr geheimen und umfassenden Rüstungen. Dieselben sollen in aller Stille in allen Provinzen derart betrieben werden, daß mit dem Frühling nächsten Jahres Alles schlagfertig sei."

„Er hält nicht Frieden! Nur zu, vielleicht ruft ihm das Schicksal eher ein Halt zu!"

„Zum Schlusse das Beste." Mit diesen Worten zog Guiche aus seinem Wams drei Briefe hervor, die er der Königin, und einen, welchen er St. Marsan überreichte.

„Es trifft sich gut," fügte er lächelnd hinzu, „daß ich Ihnen dies Billet sogleich zustellen kann, Marsan!"

Theresa warf auf die Briefe in ihrer Hand einen prüfenden Blick. „Sie sind ebenso wie das Schreiben an Marsan durch Lachaise's Hände gegangen?"

„Ebenso, Majestät. Dieser Weg ist immer der untrüglichste."

„Ist Ihr Schreiben zur Mittheilung an Uns geeignet, Marsan?"

„Wenn ich den Schreiber richtig vermuthe, so fürchte ich, Nein sagen zu müssen. Mein Brief kommt, glaube ich, von einem fernen, mir sehr theuren Freunde und betrifft — Familienangelegenheiten jedenfalls."

„Wir dachten, Ihre Familie beschränke sich nach dem Tode Ihrer edlen Mutter auf Sie allein?"

„Leider bin ich jetzt der einzige Marsan. Jemand lebt aber noch, den ich zu meiner Familie rechne und wie meinen Bruder liebe, und der meiner Mutter sehr theuer war. Jetzt zumal habe ich keinen vertrauteren Freund, als ihn."

„Ich möchte schwören, ich kenne ihn!" warf Guiche ein.

„Wir glauben, es würde auch Uns nicht schwer fallen, seinen Namen zu nennen," bemerkte die Königin lächelnd.

„Im Munde Ew. Majestät möchte sein Name — gefährlich werden. Wozu ihn nennen, wenn man ihn kennt?“

„Aber so indiscret darf man wohl sein, zu fragen, ob der Brief aus — Lothringen kommt?“

„Aus dem Jesuiten-Convict zu Nancy!“ —

Die Königin neigte befriedigt das Haupt. „Lesen Sie, was er schreibt, vielleicht finden wir in unseren beiderseitigen Correspondenzen einen gemeinsamen Gedanken.“

„Wäre es nicht gut, ihn kurz und kühn dann auszusprechen?“ flüsterte Guiche. „Es könnte ja ein Gedanke sein, der uns Alle schon lange beschäftigt hat?“

„Vielleicht wäre ein solches Aussprechen gewagter, als selbst den Namen von Marsan's Correspondenten zu nennen. Lassen Sie Uns einstweilen allein, lieber Herzog, Montbaçon darf diese auffällige Unordnung in Ihrer Toilette nicht sehen, er würde sonst — ein gewissenhafterer Spion als Sie, meine Herren, seine Bedenken dem Könige mittheilen. Marsan wird Sie übrigens von allem Wissenswerthen unterrichten!“

Guiche verbeugte sich und schlüpfte hinweg, die Königin gab dem Grafen einen Wink und zog sich mit ihm in ihr Privatcabinet zurück, wo sich Beide sofort in die Lectüre ihrer Briefe versenkten. — St. Marsan war bald damit fertig und verbarg höchst

aufgeregt sein Billet auf der Brust, um das Mienenspiel der lesenden Königin mit gespannter Aufmerksamkeit zu beobachten. Nur wenige Bewegungen konnte er in diesem kalten, glatten Gesicht wahrnehmen. Theresa legte gleichgültig ein Papier auf das andere und wendete sich endlich langsam zu dem jungen Grafen um.

„Wir schlagen Ihnen einen Tauschhandel vor. Geben Sie Uns Ihr Billet, dafür erhalten Sie Unsere Briefe!“

„Drei für einen! Dennoch könnte es ein so ungleicher Tausch werden, daß ich noch — meinen Kopf dazu geben müßte!“

„So würden Sie nur etwas verlieren, was Sie seit dem Tode Ihrer Mutter nicht mehr zu behalten verdienen, — es sei denn, um nur noch an Eins zu denken!“

„An das Eine, was auch — Guiche meint?“ fragte Marsan lebhaft. „Denken Sie, — Sie, Majestät, an dies — Eine — auch?!“

Der kalte Blick der Königin erhielt auf einmal einen Ausdruck von Bosheit und Hohn, daß der junge Graf erschreckt zurückfuhr. — „Seit jenem Tage,“ sagte sie strenge, „wo Sie verwaist vor Uns und dem Könige standen, — seit dem Tage, an dem Wir tödtlich verletzt wurden in Unseres Hauses, Unserer Fürsten- und Frauenwürde durch Diejenige, die

von jeher die Schuld an allem Unseren Unglück trägt! — Seit jenem Tage denken Wir nur diesen einen Gedanken!"

Der Graf näherte sich seiner Gebieterin und flüsterte: „So lange der Gedanke in Ihrem Herzen verschlossen ist, Majestät, ist er ein Nichts, ausgesprochen ist er vielleicht ein — Verbrechen. Das Wort und die That müssen darum gleichzeitig sein!"

Theresa lächelte. „Königinnen, lieber Graf, begehen keine Verbrechen. Es giebt Thaten, welche der Gerechtigkeit sich entziehen, weil das Maß des Gesetzes für sie zu kurz ist."

„Dann müssen auch nur Königinnen solche Thaten begehen und sie mit ihrem Rang und ihrem Stolze vertreten!"

„Was berechtigt Sie zu dem Glauben, daß es Uns an Muth gebricht, Unseren Willen auszuführen? Daß Wir nicht Alles an diese eine That setzen? Uns fehlen dazu nur die Werkzeuge, die, unsichtbaren Mächten gleich, vollziehen, wozu Wir Uns stets bekennen werden!"

„Ist das Ihr unabänderlicher Entschluß?" —

„Alle Wunden der Schmerzensreichen mögen Uns treffen," rief Theresa mit der Gluth fanatischen Hasses, „wenn dieser Entschluß in Uns nicht feststeht, wie in Granit gegraben. Gleich Unserem Aeltervater,

dem zweiten Philipp, widerrufen Wir nie, was Wir einmal gewollt haben! — Reden Sie offen.“

„Erlauben Ew. Majestät mir noch eine Frage? Da Ihre Briefe auf meinen Bezug zu haben scheinen und alle gemeinsam durch den Pater Lachaise zu uns gelangten, so ist vielleicht anzunehmen, daß man im Escurial, wie zu Wien — denselben Gedanken aus politischen Gründen zu verwirklichen wünscht, welchen die beleidigte Ehre Ihnen eingab. Madame de Maintenon wird ihn vielleicht ebenfalls begünstigen?“

„Gewiß. — Diese beiden Schreiben von Unserer erhabenen Mutter und Pater Neithardt, wie jener Brief von des Kaisers eigener Hand verweisen Uns übereinstimmend an Frau von Maintenon, als die gemeinsame Vertrauensperson.“

„Ihres Vertrauens hat sie sich nicht eben würdig gezeigt. War sie nicht des Königs Zuträgerin? Hat sie nicht meiner Mutter Verderben und d'Effiat's Unglück vorbereitet? Diese Frau benutzt Alle für ihre Zwecke.“

„Und ist doch selber nur das Werkzeug des Ordens, der in dem Siege unserer Rache den Triumph seiner Lehre erblickt! Sie rechtfertigt übrigens in dem Schreiben, das für den Pater Lachaise beigelegt ist, vollkommen ihr Benehmen, denn sie handelte so auf den ausdrücklichen Befehl aus Rom. Es ging

Alles nach Wunsch und Wir wären bereits viel weiter, hätte die Orleans mit ihrer satanischen List zu Nancy nicht Alles vereitelt. Ihre edle Mutter hätte dann nicht ein so trauriges Ende genommen, Wir selbst Uns nie zu der Schande erniedrigen müssen, angesichts Unserer hohnlächelnden Feindin ihrer Tochter zu dem Throne Unserer Väter zu verhelfen!“

„Maria Louise ist zum Glück erst acht Jahre alt. Ehe Infant Don Carlos ihr die Hand zu reichen gezwungen ist, kann sich Vieles ändern.“

„So denkt man auch zu Madrid und Wien und gab den Widerstand gegen diese Partie nur um des Friedens willen auf. Eins aber muß geschehen, muß gleich geschehen, ehe die Tripelallianz gesprengt wird! Die, welche unser Aller schlimmste Feindin ist, muß — sterben!“

„Je eher, desto besser!“ flüsterte Marsan funkelnden Blicks. „Das war der letzte Wunsch, war das Vermächtniß meiner Mutter, und ich will, so viel ich vermag, an der Erfüllung ihres Willens mitwirken. Sie, Majestät, müssen den Befehl dazu geben, Der aber, dessen alter Haß ihn ausführen kann, bietet Ihnen die Hand dazu!“ St. Marsan zog sein Billet aus dem Wams und überreichte es der Königin.

„Von Lorraine! Wir dachten es!“ murmelte Theresa und vertiefte sich in das Schreiben. Dann

fuhr sie zusammenschauernd auf und starrte vor sich hin. —

„Es ist kühl hier," meinte St. Marsan lächelnd, „lassen Sie mich etwas einheizen." Damit nahm er Lorraine's Brief aus Theresa's Hand und die anderen Schriftstücke vom Tisch, trat zu dem glimmenden Kamin, indem er der schweigenden Königin einen fragenden Blick zuwarf. — Sie machte eine rasche Handbewegung, die Papiere fielen auf die Kohlen und loderten in Flammen empor. —

„Somit ist Alles vernichtet, was uns verrathen könnte," sagte der Graf. „Für das, was geschehen soll, muß aber Lorraine Ew. Majestät ausdrücklichen, zweifellosen Befehl erhalten, oder —?" er hielt lauernd inne.

Mit geschäftsmäßiger Ruhe setzte sich die Königin an den Schreibtisch, warf wenige Zeilen auf's Papier und versah das Schreiben mit Datum, Unterschrift und Siegel. Marsan stand blaß und erregt hinter ihr und folgte mit Spannung jedem Federzuge.

„Dieser Garjou, den der Chevalier nennt, ist doch zuverlässig und seine Mittel ebenfalls?"

„So zuverlässig, wie ein Verbrecher sein muß, dem in jedem Augenblicke ein sicherer Tod droht, wenn er vor seiner That zurückbebt; er ist die willenlose Creatur des Pater Lachaise!" —

Theresa erhob sich und gab dem Grafen das

Document. „Sorgen Sie dafür, daß es sicher in des Chevaliers Hände gelangt.“

„Durch Lachaise. Ich reite sogleich nach Paris; in einer Stunde ist ein sicherer Bote des Ordens nach Nancy unterwegs.“

„Die Maintenon muß aber einen Wink bekommen.“

„Wozu, Majestät? — Ist es nicht genug, wenn die That sich selbst verkündet? Vertrauen Sie dieser Frau nicht zu sehr! Ihr Ehrgeiz wird an die Stelle der gestürzten Feindin sich selber setzen wollen und —!“

„Dann wird sie denselben Weg wie Jene gehen! Glauben Sie, mit der Wittwe Scarron werde man mehr Umstände machen? — Nein, nein, das wissen Wir besser. Sie will nur den König für die Kirche gewinnen, wird über die Montespan hinweg sich zu seiner Vertrauten machen, des Herzens Leere aber wird — wenn ihm Die verloren ist, die er liebte, Uns seine Liebe wieder verschaffen!“ Theresa warf einen langen, stolzen Blick in den Spiegel. „Die Scarron, lieber Graf, ist ja sechs Jahr älter als Wir, haha, noch hat Niemand an ihr besondere Reize entdecken können. Wenn Sr. Majestät guter Geschmack zwischen Uns und ihr allein zu wählen hat, können Wir über das Resultat beruhigt sein. Ah, da kommt der Herzog! Eilen Sie, Guiche, begleiten Sie Uns zur Rehhütte

und erzählen Sie Montbaçon, was man in Paris plaudert, und welche Toilette Se. Majestät bei der Audienz trug; Marsan hat inzwischen mit Lachaise ein Geschäft zu besorgen. Wir hoffen, sobald heut Abend der Herr Hofmarschall unsichtbar geworden ist, in einem kleinen Zirkel unsere Freunde auf allerlei schöne Dinge vorzubereiten, die dieser schlechten Welt eine leidlichere Physiognomie verleihen könnten." Dabei reichte die Königin dem Herzoge den Arm, nickte dem Grafen bedeutsam zu und ging so leicht, straff und munter hinab in den grünen Park, als ginge sie zum frohen Feste.

„Nun, nun, wenn sie so vergnügt sein kann, warum soll ich's nicht auch sein? Wäre Donna Theresa aber so klug, wie sie boshaft ist, sie würde vielleicht nicht so gut gelaunt sein. Was geht's mich an? Ist Herzog Philipp erst Wittwer, so weiß ich, welchen Götzen ich anzubeten habe. Morgen gehe ich zu Dame Maintenon, mich darauf vorzubereiten." —

Mit diesen Worten schritt der edle St. Marsan, eine lustige Melodie pfeifend, zu den Ställen hin und bald galoppirte er dem linken Ufer der Seine entlang die Straße nach Paris hin. — —

Vier Wochen später sprach man in der Residenz von der Reise, welche Se. Majestät mit dem gesammten Hofe nach Flandern machen wolle, um seinen neuen Unterthanen das Glück seines Anblicks und die

Gelegenheit zu verschaffen, ihrer Freude, fortan Franzosen sein zu dürfen, den gebührenden Ausdruck zu geben. Ob die Freude wirklich eine aufrichtige, oder von der Nothwendigkeit dictirte war, mag dahin gestellt bleiben, aber in Douay, Lille, St. Omer und allen bedeutenden Städten wurden die glänzendsten Vorbereitungen zum Empfange des neuen Landesherrn getroffen. Ludwig hatte seinerseits Nichts unterlassen, was sein Erscheinen in das hellste Licht zu setzen vermochte. Seine Feldherrn und Minister, seine beiden Historiographen, die Elite der Herren und Damen seines Hofes, Herzog und Herzogin von Orleans mit ihrem eigenen, höchst glänzenden Gefolge, endlich die Leibmusquetiere des Grafen Taranne sollten ihn begleiten. Nur die Königin mit ihrem Hofstaate blieb zurück. Zwar hatte Ludwig sie gefragt, ob sie mitgehen wolle, aber die Einladung war so wenig dringend gewesen, daß es schien, er wünsche eine ablehnende Antwort zu erhalten. Sie that ihm auch den Gefallen, sich zu entschuldigen, indem sie den Dauphin zum Vorwand nahm, dessen zarte Jugend die Reise zu sehr angreifen würde, den aber zu verlassen ihre Mutterliebe sich nicht entschließen könne. Se. Majestät nahm diese Entschuldigung sehr gnädig auf, lobte die mütterliche Zärtlichkeit seiner hohen Gemahlin und freute sich, sie auf gute Manier — los zu werden. Um sie zu trösten, versprach er ihr noch, daß seine

Rückkehr mit großartigen Festen zu St. Cloud und Versailles, einer Art Fortsetzung der plaisirs de l'Isle enchantée verherrlicht werden solle. In Wirklichkeit aber hoffte er alsdann, den Sieg seiner Politik über die Tripelallianz, sein erneutes Bündniß mit England und die Vermittlerin dieses Sieges, Anna von Orleans, in diesen Festen zu feiern. Daß die schöne Herzogin jetzt in höherem Grade, als je zuvor, seine Gunst genoß, zeigte sich auch darin, daß Ludwig Molièren ein heroisch-allegorisches Festspiel für St. Cloud zu schreiben befahl, in welchem Oper wie Ballet ihren höchsten Glanz entfalten sollten. Das Thema dazu, welches der König selbst angab, sollte die Liebe zweier Prinzen für eine schöne Prinzessin bilden, welche aber, da der Rathschluß der Götter die hohe Dame einem Dritten bestimmt hat, in großmüthige Entsagung sich verwandelt. Es war mit Händen zu greifen, daß der König mit diesen drei Personen sich selbst, Philipp und Anna meinte, der Dritte aber, welcher die Liebe der Prinzessin wirklich erhält und der in der Person eines Feldherrn dargestellt werden sollte, nur der personificirte Ruhm Frankreichs sei, welcher allein das Herz der Schönen zu erfüllen vermöge. Der Dichter verstand seinen hohen Gönner vortrefflich und während Dieser unter großem Gepränge gen Flandern zog, machte er sich an seine Aufgabe, ohne zu ahnen, daß der lange Liebeskampf

beider königlichen Brüder ganz anders enden sollte, als sein heiteres Gedicht. —

Die königliche Reise durch Flandern glich einem ununterbrochenen Triumphzuge. Die Behörden und Beamten, wie die zahlreichen Agenten der neuen Regierung verstanden es damals schon eben so gut, wie heute, loyale Reclame zu machen und einen Enthusiasmus zu erzeugen, über dessen Dasein die Einwohnerschaft sich selbst nachher am meisten wunderte, sobald der hohe Gebieter den Rücken gekehrt hatte und die nüchterne Ueberlegung in ihre Rechte wieder eintrat. In der unmittelbaren Umgebung der Prinzessin Anna befand sich noch, seitdem man die Grenze von Artois überschritten hatte, Fräulein Louise von Querouaille, eine Bretagnerin, deren Bekanntschaft sie bereits während des Krieges gemacht und welcher sie ihre Protection bei Hofe in Aussicht gestellt hatte. Diese Dame war ein Ausbund munterer Laune und leichtfertiger Sinnlichkeit. Blond, blauäugig, ihr stumpfes Näschen keck in die Luft erhebend, die starken schwellenden Lippen stets zum Lachen oder Küssen bereit haltend und für ihre achtzehn Jahre so üppig gebaut wie je eine vollreife Frau, schien sie nur noch des Liebhabers zu warten, der für diese Reize das entsprechende Aequivalent bieten wolle. Ihre Lebhaftigkeit verlieh der Pracht des Hofes und dem ernsten Pomp der Feste jenes — air engageant et noncha-

land, durch welches im Palais royal Armande Molière ihr Publikum bezaubert, ihren Gatten aber zur Verzweiflung gebracht hatte. Bei ihrer nie getrübten Laune und einer Naivetät, die mitunter fast schrecklich zu nennen war, vergaßen Viele am Hofe zu bemerken, daß auf der Stirne der schönen Orleans jetzt oft Schatten lagen, welche die Prinzessin zuweilen traurig und einsilbig erschienen ließen. — Ging sie der größten und schwierigsten Aufgabe ihres Lebens etwa mit Bangen oder Unsicherheit entgegen? Waren es die Warnungen Lord Jermyns, die sie wie ein Alp bedrückten? Waren es Gewissensbedenken, die ihr zuraunten, daß sie England, ihr Vaterland, dem treulosen Manne in die Hände liefre, der ihre Liebe so schlecht vergolten hatte und für den sie etwas thun wollte, was das niedrigste Weib ihres Landes mit gerechtem Abscheu erfüllt hätte? — Um solche Gefühle und Bedenken zu hegen, hätte Anna nicht so sehr Französin, nicht so stark Verächterin der Volksrechte, nicht so frei von Sentimentalität und Vorurtheilen sein müssen. Die Politik ist eine Rechenkunst und gute Rechner sind stets Verstandesmenschen, die selten geneigt sind, sich fatalistischen Anwandlungen hinzugeben.

Dennoch hatte Anna Grund genug, nachdenklich und traurig, von einer ungewissen Furcht beunruhigt zu sein, und Ludwig wie Philipp, Feuillade wie Ta-

ranne kannten ebenfalls die Veranlassung ihrer Verstimmung, wenn sie sich auch davon nichts merken ließen. Wie in der Wüste der Schakal die Caravane umkreist und den Augenblick erwartet, wo sein Opfer ihm zur Beute werden soll, so folgte oder eilte dem Königszuge ein unheimlicher Genosse vorauf, dessen man nie habhaft werden, von dem man sich nie befreien konnte. Bald erschien er als Bauernknecht auf seinem Wagen, bald als Bettler unter der jubelnden Menge, bald in einer Mönchskutte, bald wieder als derber Landedelmann, und in jeder Verwandlung spielte er vortrefflich, was er zu sein schien. Aber dieser Mann zeigte ein und dasselbe Antlitz, das unvergeßlich für Anna war, die Züge des Sohnes Gastons von Orleans, des Chevalier Lorraine! Seine Absicht konnte nur eine feindliche sein und die Hülfsmittel, welche ihm überall zu Gebot zu stehen schienen, sobald man sich auf ihn werfen oder seine Spur verfolgen wollte, verliehen seiner Erscheinung etwas Unheimliches. So war er dem Hofe bis Ardres gefolgt, dort aber spurlos verschwunden. Beim Einzuge in Calais, nachdem vorher bereits Polizei, Gouverneur und Commandant der Festung auf den Chevalier zu vigiliren Befehl erhalten hatten, die Gesandten Barillon und Bonrepaux in London selbst auf ihn aufmerksam gemacht worden waren, sah man ihn endlich nicht mehr, und Prinzessin Anna athmete wieder auf. —

Acht Tage vergingen. Während Feste auf Feste folgten und der König ganz in den Pflichten eines gütigen Landesvaters aufzugehen schien, wurden Depeschen über Depeschen mit England gewechselt. Barillon erschien, um zu versichern, Alles stände in London vortrefflich, und um dies zu bestätigen, traf eine königlich großbritannische Fregatte ein und brachte den Herzog von Buckingham wieder über den Kanal, welcher König Ludwig und die Schwester seines Gebieters officiell begrüßen sollte. Ein kleines, hageres Männchen begleitete den Herzog, mit einer ungeheuren Allongenperrücke und fast jüdischen Zügen, welcher sich Dr. Edward Blue, Secretair Sr. Herrlichkeit, nannte. In der Privataudienz, die der Herzog bei Ludwig, Philipp von Orleans und Anna nachsuchte, ward aber Dr. Blue als Pater Petre und Vertrauter des Herzogs Jacob von York vorgestellt und Buckingham eröffnete die Unterhandlungen mit der Erklärung, daß Se. Majestät Carl II. von England wie sein Bruder unendliche Sehnsucht hätten, ihre theure Schwester Anna wiederzusehen, der englische Hof zu ihrem Empfange also in einigen Tagen in Dover eintreffen werde.

„Ich bin beauftragt," setzte er hinzu, „Ew. Majestät und speciell Se. Hoheit den Herzog von Orleans zu ersuchen, diesen brüderlichen Gefühlen meines hohen Herrn nachgeben und auf kurze Zeit England mit der

Ehre des Besuchs Ihrer Hoheit der Prinzessin Anna beglücken zu wollen."

Ludwig war freilich nicht mehr von diesem Vorschlag überrascht, desto mehr aber der Herzog von Orleans. „Ich verkenne nicht," meinte er, „wie gerecht dieser Wunsch ist, Herr Herzog. Aber da es das Schicksal wollte, daß die Tripelallianz meinen königlichen Schwager von England zum Feinde Frankreichs machte, so daß wir es meines erhabenen Bruders Mäßigung allein verdanken, wenn wir nicht mit gezogenem Schwerte einander gegenüber stehen, so wäre solch' ein Besuch entweder eine Tactlosigkeit, oder er müßte Englands Trennung von Holland und Schweden bedeuten."

„Oder auch, daß diese Trennung nur eine Frage der Zeit sei," erwiderte lächelnd Buckingham, „ja gerade durch das persönliche Eingreifen der Frau Prinzessin leichter und glücklicher, als durch diplomatischen Schriftwechsel, zu Stande gebracht werden könnte!"

„Wäre dies das Resultat der Reise, ich wäre der Letzte, der ihr ein Hinderniß entgegensetzte. Was denken sie davon, liebe Prinzessin?"

„Ich leugne nicht," entgegnete Anna, „beim Anblick des Meeres überkam mich die Sehnsucht, noch einmal die heimischen Gestade wieder zu sehen, den fast vergessenen Klang der Muttersprache wieder zu hören. Dieser Sehnsucht wird mein Herz so wenig,

wie Ew. Majestät der Erwägung widerstehen können, daß diese Bitte meinem königlichen Bruder abschlagen — unsere Freundschaft mit ihm nicht fördern hieße. Diese immer mehr zu befestigen, ist ja die schönste Aufgabe meines Lebens, welche ich selbst auf die Gefahr hin lösen möchte, daß es meine letzte sei. Ob ich meinem Einflusse dabei nicht zu viel zutraue, ist freilich etwas Anderes."

„Wenn mir als Seelsorger und vertrautem Rathe Sr. königlichen Hoheit des Herzogs von York, des muthmaßlichen Thronerben von England, ein Wort erlaubt ist," warf Pater Petre jetzt ein, „so spreche ich die vollste Ueberzeugung aus, daß Sie, hohe Frau, gerade der Engel sein werden, welcher beide Länder fortan zu ewiger Gemeinschaft verbinden, dem armen England die Pforten des wahren Heils eröffnen und seinen König von den Meuterern und Sectirern befreien soll, die bisher das Verderben seiner Dynastie waren. Ihre Hoheit die Prinzessin hat speciell meines Gebieters wirksamste Hülfe bei diesem Werke zu gewärtigen!"

„Wir haben dagegen nichts einzuwenden," erwiderte König Ludwig mit stolzer Zuversicht. „Es wird Englands Sache sein, sein wahres Wohl wie unsere uneigennützige Großmuth zu würdigen. Wir nehmen Nichts, Wir geben nur bei diesem Bündnisse und müssen bemerken, daß, wenn die Prinzessin unverrich-

teter Sache zurückkehrt, die feindliche Stellung, welche Wir leider gegen unseren Freund, den König Carl, einzunehmen gezwungen waren, jedenfalls an Schärfe gewinnen muß."

„Ich bezweifle, Majestät, daß ein solcher Fall je eintreten kann," erwiderte Buckingham. „Wer so weit ging, wie mein Monarch, wird nicht zurückweichen."

„Es sei also, wie mein Bruder Carl wünscht," sagte Ludwig. „Wir haben aber noch einige Bedingungen zu stellen. Die Frau Prinzessin erscheint vor Allem incognito zu Dover!"

„Ich habe Befehl, das selbst vorzuschlagen."

„Länger als vierzehn Tage darf der Besuch keines Falls dauern. Da ferner ein Parteigänger des Herzogs Carl von Lothringen und des Kaisers, ein gewisser Chevalier Lorraine, den Wir wegen Hochverrätherei aus Unseren Landen verbannten, beständig auf Unserem Wege durch Flandern der Prinzessin folgte, so verlangen Wir, daß Unser Bruder von England Ihro Hoheit auf einer Kriegsbrigg standesmäßig bis Havre zurückführen läßt, wo Wir sie in Person erwarten wollen."

„Es soll geschehen, wie Ew. Majestät bestimmen."

„Obwohl Wir nun die hohe Frau unter Englands ritterlicher Obhut sicher genug halten, so ist doch nicht allein Unsre Sorgfalt für sie zu groß, sondern auch die Mission, welche sie Uns wie Ihrem Monarchen zu

Liebe unternimmt, zu ernst und wichtig, daß Wir diesen Besuch nur dann gestatten können, wenn die Prinzessin in Begleitung unseres Marschalls Feuillade, des Grafen Taranne uebst sechs Offizieren und zwei Compagnieen Unsrer Musquetiere nach England geht. Es ist das Verlangen vielleicht ungewöhnlich, aber — Wir bestehen darauf! Die Leute mögen indeß die Uniformen ausziehen und als Ehren-Cavaliere und Pikeure in den Dienst Ihrer Hoheit treten."

„Dies zu bewilligen, Majestät," rief Buckingham bestürzt, „geht über meine Vollmacht!"

„Nicht doch, Herr Herzog," fiel Pater Petre ein. „Ich werde die Bewilligung verantworten! Ich komme für alle Folgen bei Sr. brittischen Majestät auf. Zwei Compagnien Musquetiere, — zumal ohne Uniform, sind noch keine Armee. Ueberdies versichere ich Ew. Majestät auf mein Priestergelübde, daß die Frau Prinzessin nicht das Mindeste von diesem Lorraine zu befürchten hat. Wir kennen nicht nur seine Person und Hülfsmittel, sondern sind auch von seinen Absichten genau unterrichtet! Er wird die Letzteren nicht erreichen und ihm unmöglich gemacht werden, sich der Frau Prinzessin nur zu nähern oder von den Verhandlungen Kenntniß zu bekommen."

„Wer theilte Ihnen dies mit? Wer gab Mittel und Wege an, um Lorraine's Absichten zu vereiteln? Unser Gesandter Barillon?"

„Nein, der Provinzial der Jesuiten von Mittelfrankreich, Pater Lachaise, und zwar auf Anordnung einer sehr frommen, zu Rom vielvermögenden Dame, der Frau von Maintenon.“

Der König schrak auf und trat zurück. „Der Maintenon?“

„Eine solche Alliirte zu finden,“ bemerkte Prinzessin Anna, „muß mich allerdings überraschen! Mögen die Beweggründe dieser Dame indeß auch eigensüchtig und vielleicht darauf berechnet sein, sich der Majestät von Frankreich wieder zu nähern, wir werden, — nicht wahr Sire, — ihre Dienste annehmen, aber immer wissen, was wir von ihnen zu halten haben?“

„Darüber kann kein Zweifel sein,“ erwiderte lächelnd der König, obwohl sich seine Stirn verlegen röthete.

„Die Beweggründe dieser Dame,“ bemerkte der Jesuitenpater ruhig, „können und dürfen keine andern als die unseres heiligen Ordens sein, denn sie ist nichts, wie seine demüthige Dienerin. Unser Orden aber will, daß das große, Gott wohlgefällige Werk der engeren Verbindung Frankreichs und Englands gefördert werde. Ein elender Abenteurer soll uns daran nicht hindern. Wir werden ihn unter jeder Gestalt zu finden und unschädlich zu machen wissen, sobald er die geringste Ursache zu Besorgnissen giebt,

und man dürfte selbst bis nach Wien und Madrid die Macht unserer streitbaren Brüderschaft dafür in Bewegung setzen."

„Wir vertrauen Ihren Versicherungen, noch mehr aber den schlagfertigen Klingen Unserer wachsamen Musketiere. Sobald Unser theurer Bruder von England in Dover angelangt ist, wird Ihre Hoheit die Prinzessin sich zur Abfahrt vorbereiten. Inzwischen werden wir Muße haben, privatim den Vertrag mit Ihnen endgültig festzusetzen, der eine Entfremdung beider Länder künftig unmöglich machen soll." —

Seit dieser Audienz verging kein Tag, an dem nicht Buckingham, besonders aber der Jesuitenpater mit Ludwig, Anna und Philipp von Orleans geheime Conferenzen hatte, um jenes berüchtigte diplomatische Actenstück zu Stande zu bringen, das als „Vertrag von Dover" Europa, vor allen England in Wuth und Schrecken setzen sollte. — König Ludwig hielt es indeß für gerathen, über die neue Allianz auch die Meinung des Mannes zu vernehmen, der bisher als seine rechte Hand gegolten hatte. Er ließ also Colbert in Anna's Gegenwart an demselben Tage Kenntniß von der Acte nehmen, an welchem ein brittischer Courier auf einem Schooner angelangt war, um das Eintreffen des Königs Carl II. in Dover zu melden und ein Handbillet von ihm an Ludwig zu bringen,

welches die Prinzessin noch einmal zu dem Besuche in Dover einlud.

Als der Minister den Vertrag gelesen hatte, welcher bereits seines Gebieters Unterschrift trug, seufzte er schwer auf.

„Die Sache scheint Herrn Colbert nicht zu gefallen!?“ bemerkte Prinzessin Anna.

„Was haben Sie dagegen einzuwenden?“ fragte der König.

„Daß diese Uebereinkunft eine Unmöglichkeit, Sire, oder ein großes Unglück ist, welches auf Frankreich am Schwersten zurückfallen wird.“

„Das ist mir nicht recht begreiflich!“ warf die Prinzessin ein.

„Ich glaube es, Frau Prinzessin, sonst würden Sie nicht so eifrig die Hand dazu bieten, Ihr Vaterland — in's Verderben zu führen.“

„Mein Vaterland ist Frankreich, Herr Marquis! Wenn der Vertrag meinem königlichen Bruder die volle Souverainität zurückgiebt, welche mein armer Vater vergebens vertheidigte, so wird das die größte Genugthuung meines Lebens sein.“

„Was meinen Sie eigentlich mit Ihrer Unmöglichkeit und Frankreichs Unheil?“ fragte jetzt der König.

„Majestät, wenn Sie beabsichtigen, die Tripelallianz um jeden Preis zu sprengen und sich England zu nähern, so ist das nur zu billigen. Ein solches

Bündniß wie dieses hier aber kann nur für Alle zum Verderben ausschlagen. — Sie wissen, Sire, ich bin ein aufrichtiger Katholik und gebe dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist, ein Jesuit, Sire, aber bin ich nicht, und dieser Vertrag ist eine — Jesuitenintrigue! Ich kann begreifen, daß es wünschenswerth und vielleicht wahrhaft nützlich für König Carl sein kann, lieber von Frankreich als seinem störrischen Parlamente abzuhängen, wenn diese Abhängigkeit aber so weit geht, daß der Enkel Jakob I., der König des größten und mächtigsten protestantischen Staats, dessen Volk Carl I. gerade um der politischen und religiösen Freiheit willen auf das Schaffot führte, öffentlich katholisch werden und das Papstthum in England einführen, die Geschichte seines Landes von den Tagen der Königin Elisabeth an Lügen strafen soll, so ist damit der Untergang der Dynastie Stuart in England ausgesprochen! Es ist ferner damit ausgesprochen, daß Sie, Sire, im eigenen Lande die Religion der — Tartüffes zur Staatsreligion machen, nicht mehr der große selbstherrliche Monarch sein wollen, dessen Volk jetzt mit seiner Cultur, seinem Reichthum, seinem Geist und seiner Kunst das Vorbild aller Nationen der Erde geworden ist! Der Vertrag von Dover wird das Signal zu ewigen Kriegen sein, in denen Frankreich sich verbluten wird. Sie, Sire, werden der Vorkämpfer des Jesuitenthums,

des Aberglaubens und der Verfinsterung werden und an den Namen Anna von Orleans, der Frau, welche der gute Genius Ihrer schönsten Regierungsepoche gewesen ist, wird sich der Vorwurf hängen, zwei große Reiche den Feinden jeder edlen Entwickelung überliefert zu haben. Lassen Sie den Glauben aus dem Vertrage fort, und setzen Sie einen Handelsvertrag dafür hinein, dann will ich Amen dazu sagen!!"

„Und Wir sollten, wenn das Haus Stuart sich freiwillig der wahren Kirche zuneigt, die Gelegenheit von Uns weisen, ihr den Sieg jenseits des Canals zu erleichtern und mit der Waffe des Glaubens wie des Schwertes die Rebellion niederzuschlagen, das englische Volk zum Gehorsam zurückzuführen und König Carl unabhängig von der Gnade seiner Unterthanen zu machen? — Die katholische Religion gerade wird England von den übrigen Seemächten trennen und dieser Vertrag, der der Ketzerei den schlimmsten Schlag versetzt, wird Uns bei allen rechtgläubigen Fürsten und hoffentlich dereinst im Himmel hoch angerechnet werden. Er soll zur Wahrheit werden!"

Colbert senkte das Haupt. — „Ist er es erst geworden, — so wird Ihres Ruhmes Sonne, Majestät, den Scheitelpunkt überschritten haben; das neue, jugendkräftige Frankreich, das wir schufen, wird dann alt werden!"

„Gehen Sie! Wir sind der König und wissen, was Wir thun!“

„Ich gehe und schweige, aber Sie können es nicht hindern, Sire, daß ich den Tag ewig beklagen werde, an welchem das zur Wahrheit werden soll, was ich lange im Geiste vorhersah.“

„Was wollen Sie damit sagen?!“

„Ich hätte nie geglaubt, daß die traurige Prophezeihung, welche die bettelnde Scarron vor Ihnen einst zum Besten gab, so bald schon eintreffen könnte!“

„Wir wollen Frankreich durch jedes Mittel zur Herrschaft über Europa verhelfen. Die Einheit des Glaubens ist dafür der beste Bundesgenosse. Das hat nichts mit jener tollen Prophezeihung zu thun!“

„Das Jesuitenthum wird aus Ihrem Diener sich aber zu Ihrem Gebieter machen wollen. Was Sie in des Lebens erster Hälfte aufbauten, wird in der zweiten wieder eingerissen werden!“ — Mit einem Blick bitteren Kummers verließ der Staatsrath das Gemach.

Ludwig und Prinzessin Anna verharrten einen Augenblick in trübem, nachdenklichem Schweigen. Endlich umfaßte sie der König sanft und richtete einen Blick inniger Zärtlichkeit auf sie. „Glauben Sie das auch?!“

Die Prinzessin richtete sich auf und ein edler Stolz strahlte von ihrer Stirn. „So lange ich lebe, Ludwig, nein, und ich werde leben, weil ich fühle, daß

ich leben muß, um die Befürchtungen zu vernichten, die dieses Mannes Treue für Sie hegt! Wenn ich nur das Werkzeug bin, um Ihren Ruhm zu den Sternen, Frankreich über alle Völker zu erheben, so soll auch dieses eitle, ehrgeizige Weib, diese Maintenon, nichts mehr als ein Werkzeug in Ihrer und meiner Hand sein! Ich kenne jetzt keine Furcht mehr. Wissen Sie, was dies geheimnißvolle Erscheinen Lorraine's bedeutet? Die — Maintenon hat ihn abgeschickt, um mich zu ängstigen, Sie besorgt zu machen, und sich dann als die schützende Gottheit darzustellen! Ein frommer Komödiantengriff ist es, der Ihren Dank, Sire, der Frömmlerin erwerben soll? Wie unendlich gering müßte ich von Ihrer Klugheit, Ihrem königlichen Sinn, Ihrem guten Geschmack denken, sollte ich je besorgen, Sie könnten in die Schlingen dieser Frau fallen! Lassen Sie uns die stolze That, die wir begonnen haben, vollenden, und Colbert wird gestehen, daß er sich glücklicher Weise einmal geirrt hat!"

Ludwig küßte sie lächelnd. „In der That, Sie sind nur gerecht gegen Uns. Sie wollen morgen also reisen?"

„Und in vierzehn Tagen wieder zurück sein, mit dem vollzogenen Vertrage in der Hand!"

„Taranne mit seinen Leuten, Feuillade und die Morton sollen Sie begleiten."

„Und das Fräulein von Querouaille!"

„Ist das Ihr Ernst? — Sie haben dabei Ihre Absichten!“ —

„Mein Bruder liebt schöne und lustige Frauen. Sie soll uns das Zustandekommen des Vertrags erleichtern. Glauben Sie mir, die Sache ist so gut wie abgemacht!“

„So haben Wir nichts weiter zu wünschen, als ein beglücktes Wiedersehen, damit Wir knieend Ihnen danken können, daß Sie unsere Feinde zerstreut, Uns zum Sieger über Alle gemacht haben!!“ — — — —

Das Frühroth des nächsten Tages, noch mit der Dämmerung kämpfend, beleuchtete den flachen Hafen von Calais mit seinen Forts, seinen Bastionen und das seitwärts liegende Fischerdorf Courgrain, so wie die schmale Meerenge, die England von Frankreich trennt. Die königlich großbritannische Fregatte „Steward,“ ein Ungethüm von 80 Kanonen mit hochgebautem Castell, lag vor Anker und das britannische Königsbanner wehte vom Top. In einer halben Stunde sollte Herzogin von Orleans mit ihrem Gefolge an Bord gehen und Alles war zu ihrem Empfange in Bewegung. Auf dem Verdeck schritt der Commandeur Sir Lionel Baynard mit seinen Officieren in Galauniform auf und ab und plauderte mit Dr. Blue, in welchen sich Pater Petre jetzt wieder verwandelt hatte. Endlich trennte sich der Doctor von dieser Gruppe und trat auf das Bugspriet zu, wo ziemlich

von den Andern entfernt ein Matrose in kurzer Jacke und Lederkappe stand und vor sich hin auf das wechselnde Spiel der Wellen schaute. —

„Guten Tag, Freund. Wie heißt Du denn?“ —

„Ich? — Joe Compton, Herr Doctor.“

„In Deiner Haut, Joe Compton, steckt Niemand Geringeres als der — Chevalier Lorraine!“ sagte der Pater leise.

Der Matrose richtete einen wilden Blick auf den Sprecher und wurde bleich; scheinbar ruhig erwiderte er dann: „Ihr irrt Euch, Sir. Ich bin Sr. Großbritannischen Majestät getreuer Unterthan und weiß von Eurem Lurrenn nichts. — Meine Papiere sind in Ordnung; ich ward zu Sheerneß in Dienst genommen.“

„Vor acht Tagen etwa, ich weiß es. Lassen Sie sich aber sagen, Chevalier, daß Ihnen dies Alles nichts helfen wird. Ich bin — Edward Petre, Pater des Jesuitenordens und des Herzogs von York Beichtvater. Lachaise hat Sie uns genau signalisirt und wir wissen, daß Sie sich als Gehülfe des Schiffskochs hier eingeschmuggelt haben, um — Guillot Garjou's Pulvern eine angemessene Verwendung zu geben! Sparen Sie dieselben für spätere Zeiten auf. Jetzt haben Sie nur die Aussicht, daß ich Sie ergreifen lasse, sobald Ihre Hoheit die Prinzessin an Bord kommt, und dann würden Sie vielleicht mit der großen Raae in unan-

genehme Berührung kommen! Ich rathe Ihnen, machen Sie, daß Sie fortkommen!“ Langsam verließ Petre den überraschten Chevalier, der regungslos an seiner Stelle stehen blieb.

Ein Paar Minuten darauf befestigte derselbe ein Seil an den Schiffsbord, sah sich vorsichtig um und wartete. —

Zu derselben Zeit ließ sich am Lande unruhige Bewegung bemerken, die Prinzessin näherte sich mit ihrem Gefolge dem Strande. Die Officiere eilten an den Stern des Fahrzeuges, Boote wurden ausgesetzt und Jedermann blickte nach der schönen Tochter Albions, die jetzt, wenn auch incognito, ihre vaterländische Küste besuchen wollte. Der Jesuitenpater war zurückgeblieben; er hatte sich umgewendet und den Chevalier beständig im Auge behalten.

Anna von Orleans bestieg die Yacht des Commandeurs, ihr folgten Buckingham, Barillon der Gesandte, die Damen Morton und Querouaille, Marschall Feuillade und Taranne, während fünf andere Böte sich mit ihrer militairischen Begleitung füllten. Als sie vom Lande abstießen und Anna ihr Tuch gegen das Ufer hin wehen ließ, erhob der Jesuitenpater drohend gegen Lorraine den Finger.

Der Chevalier lachte höhnisch, zog grüßend den Hut, schwang sich über den Bord und glitt blitzschnell an dem Seile in's Meer hinab, während der Pater

ihm nachblickte. Mit rüstigen Armen theilte der abenteuerliche Schwimmer die Fluth und strebte in weitem Bogen dem Dorfe Courgrain zu. Auf halbem Wege nahm ihn ein Fischerboot auf, und bald war er verschwunden. —

Eine halbe Stunde später löste der „Steward“ seine Kanonen zum Abschiedsgruß und steuerte in den Canal hinaus, um Anna von Orleans als die Abgesandte Frankreichs nach England zu tragen.

Sechstes Capitel.

Das Opfer von St. Cloud.

In derselben Eremitage, wo Anna von Orleans einst wider ihren Willen die nähere Bekanntschaft des Günstlings ihres Gatten hatte machen müssen, fanden sich am Schlusse der zweiten Woche nach ihrer Abreise von Calais in der Abenddämmerung mehrere Personen zusammen, die besondere Verabredungen zu treffen hatten. Sie waren in verschiedene Gruppen getheilt, die ein und derselbe Zweck hierher führte, obwohl sie es gerathen fanden, sich noch von einander entfernt zu halten. Zwei Herren vom Hofe hielten vor der alten Ruine Wache und schienen Jemand zu erwarten, Herzog von Guiche und d'Effiat. Graf Pouvron ging unterdessen mit Locarte die Allee auf und ab, welche zum Schlosse führte, in der Ruine selbst aber befanden sich St. Marsan und Pater Lachaise, welcher einen jüngeren geistlichen Herrn mitgebracht hatte, mit dem sie sich eifrig unterhielten.

„Auf Ehre, nimmt sie wirklich alle Folgen auf

sich und ist für Pferde bis Sedan gesorgt?“ fragte der jüngere Priester.

„Ganz gewiß, überdies wird Sie jedes Convict unterwegs für den Nothfall beherbergen, mein Bruder,“ antwortete Lachaise.

„Ich kümmere mich den Teufel darum,“ erwiderte der Andere. „Wenn ich ergriffen werde, sollt Ihr gewiß zuerst baumeln, guter Pater. Ich habe zu oft mein Leben eingesetzt, um nicht darauf vorbereitet zu sein, es zu verlieren.“

„Sie werden ein wohlgefälliges Werk vollenden und noch lange leben, um unseres Dank's sich zu erfreuen.“

„Man kennt Euren Dank. Ihr braucht uns und liefert uns dann selbst vor's Messer, das ist die alte Litanei! Die Hölle über Eure Kutten! Hätte man mich mit ihr nach England gehen lassen, so wäre es auf fremdem Boden geschehen und meine Rache befriedigt. Ihr gewinnt durch diese Zögerung nichts, als den Stuarts jenseits des Canals ebenfalls ihr Grab zu graben; mit ihnen aber fällt drüben Eure Herrschaft. Mir kann's indeß gleichgültig sein, welche Dummheiten Ihr begeht. Ich habe nur noch das Bedenken, ob Pournon, ihr Haushofmeister, wirklich zuverlässig ist und ich bestimmt zu ihr gelangen kann.“

„Er ist bereit, Dich zu beherbergen, in alle ihre

Gemächer zu lassen und Dein Entkommen zu fördern," sagte St. Marsan.

„Ein Edelgut, das von der Gnade der Königin ihm versprochen wurde," fügte Lachaise hinzu, „hob bei ihm alle Bedenken."

Herzog Guiche trat jetzt in die Ruine. — „Der Haushofmeister kommt mit Locarte die Allee herauf. Sie haben die Schenkungsacte doch zur Hand, Marsan?"

„Wenn er den Handschlag giebt, soll er sie sehen; ist es gethan, soll er sie haben."

Lachaise gab dem andern Priester die Hand. „So mögen Sie für diese große Sache noch einmal gesegnet und geweiht werden und ich Sie wiedersehen in größeren Ehren denn je zuvor!"

„Ja, ja, bei — den Jesuiten ist Alles möglich! Kriecht nur zurück in Euer Dohlennest und laßt bessere Leute Eure große Sache besorgen!" Damit wendete er sich zu den Anderen und La Chaise verschwand in dem Gemäuer.

Stumm wandelten die Drei auf und ab. Nahende Schritte ließen sich vernehmen. Die Grafen Pouvron, d'Effiat und Locarte erschienen in Begleitung eines älteren Mannes in bürgerlichem Gewande.

„Hier ist Herr Pournon, Haushofmeister der Frau Prinzessin," sagte d'Effiat, „mein alter, sehr guter Freund, welcher sich bereit erklärt, dem Wunsche Ihrer Majestät zu willfahren."

„Vortrefflich," erwiderte Marsan, „Ihre Majestät wünscht also, daß Sie den würdigen Pater Joseph hier während der Festlichkeit abgesondert bei sich beherbergen. Belästigen Sie ihn nicht, halten Sie sich nicht mit Bedenken und Nachfragen über ihn auf, woher er kommt, wohin er geht, und dergleichen; und seien Sie ihm in Nichts, — geschehe auch was da wolle, hinderlich. Für diese kleine Mühe erhalten Sie durch diesen Schenkungsbrief das reiche Gut Pasarches bei Rosoy, hunderttausend Livres an Werth, von Ihrer Majestät zum Geschenk, sobald dieser Herr St. Cloud in aller Stille verlassen haben wird."

„Meine edlen Herren," erwiderte nach kurzer Pause der Haushofmeister, „ich glaube vermuthen zu können, warum es sich ungefähr handelt. — Wer nimmt aber die Gefahr auf sich, wenn der Plan mißglückt, oder wenn man nach dem Urheber fragt?" —

„Königin Theresa selbst!" entgegnete der Priester. „Ueberdies werde ich dies Papier bei Ihnen zurücklassen, so daß Sie sich auf den zwingenden Befehl Ihrer Majestät selbst berufen können." Er hielt ihm eine Schrift hin, die der würdige Haushofmeister bedächtig prüfte.

„Schon gut, nehmen Sie das Papier nur wieder zurück. Dieser Befehl ist nicht an mich gerichtet. Vergessen Sie ja nicht, meine Herren, wenn ich etwa dafür büßen muß, werden Sie gewiß auch nicht ge-

schont werden und nicht einmal ein — Gut Ihren Erben hinterlassen können!“

„Abah, das wissen wir wohl!“ rief lachend Marsan. „Ihre Majestät ist unantastbar, folglich sind es Die auch, welche ihren Willen ausführen.“

„Sie haben ja nur zu sagen, bester Pournon,“ fiel d'Effiat ein, „daß Sie vom Grafen St. Marsan den Befehl erhielten, den Pater Joseph aufzunehmen. Was dieser Mann dann thut, geht Sie nichts an, und wenn er ein Billet an den König zurückläßt, das diesen Befehl der Königin enthält, so sind Sie nur ein gehorsamer Diener gewesen.“

„Nun denn, so kommen Sie, Herr Pater. Was Sie zu St. Cloud treiben, kümmert mich nicht; die kommenden Feste lassen meinem armen Kopf wahrhaftig wenig Muße zum Nachdenken über andere Dinge.“

Der Haushofmeister schritt mit Pater Joseph dem Schlosse zu und die Uebrigen begleiteten Beide eine Strecke, alsdann verloren sie sich unter den Bäumen. Still funkelten die Sterne herab auf den Park und St. Cloud lag friedlich wieder in tiefer Stille. —

Der Vertrag von Dover war vermöge verführerischer Ueberredungskünste der Herzogin von Orleans und der noch verführerischeren Reize des Fräulein Louise von Querouaille, endlich aber mittels des verschwenderisch unter die Höflinge Carl II. von England ausgestreuten französischen Goldes unter'm Beistande des

Pater Petre unterzeichnet worden. Derselbe riß die Tripelallianz nicht nur auseinander, er verpflichtete auch das Haus Stuart, katholisch zu werden, den Papismus in England einzuführen, in der äußeren Politik Ludwig's willenloser Sclave zu werden und seine Waffen mit den französischen gegen die Niederlande und für die bourbonische Erbfolge in Spanien zu vereinen. Dafür sollte es in dem Palaste von Whitehall an Geld nie fehlen und wenn das unruhige Inselvolk seinem Herrscher nicht ferner gehorchen wolle, sollte ihm ein französisches Heer die Wohlthaten einer absolutistisch-patriarchalischen Regierung summarisch begreiflich machen. Mit diesem unschätzbaren Schriftstücke, welches von den heimlich ernannten neuen Ministern Carl II., den Lords Clifford, Ashley, Buckingham, Arlington und Lauderdale — dem später so berüchtigten Cabal-Ministerium — unterzeichnet war, betrat Prinzessin Anna zu Havre den französischen Boden wieder und wurde mit abgöttischer Verehrung und begeisterter Zärtlichkeit von Ludwig wie Herzog Philipp empfangen. Im Triumphe ward sie nach St. Cloud geführt, wo sie von der Königin, den Feldherren und hohen Würdenträgern erwartet wurde. Der folgende Tag sollte ein Fest für Alle werden. Colbert's Befürchtungen hatte man längst vergessen, Jeder fühlte nur, welche ungeheure Macht Ludwig nunmehr erlangt habe und daß es keinen Wunsch des

Ehrgeizes mehr gebe, den er sich zu versagen brauche, wenn auch diplomatische Klugheit noch gebot, von dem Vertrage vorläufig zu schweigen. Die allgemeine Freude war darum keine geringere.

Am Morgen dieses denkwürdigen, über das Schicksal zweier großer Völker entscheidenden 29. Juli hatte sich Anna von Orleans geschmückt wie eine königliche Braut. Sie trug die „grande robe de la cour“, das weiße Brocatkleid mit goldenen Lilien, welches sie am Tage ihrer Vermählung geschmückt hatte. Ihr Diadem von Brillanten war von blühenden Orangenzweigen durchflochten, der Hermelin deckte ihre Schultern und sie lächelte in zauberischer Lieblichkeit und der Jugendfrische eines kaum fünfundzwanzigjährigen Lebens. Hatte sie nicht einen so außerordentlichen Erfolg gehabt, wie nur je ein Staatsmann unter den schwierigsten Verhältnissen? Von Königin Theresa, Herzog Philipp und den obersten Würdenträgern begleitet, war König Ludwig erschienen, um sie selbst in den großen Audienzsaal zu führen, dessen Decke Mignard's Apollozug schmückte, damit sie die Huldigung aller Großen des Reichs entgegennehme. Vergessen war die Zeit, wo dieses St. Cloud ihr ein qualvolles Gefängniß gewesen war, wo die Drohungen des eifersüchtigen Gatten ihr selbst den Schlaf geraubt hatten. Ueber ihn, über den König, über alle ihre Feinde, ja über ihr — eigenes Herz hatte sie triumphirt und eine

Macht war jetzt in ihre Hand gelegt, welche jegliche Gewalt weit hinter sich ließ, die je ein Weib auf Frankreichs Thron besessen hatte. —

Der König ließ seine Begleitung im Vorgemach zurück und trat allein in das Empfangszimmer der Prinzessin. Alle Liebesgluth und romantische Schwärmerei, die er jemals für sie gefühlt hatte, schien sich in ihm jetzt von Neuem zu entzünden, und fast wie ein Bräutigam, der hoffnungsvoll von einem nahen, höchsten Glücke träumt, trat er ihr entgegen. Die Damen Morton und La Valière erhielten einen Wink, sich wenige Augenblicke zurückzuziehen.

„Anna," begann Ludwig, ihre Hand ergreifend, „wie groß muß Ihr Verdienst sein, wenn Wir, der König des mächtigsten Volkes in Europa, Ihnen keinen Dank zu bieten vermögen, der Unserer Schuld gleichkäme? Wir erweisen Ihnen nur eine geringe Genugthuung, wenn Wir Sie den Edelsten Unseres Volkes als die Göttin des Ruhmes und Glanzes, als den Genius Frankreichs bezeichnen, dem vor Allen die Verehrung der Nation gebührt!"

„Majestät, was auch die Zukunft bringen wird, ich fühle heut das stolze, hohe Glück, daß ich mit dem Vertrag zu Dover Ihnen die einzige würdige Antwort gegeben habe, die auf die — Verschmähung der armen Anna Stuart zu St. Colombes erfolgen konnte! Ich durfte nicht Ihre Gemahlin, nicht Frankreichs

Königin werden, — nun, ich bewies wenigstens, daß ich dieser Ehre nicht unwerth gewesen bin! Die Rolle der „Nacht," die ich zu Marly spielte, ist zu Ende, und wenn mich jetzt der Tod auch wie ein Blitzstrahl treffen sollte, so könnte ich nur sagen, ich habe erreicht, was meines Daseins Zweck und Inhalt, in meinem Schmerze meine letzte Hoffnung war, ich habe Sie und Frankreich groß gemacht! Nichts bleibt mir zu wünschen übrig, als daß Sie, Ludwig, von dieser glanzvollen Höhe niemals herabsinken und nicht das Recht Ihres freien, selbstherrlichen Königthums hingeben mögen um das Linsengericht, welches Rom und seine Priester Ihnen bieten möchten! Das sollen Sie mir als einzige Belohnung versprechen für Alles, was ich gethan habe!"

„Möge Unser Reich und Unser Geschlecht zu Grunde gehen," und Ludwig erhob die Rechte zum Schwur, „mögen Wir verlassen und verachtet Unser Leben beschließen, ohne ein Herz, das Uns betrauert, wenn Wir jemals so unköniglich handeln, so dieser Stunde und Ihrer, theure Prinzessin, vergessen! Sie fühlen selbst, daß es unmöglich ist, fühlen selbst, daß Ihr Zauber alle Unsere Thaten beflügelt, fühlen, daß Sie die einzige Gebieterin Unseres Herzens sind, unter deren Panier zu streiten das unverbrüchliche Gelübde Unseres Lebens ist! O machen Sie das Glück dieses Tages vollkommen, Anna, durch ein einziges, süßes

Wort, das Unseren geheimen Kummer, die nagende Gewissensqual endet. Gestehen Sie offen, daß nicht Ehrgeiz, oder der Triumph großmüthiger Rache es war, was Sie zu dem, was Sie gethan, getrieben hat! Gestehe mir, theure Anna, daß es — Deine heiße und unwandelbare Jugendliebe ist, die Liebe, welche zürnen, ja verachten kann, doch die sich nicht ausrotten läßt in Deiner Brust, und nie auf Unseren Bruder übergehen kann, den Du nie geliebt hast! Sage, daß Deine Liebe Uns allein gehört und Unserer Zukunft höchster Schmuck sein soll!" Er sank ihr weinend zu Füßen. „Dies Eine sage mir, und Du sollst sein, was Du zu werden einst hofftest!!"

Der Prinzessin Busen hob sich schwer, ihre Augen glühten, ihr Blut wogte in den zuckenden Pulsen. Fragend traf den König ihr großer Blick. „Was soll ich werden?"

„Wir haben einen Schwur gethan, als Dich das Meer an Englands Küsten trug, und werden ihn halten. Sonst giebt es kein Heil, kein Glück mehr für Uns. Sind Wir der unumschränkte Beherrscher Frankreichs, der mächtigste König der Welt, so wollen Wir auch nach Unserem Willen über Unser — und Dein Lebensglück entscheiden! Wir werden von Rom die Trennung Unserer Ehe mit Theresa, der Deinen mit Philipp fordern, und ein Dispens des Heiligen

Vaters wird Dich zu Ludwig's Königin, zur Herrin Frankreichs machen!!“ —

„Du magst Europa besiegen, Ludwig, magst wie Heinrich VIII. Deine Gemahlinen wechseln, doch Deines Hauses Grundgesetz und Frankreichs Sitte kannst Du nicht umstoßen! Du träumst einen verwegenen Traum, und Könige — sollten nie träumen. Um einen Preis nur, wie Heinrich VIII. ihn zahlte, um einen Preis, der so ungerecht wie blutig, so heillos wie verächtlich wäre, könntest Du so handeln, Du müßtest der Religion Deiner Väter entsagen, — lutherisch werden, um die Trennung von Deiner Gemahlin herbeizuführen. Frage Dein Herz, königlicher Bourbon, ob Du das kannst!“ — Anna trat von dem Könige zurück, bleich und zitternd. Das Wort, was Sie von mir hören wollen, Sire, werde ich nie aussprechen. Ich habe für die Welt genug gethan. Ungestraft sieht man nicht lange in die Sonne, man wird für alles Andere blind. Ich sehe noch klar. Vor einem solchen Verbrechen steht mein Ehrgeiz still! — Ich bleibe die treue Gattin Ihres Bruders!“

„Anna! Theure Anna!!“ —

„Genug, Majestät, mein Gemahl wartet!“ — sie öffnete die Thür und winkte ihre Damen heran.

Der König faßte sich mühsam, bot ihr die Hand und führte sie dem versammelten Hofe zu. — —

Das Empfangszimmer der Prinzessin war leer und still. Aus der Ferne erklangen die Flöten und Geigen Lully's und das Hoch, welches die Prinzessin und den König im großen Audienzsaal begrüßte. Da war es, als ob ein Schloß geöffnet wurde. Eine geheime Tapetenthür that sich auf, ein sarkastisch lächelndes Gesicht lugte hervor, — ein Priester schlüpfte herein und sah sich im Zimmer um.

„Wahrhaftig! es ist die höchste Zeit!" flüsterte er. — „Wer würde an ihrer Stelle zum zweiten Male der Versuchung widerstehen! Theresa und Philipp müssen sogleich von dieser Schäferstunde hören! Dann — Garjou, guter Dottore, thue Deine Pflicht!"

Wie eine Katze schlich der Priester an das andere Ende des Gemachs und öffnete einen Schenktisch. Kostbares Service blitzte ihm entgegen. — Seine Hand fuhr unter die Soutane, zog ein Papier hervor und entleerte es in eine goldene Tasse, die zwischen demselben stand. Darauf schloß er behutsam Alles wieder zu und verschwand, wie er gekommen war. — —

Auf die Beglückwünschungscour, die sich officiell nur auf der Prinzessin Rückkehr, eigentlich aber auf ihren diplomatischen Erfolg in Dover bezog, folgte ein Galadiner, an welches sich eine Promenade im Parke anschloß. Später sollte Molière's Festvorstellung und nach kurzer Pause, in der die Toilette zu wechseln war, der große Ball stattfinden, zu dem

die Elite der Residenz geladen war. — Königin Theresa zeigte wie immer ihre kalt abgemessene, ruhige Höflichkeit, aber Herzog Philipp verrieth schon während des Diners, wo Marsan ihn bediente, eine Verschlossenheit und Zerstreutheit, welche zu den Huldigungen, die seiner Gemahlin galten, schlecht paßte, die aber glücklicher Weise von der Prinzessin und dem Könige nicht bemerkt wurde. Anna hingegen entfaltete einen Liebreiz und Frohsinn in ihren Gesprächen, der selbst bei ihr selten war, zeichnete Jeden freundlich aus, wußte tausend lustige Geschichtchen von Dover zu erzählen, kurz, schien sich vorgenommen zu haben, jede Erinnerung an die letzte Zusammenkunft mit dem Könige möglichst zu verwischen. Unter allgemeiner Heiterkeit verstrich der Spaziergang im Park und man begab sich in die Vorstellung der „großartigen Liebhaber" (Amants magnifiques.) — Eriphile, das Ebenbild Annas von Orleans, wurde von Armande Molière, Sostratus, ihr heimlicher Liebhaber, von dem Schauspieler Baron, (der, längst mit Molièren ausgesöhnt, seinen ehelichen Frieden nicht mehr bedrohte, seitdem er in Demoiselle de la Force eine reiche und jüngere Geliebte als Armande gefunden hatte,) die beiden Prinzen Iphikrates und Timokles, welche um die Prinzessin warben, wurden von dem schönen Detriche und La Grange gespielt, den Sterndeuter stellte Jodelet, Molière aber Clitias den Narren

dar. Halb ernst, halb komisch, mit verschwenderischer Pracht der Costüme, Dekorationen, Chöre und Lully's Balletmusik ausgestattet, wurde die Vorstellung der eigentliche Glanzpunkt des Tages. — Die symbolischen Beziehungen des Stücks auf gewisse Verhältnisse hoher Personen waren zwar zart gehalten, aber doch deutlich genug. Sie verbesserten Philipp's finstere Laune gewiß nicht und bewegten Anna wie den König in eigenthümlicher Weise. Beide gaben sich indeß nicht den geringsten Anschein des Verständnisses und die allgemeine Aufmerksamkeit war zu getheilt, um sich ausschließlich der Beobachtung der höchsten Zuschauerkreise zu widmen. Nachdem der Vorhang gefallen war, bat die Prinzessin, daß Molière und Armande gerufen würden.

Als das Künstlerpaar erschien, trat sie ihnen mit gewinnendstem Lächeln entgegen. — „Herr Molière, die Freude, welche Sie aller Welt bereiten, ist so mannichfaltig und unerschöpflich, daß man Ihnen nichts Besseres wünschen kann, als ein langes, ruhmvolles Leben und so viel innere Befriedigung, als Sie Anderen zu geben wissen! Sie, liebe Prinzeß Eriphile, aber habe ich zu bitten, dies Armband von Ihrer Schwester Anna von Orleans anzunehmen. Es trägt das Wappen des Hauses Stuart, den Sinnspruch: Honni soit qui mal y pense. Wir haben so eben gesehen, wie viel Sie von zwei fürstlichen Liebhabern

zu leiden hatten; ich halte es für eine der mißlichsten Lagen, zwischen zwei Nebenbuhlern leben und Beiden einen Korb geben zu müssen. Sie thaten klug daran, sich, statt dem äußeren Glanze, dem ächten Ruhme zu vermählen, wir wollen es Ihnen gleich thun. Wehe Dem, der Uebles — von uns Prinzessinnen denkt; erinnern Sie sich manchmal meiner!"

Mit diesem Worte legte sie lächelnd der Schauspielerin dasselbe Armband um, was sie im Costüm der „Nacht" einst verloren hatte, warf dem Könige einen hastigen Blick zu, verneigte sich und bot ihrem Gemahl den Arm. Die hohe Versammlung verließ den Theatersaal und eilte davon, um Toilette für den Ball zu machen. —

Philipp führte die Prinzessin bis an ihr Vorzimmer.

„Sie waren heute schlecht gelaunt, mein Gemahl. Gefiel Ihnen Etwas nicht oder erhielten Sie unangenehme Nachrichten?"

„Unangenehme Nachrichten, meinen Sie? — Nein. Ich hatte diese Nacht einen bösen Traum."

„Ei, welchen denn, erzählen Sie rasch."

„Mein Traum war kurz, aber schwer. Ich sah Sie und meinen Bruder in königlichem Schmuck vor dem Hochaltar der Notre Dame stehen. Sie wurden getraut und das Volk jubelte Ihnen zu."

Die Prinzessin blickte ihren Gemahl groß an,

dann fragte sie lachend: „Aber wo waren Sie selbst und Ihre Majestät die Königin?“

„Man wollte uns gerade — nach St. Denis bringen, in die Königsgruft!“ —

„Das ist ein läppischer, abgeschmackter Traum. Ich versichere Ihnen von Herzen, eher werden sie mich zu St. Denis begraben sehen, als daß Ihr Traum wahr wird. Glauben Sie mir nur!“ Sie reichte ihm an der Thür des Foyers herzlich die Hand.

Philipp preßte ihre Hand und sein Blick forschte in ihrem Antlitz. „Darf ich das — gewiß?“

„So gewiß, als das Heil meiner Kinder, die Zukunft des Hauses Orleans allein mir jetzt noch am Herzen liegt!“

„Mein Gott,“ rief Philipp bestürzt, „aber wie ist es denn möglich, daß —“

„Daß man so lebhaft träumen kann?“ unterbrach die Herzogin ihn, tief erröthend. — „Weil Zwischenträger der Fluch der Höfe sind und von unsern Irrthümern leben. Ich werde mir keine mehr vorzuwerfen haben. Ich wünsche Ihnen nur das Gleiche, und wir werden gewiß glücklich werden.“ —

Die Prinzessin trat in ihr Boudoir, ihre Damen folgten ihr.

In sich gekehrt schritt der Prinz den Corridor zurück. Locarte und ein paar andere Höflinge vom Dienst folgten ihm in der Entfernung. —

Plötzlich ertönte ein banger, furchtbarer Schrei hinter ihnen, worauf man laute Stimmen vernahm. Philipp fuhr auf und wendete sich hastig um.

Lady Morton stürzte aus dem Vorzimmer hervor und schrie! „Hülfe! Aerzte! um Gotteswillen! Die Prinzessin ist vergiftet!!“ —

„Du lügst, Weib!“ schrie Philipp außer sich. „O, ruft Aerzte! Taranne und die Wache soll kommen, der König!!“ Damit eilte er dem Ort des Entsetzens zu, während seine Begleiter nach allen Richtungen davoneilten. —

In demselben Augenblicke stürmte ein Reiter die Straße nach dem boulogner Gehölz und Paris zu. Seine Sporen preßten sich in die Flanken des edlen Thieres, daß das Blut hervorspritzte, sein Antlitz war blaß und verzerrt. Aber er lachte, lachte wild auf, denn das Werk der Rache war gethan. — — Unterdessen war St. Cloud im höchsten Aufruhr, Alles eilte bestürzt durcheinander. Die Trommeln schlugen Generalmarsch, schreiend stürzten die Herren und Damen vom Hofe hin und her, es war, als ob der Teufel dort seinen Einzug gehalten habe. —

Der Erste, welcher nach Philipp in das Zimmer der Prinzessin kam, war der König selbst. Herzzerreißend war das Schauspiel, welches sich ihm darbot.

Bleich wie eine welke Blume lag Anna von Orleans in ihrem weißen, mit Lilien gestickten Kleide im

Lehnsessel, das Haupt des vor ihr hingesunkenen schluchzenden Gatten mit der linken Hand wie segnend bedeckend. Ihre Robe war mit einer braunen Flüssigkeit beschmuzt und auf dem Boden lag die goldene Tasse, aus der sie seit Jahren täglich um dieselbe Zeit ihre Chokolade zu trinken pflegte. Der erste entsetzliche Schmerz, welcher ihr den furchtbaren Schrei ausgepreßt, schien vorüber zu sein. Ruhe sprach aus ihren Zügen und ihr großes Auge blickte den König mit unbeschreiblichem Ausdruck an.

„Nein!“ schrie Ludwig auf. „Es ist nicht möglich! So straft Uns Gott für Unsere Sünden nicht! Solch einer höllischen That ist kein Herz fähig, dem Wir vertrauten! Anna, Du darfst nicht in der Fülle der Jugend von Uns gehen, wo wir Alle das Leben Dir erst verschönern wollen!“

„Ludwig, seien Sie barmherzig und klagen Sie nicht um mich!“ flüsterte die Sterbende und preßte, seine Hand. „Seien Sie ein Mann, ein König und gedenken Sie Ihres Schwures von heute Morgen! Ich bin die — Nacht gewesen in Ihrem Leben und dann der — Tag, der — neue Tag Frankreichs. Wundert Sie, daß ich zur ewigen — Nacht zurückkehre? — Es ist gut, ist besser so. Der dritte Bräutigam, den Eriphile wählte, ist — der Tod, und der Brautführer wird nicht gar weit zu suchen sein. Ihr Traum — Sie sehen es, Philipp — hat gelo-

gen, ich gehe vor Ihnen nach St. Denis! Versöhnt Euch! Mein Grab mag der Altar Eures künftigen Friedens sein! In Liebe für Sie leben, Ludwig, durfte ich nicht, aus Liebe für Sie sterben kann ich! Die Kinder, meine Kinder!" —

Man brachte die beiden kleinen Prinzessinnen herbei und ihre Mutter erhob die Hände, um sie zu segnen. Da erschien die Königin, kalt wie ein Marmorbild, auf der Schwelle. Einen starren Blick wechselte Anna mit ihr, dann sanken ihre Hände herab — sie war hinübergegangen. Ein ironisches Lächeln lag noch auf ihrem Gesicht, das sich bald zu ruhiger, friedfertiger Heiterkeit verklärte. —

Der König stand eine Weile regungslos, das Ungeheure anstarrend. Dann fuhr er auf und blickte wild um sich. „Colbert! Feuillade! Taranne!"

Die Gerufenen traten heran.

„Vor alle Ausgänge und Zimmer Doppelposten! Scharf laden! — Colbert, nehmen Sie die Untersuchung auf! Ihr Anderen entfernt Euch!"

Die Höflinge verließen das Zimmer. Die Königin und Herzog Philipp, der sich erhoben hatte, wollten ebenfalls gehen.

„Ihr Beiden bleibt!" rief der König und schloß die Thür. — „Philipp, Sie wissen um den Zusammenhang! Die Todte deutete an, daß Sie ein gewisses Gespräch von heute früh erfuhren! Nicht

das erste Mal ist es, daß Sie über einem Morde brüteten! Gestehen Sie, oder bei der Oriflamme, Wir lassen Sie foltern und von vier Pferden zerreißen, wie Ravaillac, dem Königsmörder, geschah!"

„Ich unterwerfe mich Allem, was Sie beschließen, Majestät," erwiderte der Prinz. „Selbst in dieser schrecklichen Stunde hoffe ich aber auf Ihre Gerechtigkeit. Ich erfuhr von dem Gespräch, welches Sie mit der Prinzessin hatten, durch diesen Zettel, den ich beim Diner unter meinem Couvert fand. Er wird vielleicht Licht in die Sache bringen."

Der König nahm das Papier und las laut. „Soeben hat Se. Majestät der Prinzessin seine Absicht vertraut, sich von der Königin, und Sie, Prinz, von der Prinzessin scheiden zu lassen und Anna zur Königin zu machen. Ich hörte den Antrag und wie günstig er aufgenommen wurde! Lorraine."

„Lorraine! Der und kein Anderer war der Mörder!" rief der König und riß die Thür auf. „Der Chevalier Lorraine war hier verborgen! Taranne, durchsuchen Sie jeden Winkel! Schicken Sie reitende Patrouillen nach allen Seiten, zumal nach dem Norden! De Jevy soll in Paris nachforschen! Zehntausend Livres Dem, der den Verbrecher fängt! Den Haushofmeister der Prinzessin!" Er warf die Thür zu, trat an die Leiche heran und legte die Hand auf der Prinzessin Brust. „Bei diesem Herzen, in dem

ein großer, hoher Wille und reiner Opfermuth wohnte, das nur für Unser Glück und Frankreichs Ruhm schlug, Wir wollen Dir ein Todtenopfer bringen, vor dem Europa schaudern soll, damit Jeder, der Dich gesehen und Deiner Hoheit Zauber empfunden, dieses Tages gedenke!"

Pournon, der Haushofmeister, ward hereingeführt.

„Du hast den Dir wohlbekannten Chevalier Lorraine hier einquartirt! Du hast der Prinzessin die Chokolade gereicht! Schurke, Du hast Theil an der Frevelthat, die hier geschah! — Leugne nicht, schone Keinen und stände er noch so hoch, Dir wäre besser, Du wärest nie geboren, als Unserer Vergeltung anheim zu fallen!"

„Majestät, Gott helfe mir, aber — ich bin unschuldig. Ich reichte Ihrer Hoheit wie gewöhnlich die Chokolade, die in der Küche bereitet war. Die Frau Prinzessin hatte große Eile wegen des Balles und ich konnte kaum schnell genug eingießen; die Tasse aber stand im Buffet an ihrem Platze. Ich habe allerdings einen gewissen Pater Joseph aufnehmen müssen, dessen Züge mir bekannt vorkamen, doch da Ihrer Majestät, der Königin, bestimmter Befehl, den Graf Marsan mir überbrachte, mich dazu nöthigte, so hatte ich nicht das Recht, mich zu weigern, zumal jetzt, wo St. Cloud voll von fremden Herrschaften ist. Als das furchtbare Unglück mir zu Ohren kam, eilte ich gleich in das Zimmer, wo der Pater die Nacht zu-

gebracht hatte, weil mich eine plötzliche Angst überfiel. Er war verschwunden, auf dem Tische aber lag ein Brief an Ew. Majestät. Hier ist er!"

Der König nahm das Schreiben. „Führt ihn nach der Bastille!" —

Im Zimmer befanden sich bei der Leiche nur noch Herzog Philipp, Colbert und die Königin, als Ludwig das Couvert erbrach. Ein Blick genügte ihm. Er wankte und alles Blut wich aus seinen Wangen, während Philipps Auge starr auf ihn geheftet blieb.

„Daß Sie schuldlos sind, mein Bruder," ächzte er, „ist die einzige Genugthuung, die Wir jetzt empfinden. Verzeihen Sie einem Verdacht, der — vielleicht natürlich war. Wir kennen besser den Verbrecher!" —

„Wer ist es, mein Herr und König, wer?!"

„Das darf außer Uns nur Gott wissen! Gehen Sie, Colbert mag Sie begleiten. Sobald Wir ruhiger sind, wollen Wir Sie aufsuchen." Er gab dem Prinzen die Hand und wandte sich dann plötzlich zur Königin um.

Die Thür fiel hinter dem Herzoge und Colbert zu. — Ludwig trat an Theresa heran, die regungslos die ganze Zeit gestanden, und hielt ihr das eigne Schreiben vor die Augen. — „Sie haben es gethan — Sie!!"

„Ja!" und der Königin Mund umblitzte tückischer Triumph. „Ich nehme die That allein auf

mich! Die Todfeindin Spaniens, sie, die mir Ihr Herz geraubt hat, mußte sterben! Wenn Diese da bewies, was Liebe kann, so zeigte ich, was der Haß vermag; er war der mächtigere von beiden!“ —

„Weil Sie dem Hasse allein folgen, mag er denn fortan auch unser Leitstern sein und Ihren Triumph in einen Schrei des Entsetzens umwandeln. Die Königin, Unsere Gemahlin, können Wir allerdings nicht richten wie Unsere Unterthanen, doch eine Züchtigung haben Wir für Sie, die einem Herzen vor Gefühl zehnfach bitterer sein muß als der Tod. — Vor Gott dem Könige aller Könige, vor diesem gemordeten Engel scheiden Wir Uns für ewig von Ihnen! Sie werden Uns, werden den Dauphin, Ihren Sohn, nie wiedersehen! Bossuet soll ihn erziehen! Jeden Tag um diese Stunde aber, bis an Ihr Ende, sollen Sie zu Porte Royale für das Seelenheil der Todten bitten, und müßten Unsere Dragoner Sie an den Altar schleppen! Sie werden nur noch eine — fromme Königin sein!“

Ludwig verließ das Gemach.

Einen Augenblick stand Donna Theresa, als ob sie von Dem nichts begriffen habe, was sie gehört hatte. Dann stieß sie einen wilden, gräßlichen Schrei aus, schwankte und sank zu Füßen ihres Opfers ohnmächtig hin.

So fand man sie und brachte sie nach St. Germain.

Die furchtbare Trauerkunde jagte die aristokratische Ballgesellschaft auseinander, während die letzten Strahlen der untergehenden Sonne das Schloß vergoldeten, in welchem Carl I. Tochter das höchste Glück und den letzten Schmerz empfunden hatte. —

Allein und stumm in sich versenkt wandelte der König durch den Park, der Eremitage zu. Noch hatte sein Schmerz keine Thränen, er fürchtete, dem Wahnsinn verfallen zu müssen. Sein Thron schien unter ihm zu wanken, die Zukunft kam ihm wie eine ewige Nacht vor, die sich mit der einbrechenden Dämmerung gleich einem dichten Schleier auf ihn herabsenkte.

Als er in die Ruine trat, sah er eine Gestalt zusammengesunken auf einem Steine sitzen. Der Mensch blickte auf, als der König sich näherte, und erhob sich, um sich zu entfernen.

„Steh'!" donnerte Ludwig ihm entgegen, in der raschen Hoffnung, es könne Lorraine sein, zog den Degen und stürzte auf ihn zu. „Rühr' Dich nicht, Bestie, oder ich durchbohre Dich!" —

„Wenn Sie sich damit von Ihrem Schmerze befreiten, Sire, — ich gäbe gern mein Leben darum hin!" —

Der König ließ den Degen fallen. — „Molière! Sie sind es, Freund! — Sie hier?"

„Ich kam, wie Ew. Majestät, um unter Trümmern zu trauern!"

Ludwig reichte ihm die Hand, zog ihn neben sich auf das Gemäuer, und wie ein Vulkan, der seine Lavadecke sprengt, entlastete sich sein Herz durch heiße Thränen.

„O Molière," rief er und schlang seinen Arm wie Liebe suchend um den Dichter. „Sie, der so viel über Wahrheit und Tugend nachgedacht hat, sagen Sie, was ist die Quelle aller Zwietracht in dieser entarteten Welt?"

„Daß der Mensch in sich nicht eins ist, Sire! Ach und wer ist es denn? Erst jenseits, bei der Quelle des Lichts, — da finden wir uns selber!"

Siebentes Capitel.

Der Jesuiten-König.

Selten machte ein Todesfall größeres Aufsehen, erregte allgemeinere Bestürzung und Trauer, als das plötzliche Ende der Herzogin von Orleans. Ihr Geist, ihre Schönheit, ihre Liebenswürdigkeit hatten ihr vor Allen die Gunst der Pariser erworben. Das Volk hat gar wunderbare Instincte und erräth sofort Den, der es gut mit ihm meint, mit ihm eines Sinnes ist. Obwohl eine Stuart, hatte Anna dennoch der Menge als das Ideal einer ächten Französin gegolten, alles Kühne, was geschah, ward stets besonders ihr zugeschrieben und man hatte sie als den Genius des Königs, die Repräsentantin des Ruhms und der Ehre Frankreichs angesehen. Nun ward sie hingerafft in der Blüthe ihrer Jugend, und mit ihr schien der Zauber des Sieges, die Poesie des königlichen Versailles zerstört. Bossuet, des Dauphins Erzieher, gab an ihrem Sarge diesem öffentlichen aufrichtigen Schmerze einen erschütternden Ausdruck, während ein finsterer Verdacht durch

das Volk schlich und Anna als das Opfer geheimer Bosheit bezeichnete. Der König, Colbert, Louvois, Feuillade und Taranne hatten sich diesem ungeheuren Verbrechen gegenüber allmälig zu fassen gesucht und Alles gethan, um die wahre Ursache des allgemeinen Unglücks vor den Augen der Welt zu verbergen. Anna mußte eines natürlichen Todes gestorben sein, denn die Hauptschuldige war ja unantastbar. Man ließ also jede weitere Untersuchung fallen, wollte nicht wissen, Wer etwa noch die Hand dazu geliehen hatte, und entließ selbst Pournon heimlich aus der Bastille, dessen ganze Strafe darin bestand, daß er aus dem Hofdienst trat, um sich mit dem Landgute, dem Sündensolde Theresa's, zu trösten. Gegen Lorraine, der, wie man wußte, plötzlich von Nancy an den lothringischen Hof entkommen war, ließ man ebenfalls jede weitere Verfolgung ruhen. Nicht nur die Ehre der königlichen Familie, auch der kaum geschlossene Vertrag von Dover stand ja auf dem Spiele, wenn diese Nichtswürdigkeit an den Tag kam. Die erste Nachricht von dem Tode der Prinzessin hatte nämlich am Hofe von St. James einen heftigen Sturm erregt und die kaum geschlossene Freundschaft mit Ludwig in's Wanken gebracht. Letzterer hatte sich sogar entschließen müssen, die Leiche Anna's im Beisein des englischen Gesandten von seinen Aerzten einer gerichtlichen Obduction unterwerfen zu lassen, welche selbst-

verständlich einen Gehirnschlag constatirte. Das reichlich an Carls II. Günstlinge gespendete Geld und die Liebenswürdigkeit des Fräulein von Querouaille, welche des englischen Königs Favoritin und Herzogin von Portsmouth geworden war, entfernte indeß bald auch das letzte Bedenken dieses schwachen Fürsten. Ein unbestimmter Verdacht blieb aber im Volke zurück, der sich merkwürdiger Weise gegen den Prinzen Philipp von Orleans wandte. Vielleicht, weil man ihn nicht liebte, vielleicht auch, weil er der kühlste Leidtragende war, obwohl der Verlust ihn doch zunächst anging. Der Prinz theilte nämlich ganz die Meinung Lorraine's, daß, falls Anna noch länger gelebt hätte, das Project des Königs, sie zu seiner Gemahlin auf Theresa's und des Herzogs Kosten zu erheben, immer wieder hervorgetreten wäre und das Herz der schönen Frau dem fortgesetzten Andrängen des Monarchen schwerlich auf die Dauer hätte widerstehen können. Hierdurch wurde aber auch Philipp's alter Haß gegen den König von Neuem aufgereizt. Lorraine aber, seinem alten Günstlinge, für dessen Schurkenstreiche er leider keinen sittlichen Zorn, doch desto mehr Entschuldigungen hatte, fühlte er sich sogar zu einem gewissen Dank verpflichtet, weil er durch ihn aus einer unleidlichen Stellung erlöst war. Er sehnte sich allmälig wieder nach seinem Umgange und zwischen Beiden entspann sich ein Briefwechsel, der un-

ter jesuitischem Schutz immer intimer wurde. Am Hofe aber hörten alle Intriguen und Kabalen mit Anna's Verschwinden sofort auf, als ob sie allein die Ursache aller Conflicte im Königshause gewesen wäre. — — —

Ludwig XIV. war durch diesen Tod am tiefsten ergriffen und es schien, als sei ihm aller Genuß am Leben jetzt vergällt. Menschenverachtung und unauslöschlicher Haß gegen seine Feinde, die auch Anna's Feinde gewesen waren und an denen er sich, wie sie, zu rächen hatte, erfüllten mit unendlicher Bitterkeit sein Herz. Die Helfershelfer der That, die Geringen und Kleinen zu zertreten, genügte ihm nicht, aber die Höfe von Wien, Madrid und Nancy, welche sich zum Herde der Intriguen gegen Anna's Politik gemacht hatten, sollten des großen Königs Zorn empfinden. Seine Ruhmsucht und Ländergier, seine alten Vergrößerungspläne wurden jetzt durch den trügerischen Schein gerechter Vergeltung beschönigt und mit dem letzten sanften Gefühle, dem letzten sittlichen Halt, welchen Anna's Nähe ihm gegeben hatte, entschwand ihm auch jeder Gerechtigkeitsbegriff und alle Achtung vor der bestehenden Weltordnung.

In seiner Erbitterung und Kampflust ihn zu bestärken, war Louvois, der den Jesuiten ergebene Kriegsminister, stets bereit, und wurde von den Marschällen Condé wie Turenne eifrig unterstützt, denen

schon der Friede von Aachen eine nationale Beschimpfung gewesen war. Vergebens wehrte Colbert diesem Durste nach Ruhm und Rache; er kämpfte allein gegen den Strom. Umsonst suchte er zu beweisen, daß Frankreichs kaum gesicherter Wohlstand, seine jugendliche Industrie und Cultur des Friedens bedürfe, daß der Krieg, einmal heraufbeschworen, endlos sei, das Land aussaugen und alles mühsam Geschaffene wieder zerstören werde. Ludwig war unerbittlich und für die Grundsätze weiser Staatskunst taub geworden, ihm fehlte ja die Vermittlerin, welche allein seine Leidenschaften hätte zügeln können. Colbert hatte also nur die Wahl, entlassen zu werden, oder sich als Gelderpressungs-Maschine von Louvois mißbrauchen zu lassen. Hätte dieser eben so brave als kluge Mann mehr an sich, als an sein Vaterland gedacht, er hätte gewiß lieber abgedankt, als der Zerstörer seines eigenen Werkes zu werden. Aber wie ein wahrhafter Patriot, der wenigstens zu retten wünscht, was irgend zu retten ist, demüthigte er sich und behielt sein Portefeuille, denn er wußte zu gut, daß Jeder, der nach ihm kommen würde, noch viel erbarmungsloser des Landes Mark auspressen würde.

Kaum war ein Monat seit der Prinzessin Tode vergangen, als die Kriegsfrage in einer Ministerconferenz entschieden wurde, aus der Colbert in bitterem Unmuth sich entfernt hatte, um die Befehle zur An-

schaffung ungeheurer Summen für die nöthigen Rüstungen zur Ausführung zu bringen. Louvois hatte triumphirt und war bei dem Könige zurückgeblieben, welcher, Karten und Pläne vor sich, bereits im Geiste Frankreichs Grenzen mit fliegenden Fahnen überschritt.

„Haben Sie noch Etwas?" fragte der König.

„Nur eine Bemerkung, Sire, obwohl ich fürchten muß, daß sie vielleicht ungnädig aufgenommen wird."

„Was ist das für eine Bemerkung?"

„Ew. Majestät bereiten Ereignisse vor, welche die Welt in Staunen und Schrecken setzen werden. Frankreich ist unerschöpflich reich, die Arsenale gefüllt, das Heer brennt vor Begierde nach neuem Ruhm. Wenn der Soldat aber auch, sei es im Heer oder in der Flotte, hingehen wird, wohin sein König ihn schickt, um sterbend selbst den Lorbeer zu pflücken, so giebt es doch — noch eine Streitmacht, ohne die jeder Sieg nur halb, jede Eroberung fraglich ist, eine Macht, die allein dem Besitz Dessen Dauer verleiht, was Ihr Schwert gewonnen haben wird."

„Welche Macht sollte das sein?!"

„Die Kirche und ihr streitendes Heer, die Väter vom Orden Jesu!"

„Sprechen Sie Uns nicht mehr von diesen Herren. Wir brauchen keine Pfaffen! Sie sind's, die seit Jahren an Unserem Hofe Einfluß gewinnen wol-

len, während sie zugleich an den Höfen Unserer Feinde sitzen; sie sind es, welche, wenn sie sich auch hinter den Coulissen hielten, der armen Herzogin von Orleans ihr schreckliches Ende bereiteten! Es ist die schlechteste Empfehlung bei Uns, sich zum Anwalt dieses Ordens zu machen!!"

„Ich will mich nicht zu seinem Anwalt machen, aber ich glaube nicht, Sire, daß irgend ein Mittel der Staatskunst, dessen Nutzen Ihrer Weisheit einleuchten würde, wegen unbewiesener Vermuthungen zu verschmähen wäre."

„Wir sind begierig, wie Sie diese Ansicht begründen wollen."

„Vermuthungen vielleicht, aber Thatsachen sprechen schwerlich dafür, daß es ein Jesuit, noch weniger aber, daß es der ehrwürdige Orden als solcher war, der sich durch den Tod der Prinzessin Hoheit befleckt hätte. Desto mehr Beweise liegen aber vor, daß der Orden Jesu Ew. Majestät weit mehr genützt hat, als Sie vielleicht jetzt glauben."

„Das klingt sehr schön, aber Wir sind leider nicht in der Stimmung, um Ihre Apologie der heiligen Väter weiter anzuhören. Gehen Sie."

„Zu Befehl, Sire. Indem ich indeß dies Packet Correspondenzen zurücklasse, erlaube ich mir noch die Frage: Ist nicht ein katholisches, absolut regiertes England eine bessere Stütze Ihrer Politik, als ein

ketzerisches, parlamentarisches? Lebte nicht bei dem Vertrage von Dover in Ihnen der große, von Gott stammende Gedanke, daß die Lilien mit ihrem Siege das Reich der wahren Kirche ausbreiten sollten? War Patre Petre nicht Ihr bester Agent in London, und er es nicht, der die Prinzessin vor Lorraine beschützt hat?"

„Zugegeben, daß der Pater Uns genützt hat und die Prinzessin wirklich schützen wollte, so weiß man doch nicht, was seine Absicht dabei war."

„Möchten Sie sich entschließen, Sire, einen Blick in diese Papiere zu thun, dann würden Sie hierüber, wie über manches Andere anders zu urtheilen sich vielleicht nicht enthalten können."

„Von Wem kommen die Papiere?"

„Von Frau von Maintenon, Sire!"

„Von der Maintenon? Immer wieder dieser Name! Wir wollen endlich hinter die Schliche dieses Weibes kommen, werden ihr das scheinheilige Visir vom Gesicht herabreißen, verlassen Sie sich darauf!"

Louvois verbeugte sich und ging. — Die Erwähnung der Jesuiten, der Maintenon zumal, hatten Ludwig in Aufregung gebracht. Zorn, Scham und ein unbestimmter, mit Neugierde verbundener Verdacht trieben ihn, sogleich die Papiere zu untersuchen, welche Louvois zurückgelassen hatte.

Ludwig hatte nicht den inneren Drang nach Wahr-

heit, desto mehr aber ein Gefühl für das brillante Impromptü. Ergriff ihn einmal ein großer, tiefer Gedanke durch sein frappantes Auftreten, so konnte er ihn anerkennen, bewundern, seiner sich allenfalls später wieder erinnern, — aber aus ihm echte, dauernde Weisheit für sich zu schöpfen, kurz, ihn wirklich sich anzueignen, dazu fehlte ihm der sittliche Ernst. Er kannte ja nur seinen Willen, der für ihn das einzige Gesetz war, und gab sich nie die Mühe, seine Inconsequenzen einzugestehen, ja hätte sie allenfalls noch für eine neue Tugend seines unfehlbaren Geistes gehalten. Er war eben, wie Molière gesagt hatte, in sich nicht Eins. — Hätte er seine Irrthümer begriffen, gefühlt, daß sein Beginnen, eine neue Weltordnung in Europa zu begründen, sich nicht mit der seltsamen Idee vertrug, die Oberherrschaft der katholischen Kirche neu zu erwecken, ihm hätte sofort klar werden müssen, wie widersinnig es sei, Anna von Orleans zu seiner Gemahlin und zugleich England zu einer katholischen Satrapie Frankreichs zu machen. In sich Eins war er schon seit dem Tage nicht mehr, wo er hinter der Prinzessin Rücken der Wittwe Scarron einen verderblichen Einfluß eingeräumt und die Montespan zu seiner Geliebten erhoben hatte, ohne der Frau seines Bruders ganz zu entsagen. In sich Eins war er sogar schon nicht mehr gewesen, als er zwischen Theresa's und Anna's Hand geschwankt

und eine falsche Wahl in dem Glauben getroffen hatte, damit die Vortheile von beiden Möglichkeiten ohne ihre Nachtheile zu gewinnen. Er wollte zu viel und — erreichte nichts von dem, was er gewollt hatte. — Er war indeß keineswegs so verblendet, um nicht ein Bewußtsein seiner eigenen Unsicherheit zu haben, sein hochmüthiger Stolz hinderte ihn indeß, einen ganz unbefangenen Einblick in sein Inneres zu thun. So war der absoluteste aller Monarchen allmälig ein von Weibern geleiteter König geworden. —

Er machte sich jetzt mit einer Beklommenheit, die ein sehr schwächliches Gewissen verrieth, an die Lectüre und — diese Schriftstücke sprachen über ihn das strenge Urtheil: der große Ludwig sei seit acht Jahren schon der unbewußte Vollstrecker jesuitischer Pläne und, wenn Prinzessin Anna auch seine vertraute Beratherin, — die Maintenon entschieden diejenige Person gewesen, nach deren Absichten Alles bisher sich entwickelt habe. Eine nach den Daten wohlgeordnete diplomatische Correspondenz der Jesuitenpartei, sowohl mit Rom, wie untereinander, lag vor dem Könige, und aus derselben, zu seinem Staunen, trat ihm die Bedeutung der Dame Maintenon und ihre wachsende Macht bei dem Orden mit jedem Schriftstücke mehr entgegen. Die Correspondenz begann schon mit dem Jahre 1661, aber erst von 67 an gewann dieselbe das gespannteste Interesse für den königlichen

Leser. Von da an nämlich enthielt sie den directen brieflichen Verkehr des Ordensgenerals in Rom mit der Wittwe Scarron.

Demüthigender für Ludwig konnte Nichts sein, als daß der Orden Loyolas durch die Hand dieser Frau insgeheim sein ganzes Thun geleitet, daß derselbe alle Personen seiner Umgebung und alle Verhältnisse, sowohl Anna's Ehrgeiz und Liebe, wie seine Leidenschaft für die Prinzessin, Philipp's Groll ebenso wie Theresa's Haß benutzt hatte, um ihn unwiderruflich dahin zu bringen, wohin man ihn in Rom bringen wollte. Der schlaue Orden hatte ihn besiegt, indem er ihn siegen ließ, und als ein Zeichen des Triumphes übersendete ihm die Maintenon durch Louvois nun diese Beweisstücke, welche ihm zuriefen: Was wir wollten, hast Du thun müssen! Wir sind Dein Schicksal! — Ludwig's stolze Seele bäumte sich im Zorne auf. Der Schmerz um die gemordete Prinzessin lieh seinem empörten Gefühle doppelte Gewalt, und er war der Mann nicht, freiwillig sich an die Kette legen zu lassen. Er wollte endlich diese intriguante Scarron mit ihren schwarzen Gesellen fassen, das Gewebe, was von Rom aus um ihn gesponnen wurde, bis in die ersten Fäden verfolgen und mit einem erbarmungslosen Griffe zerreißen, sollten auch ein paar zuckende Opfer darin hängen bleiben. Er schickte sofort einen Cavalier nach dem Schlosse Maintenon, der für den nächsten

Tag des Königs Besuch ansagte und die ehrwürdigen Väter Le Tellier und Lachaise gleichfalls dorthin berief. Zur festgesetzten Stunde befahl er, daß Dame Grancini, d'Effiat, Guiche, St. Marsan, Pouvron, Louvois, Feuillade, vor Allem aber Taranne mit seinen Leib-Musketieren ihn begleiten sollten. — Die Herren von der Jesuitenpartei schienen eine ziemlich deutliche Ahnung von Dem zu haben, was ihnen bevorstand, denn außer Taranne und Feuillade zeigten die Befohlenen sämmtlich blasse, verstörte Gesichter. Ja, Lachaise und Tellier hätten am liebsten das Weite gesucht, wenn der Befehl der Maintenon, zu erscheinen, nicht eine so kategorische und furchtlose Form gehabt hätte. — Sie allein, das Haupt der Jesuitenpartei, sie, die arme Wittwe des Possenschreibers, sah dem drohenden Sturme mit einer Ruhe und Klarheit entgegen, welche selbst dem zähen Ordensprovinzial ehrfurchtsvolle Bewunderung entlockte. — —

Während der König die Rampe des kleinen Herrenhauses von Maintenon emporstieg, wurde dasselbe von den Musketieren eingeschlossen, damit Niemand es verlassen könne. In der Vorhalle bedeutete Ludwig seinem Gefolge, zurückzubleiben, und nur Feuillade mit Taranne begleiteten ihn das Empfangszimmer. — Er hatte geglaubt, die Dame des Hauses werde mit gewöhnlichen Frauenkünsten das nahende Unwetter abzuhalten suchen und vielleicht die Montespan mit ihrem

zweijährigen königlichen Kinde ihm entgegenschicken, um ein Concert von Seufzern, Bitten und Thränen zum Besten zu geben, ehe sie selbst sich schüchtern vor sein zürnendes Angesicht wage.

Nichts von dem traf ein. Da stand diese Frau allein vor ihm, deren Macht, deren seltsame Einwirkung ihn beschämte, beleidigte und reizte, — stand vor ihm im ehrbaren Gewande mit kühn erhobener Stirn und ihr funkelndes Auge traf das seine, groß, fest, bezwingend wie immer! Hinter ihr scheu gebückt harrten Lachaise und Le Tellier dem Ausgange dieser Zusammenkunft.

„Madame," begann der König, „Ihre Schriftstücke, welche Uns Louvois übergeben hat, sind so sonderbarer Natur, daß Wir Uns bewogen fanden, in Person Aufklärung zu verlangen über die pfäffischen Intriguen, welche unter Ihrer Leitung Unsere Regierung und Unseren Willen zu beeinflussen sich unterfingen, um gewissermaßen einen Staat im Staate zu gründen und Frankreich zur Domaine Roms zu machen! Sie werden am Besten thun, aufrichtig zu sein, sonst dürften Wir Ihnen und Ihren Satelliten einen so sicheren Aufenthalt anweisen, daß Ihre Frömmigkeit nie wieder in Versuchung gerathen würde, sich mit den Händeln dieser Welt zu befassen! Offenheit allein vermag eine Milderung Ihres wohlverdienten Schicksals herbeizuführen!"

„Ich wüßte nicht, Sire," erwiderte Maintenon mit großer Sanftmuth, „daß sich Françoise Scarron, seitdem sie die Ehre hatte, von Ew. Majestät beachtet zu werden, jemals um ihr — eignes Loos bekümmert hätte. Ich lebe nicht um meinetwillen, Sire, sondern einer höheren Sache wegen, die, wenn ich nicht mehr bin, mich leicht entbehren wird. Daß ich offen sein will, es sogar muß, beweisen Ihnen die freiwillig von mir gesendeten Papiere, welche Ew. Majestät Gegenwart in diesem Hause veranlaßt haben. Meine Mittheilungen dürften indeß nur für das Ohr des Königs geeignet sein. Ich ersuche Ew. Majestät deshalb, gnädigst in mein Privatkabinet treten zu wollen."

„Wir haben weder Lust noch Muße zu solchem tête-à-tête! Diese Herren sind uns vertraut genug, Ihre Auslassungen ebenfalls anhören zu dürfen."

„Mit anderen Worten, Sire," und der Maintenon Gesicht erhielt einen Ausdruck mitleidigen Bedauerns, „der Herrscher Frankreichs — fürchtet sich vor einer schwachen, armseligen Frau, wie ich bin? — So glaubte ich Ihr königliches Herz doch noch nicht gebrochen, Sire, ich hätte Ihnen sonst gewiß die Kenntniß dieser Papiere und die — Verlegenheit dieser Stunde erspart!"

„Bei den Gebeinen Unserer königlichen Vorfahren, die Frau ist keck bis zur Tollheit! Es giebt in

Europa Niemand, der Uns eines Mangels an Muth zu zeihen wagte!“

„Und doch wage ich es, Sire. — Sie fürchten mich, weil ich die Einzige bin, die Ihnen gegenüber ganz wahr ist, die Einzige, die da weiß, was sie selbst soll, und was Sie, Sire, müssen, die Einzige, welche weder Ihr Glanz bethört, noch Ihre Gunst blendet und die mit Gleichmuth erwartet, daß Sie endlich jetzt mit ihr und sich selbst abschließen!“

„Was heißt das, mit Ihnen und Uns abschließen?“

„Es heißt, daß Sie gekommen sind, Sire, das Vergangene wie einen Nebel von sich abzustreifen, damit Tag vor Ihnen werde. Entweder vergönnen Sie mir, Ihnen unter vier Augen zu eröffnen, woran Ihnen gelegen sein muß, oder Sie weigern sich dessen und strafen mich für Dinge, die Sie trotzdem vollbringen werden!“

Die Umgebung des Königs zitterte bei dieser unerhört kühnen Sprache, und im ersten Augenblicke schien der Zorn Ludwig übermannen zu wollen. Aber sein Zorn entsprang nicht sowohl dem Benehmen dieser Frau, als einer tödtlichen Verlegenheit, einem Kampfe in seiner Seele zwischen fürstlichem Stolz und religiöser Furcht. Er warf den Hut auf einen Sessel, trat an's Fenster und trommelte heftig auf den Scheiben, endlich wendete er sich barsch um. — „Wahrhaftig, Taranne, entweder ist diese Dame für das

Narrenhaus reif, oder sie legt es durchaus darauf an, sich zur Märtyrerin ihrer Partei zu machen! Lassen Sie, Madame, diesen Kanzelton bei Seite, oder es könnte kommen, daß man Sie mit ihren geistlichen Freunden über die Grenze Frankreichs hinausjagte!“

„Und zugleich den Vertrag von Dover vernichtete, um ein Bündniß mit dem Bürgern von Amsterdam zu schließen, das Hugenottenthum zur Staatsreligion zu machen und alle Pläne aufzugeben, denen zu Liebe, Sire, Sie Donna Theresa von Spanien der Prinzessin Stuart vorgezogen haben? Bei Gott, wenn Sie Das wollen, dann hätte auch ich umsonst gelebt und der Tod käme mir erwünscht!“

Der König war verlegen um eine Antwort. Länger durfte er seiner Umgebung nicht das Schauspiel gewähren, vor dieser Frau so den Schüler zu spielen. Ein gewaltsamer Abbruch hätte ihn allein aus dieser fatalen Lage befreien können, aber dadurch wäre der Zweck seines Kommens vereitelt, seine inneren Zweifel nicht gehoben worden.

„Wenn Sie auch,“ erwiderte er endlich, „das Vorrecht Ihres Geschlechtes mißbrauchen, Madame, so soll man doch von Uns nicht sagen, daß Wir die Schicklichkeit vergäßen, selbst wenn Unsere Geduld auf eine so harte Probe gestellt wurde. Kommen Sie in Ihr Cabinet.“

Die Maintenon öffnete lächelnd die Thür und

warf den frommen Vätern noch einen strahlenden Blick zu, indem sie dem Könige folgte. —

Das Cabinet, in welches Ludwig trat, zog unwillkürlich seine Aufmerksamkeit auf sich, denn da er nie in der Straße Tixeranderie gewesen war, hatte er auch noch nie ein so weihevoll gelehrtes Boudoir gesehen. Die Wittwe war auch hier ihrer ehemaligen Einrichtung treu geblieben. Am Fenster stand derselbe alte Schreibtisch ihres Mannes mit dem Lederfessel, dieselbe Landkarte mit den rothen Punkten hing an den Wänden, nur daß diese Punkte sich ansehnlich vermehrt hatten und Frankreich sich jetzt, durch einen blaßgrünen Ton markirt, von Emden und Norderney bis nach Gibraltar ausgedehnt zu haben schien, ja England sowie die deutsche Pfalz ähnliche Färbung angenommen hatten. Die Wände zierte bis über die Hälfte ihrer Höhe eine dunkle Holztäfelung, welche Wandschränke enthielt, von denen einige offen standen und Acten und Bücher als Inhalt sehen ließen. Der einzigen Thür des Cabinets gegenüber stand ein schwarzverhangener Altar mit Crucifix, Leuchtern und Betpult, an der linken Wand aber befand sich das hohe Himmelbett der Dame, dessen dunkelgraue Vorhänge theilweise das Innere verhüllten. Derselbe süßliche Weihrauchduft der Straße Tixeranderie verlieh auch diesem Raum eine heilige Atmosphäre. — In Mitten einer so eigenthümlichen Welt stand die

merkwürdige Frau ruhig, gebietend und mit einem Lächeln vor dem Monarchen, welches ihm sagte, daß sie seine Ueberraschung bemerke und fühle, wie sie ihm imponire. Obwohl bereits 45 Jahre zählend, hatte die Scarron sich wunderbar conservirt. Sie war jetzt voller geworden, ihr weißer Teint zeigte noch kein Fältchen, ihr lodernder Blick hatte noch Nichts von dem Feuer verloren, das schon vor acht Jahren den König magnetisch angezogen hatte.

„Machen Sie endlich mit dieser Comödie ein Ende!“ rief Ludwig unwillig, gleichsam um die ihm lästigen Eindrücke und Gedanken abzuschütteln. „Wir wissen, Sie sind eine kluge Frau, die den Apparat frommer Schaustellungen vollkommen zu handhaben weiß, zugleich aufrichtig und arglistig sein kann, und alles Dies nicht etwa aus blinder Ergebenheit für die Sache Roms, welche schon genug Ehre und Einfluß in Frankreich genießt, sondern weit ehrgeizigerer, selbstsüchtigerer Zwecke halber.“ Ein spöttisches Lachen und ein frivoler Blick ergänzten den beleidigenden Sinn dieser Rede.

„Möchten Sie, Sire, statt allgemeiner Andeutungen und einer Miene, die ich nur als den Ausdruck einer beschämenden Verachtung auslegen kann, nicht diese meine selbstsüchtigen Zwecke in dürren Worten nennen?“

„Nun, als Molière Sie Uns das erste Mal zu-

führte, waren Sie ja selbst so gütig, Uns in einer frommen — Liebeserklärung Ihre Zwecke zu verrathen? Wir erkennen in Ihrem ganzen Treiben, bis zu der Uebersendung Ihrer Correspondenzen, daß Sie mit außergewöhnlichem Geschick und wenig Bedenklichkeit dieses interessante Ziel noch immer verfolgen!"

„Noch einmal bitte ich Sie, Sire, nennen Sie mir dieses Ziel!"

„Parbleu, Sie hatten von Ihrem Geiste, von der Liebenswürdigkeit Ihrer Person und Unserem — Geschmack eine so — vortreffliche Meinung, daß Sie glaubten, es könne Ihnen nicht fehlschlagen, mit Hülfe Ihrer Frömmigkeit und der Herren Jesuiten erst die Herzogin von La Valière zu stürzen, durch die Montespan dann Prinzessin Anna zu verdrängen, um endlich vielleicht selbst an ihre Stelle zu treten. Ihre verbrecherische Eitelkeit und Selbstüberschätzung vergaß aber, daß der Herzogin von Orleans schrecklicher Tod, wenn er Ihren Wünschen auch gelegen kam, Uns über Ihre und Ihrer Freunde Intriguen die Augen geöffnet, Uns mißtrauisch gegen alle Weiberpolitik gemacht hat, selbst wenn sie noch reizender und verführerischer Uns entgegentritt, als in der Person der Wittwe Scarron!"

Françoise war todtenbleich geworden bei diesen Worten; ein Zittern überflog sie, indem sie erwiderte: „Wenn Sie mich als die überwiesene Mörderin Anna's

von Orleans auf dem Grèveplatze den Verbrechertod sterben ließen, Sire, oder mich in die unterirdischen Gefängnisse von Loches und St. If für den Rest meines Lebens verbannten, Sie würden mich nicht so grausam kränken, als durch die Andeutung, ich buhle um Ihre Liebe und scheue deshalb selbst einen — Mord nicht. Gestatten Sie mir," fuhr sie mit einer spöttischen Verbeugung fort, „daß ich mich für eine so außerordentliche Ehre ein für allemal bedanke! — Wenn Ew. Majestät sich davor etwa — gefürchtet haben, so war diese Besorgniß grundlos. Ich bin weder in der Gemüthsverfassung noch in dem Alter mehr, um auf irdische Liebe zu speculiren! Ein besserer König hat von meinem Herzen Besitz genommen," sie wies auf das Cruzifix, „der ewige König dort, vor dem Sie eben so gering sind wie ich!"

Des Königs Erstaunen und Verlegenheit war grenzenlos. „Also, Madame — Sie hätte nicht persönlicher Ehrgeiz geleitet?! Nicht die Hoffnung, in Unserer Gunst die Stelle der Prinzessin einzunehmen?!"

Sie möchten wissen, Sire, warum ich Ihnen einst sagte, ich würde Ihre letzte Freundin sein? Ihr verödetes Herz, Ihr rathloser Geist werde bei mir einst Trost finden? — Weil ich voraussah, daß Sie zwischen der Sucht nach Ruhm und den verführerischen Reizen schöner Frauen stets hin und her schwanken würden wie ein Rohr! Ich wußte, daß die Zeit einst

kommen müsse, wo das Leben Ihnen schaal, all' Ihr Beginnen Ihnen nichtig und vergänglich erscheinen würde, wo Sie denselben Seufzer ausstoßen würden, den Salomo that in Mitte seiner Pracht: Es ist Alles eitel! — Und nicht eher sollten Sie mich finden, die schlichte, verachtete Frau, die Ihnen den letzten ewigen Trost, aber auch ein Erwachen aus allem Irrthum bringen sollte! — Ich sah, daß, trotz allen Glanzes, Ihnen das Beste fehle, die innere Zufriedenheit, die nur im Dienste des Ewigen gewonnen wird, daß Sie dann erst ein wahrhaft großer König sein könnten, wenn Sie der Leidenschaft entsagt und sich zum Haushalter Gottes hienieden gemacht hätten. Wäre ich eine heuchlerische Buhlerin, hätte ich dann den Einfluß der Montespan begünstigt? Und wenn mir Herzogin von Orleans im Wege war, warum ließ ich dann Lorraine beobachten? Ich sorgte dafür, daß Pater Neidhardt der Tochter der Herzogin die Aussicht auf Spaniens Thron eröffnete. Ich ließ durch Pater Petre den Chevalier Lorraine in dem Augenblick entlarven, als die Prinzessin zu Calais das Schiff bestieg! — Wahrhaftig, leichter hätte ich die vermeintliche Nebenbuhlerin nie beseitigen können, als indem ich sie auf englischem Boden dem Mörder zum Opfer überließ. — Sie müssen gestehen, Sire, für eine Ehrgeizige und Verliebte handelte ich unbegreiflich ungeschickt. Ich mußte wohl andere Beweggründe haben!"

„Und welche Gründe waren das, Madame?“

„Ich wollte Ihnen die Herrschaft über das westliche Europa nicht durch das Schwert allein, sondern noch sicherer durch das Kreuz verschaffen! Niedergeworfen durch Sie sollte der Drache des Ketzerthums werden und die Lilie das Symbol der befreiten Kirche sein! Betrachten Sie jene Karte, Sire, so weit die Herrschaft des Kreuzes reicht, so weit sollte Ihre Macht sich ausdehnen! Für diese Idee bin ich bereit mein Leben hinzugeben, für sie kann ich die Schmach vergessen, die Sie meiner Frauenwürde angethan haben!!“ —

Längst hatte die Karte an der Wand des Königs Blick auf sich gelenkt. Staunend hörte er die Deutung, welche die Maintenon ihr gab. In höchster Aufregung trat er an die Wand und war über die Aehnlichkeit des Planes mit den Ideen Mazarins betroffen. Jetzt erst konnte er die Correspondenz, welche Louvois ihm gegeben hatte, ganz verstehen. Nun erst brachte er Zusammenhang in die Handlungsweise dieser Frau, die dasselbe zu wollen schien, was sein ehrgeiziges Herz von Jugend auf gewünscht, woran er als Mann rastlos gearbeitet hatte! —

Gesenkten Hauptes ergriff der König der Dame Hand. „Wenn ich Sie beleidigte, so hatten Sie das Recht, mir die Wahrheit zu sagen. — Ich bewundere Ihre kühnen Ideen, damit aber in meinen Augen kein

Flecken auf Ihrem Charakter haften bleibe, sagen Sie mir noch, warum ließen Sie mit Hülfe der Jesuiten den Schurken Lorraine zu Nanch aus dem Gefängnisse entspringen? Weshalb übergab Pater Petre zu Calais ihn nicht meinen Musketieren? Warum ward er endlich nicht beobachtet, als er verkleidet zurückkam, den Mord von St. Cloud zu begehen?" —

„Majestät, hätte man diesen Elenden zu Nanch verhört, so wären seine Aussagen und die geheimen Papiere, welche er noch bei sich trug, genügend gewesen, Ihren Bruder Philipp als Hochverräther zu brandmarken. Konnte das geschehen, ohne Ihres Hauses Ruhm, der Bourbonen Ehre zu schmälern? Sollte man Ew. Majestät etwa in Versuchung führen, mit diesem Verrath den Wunsch zu rechtfertigen, Prinzessin Anna als Ihre Gemahlin auf Frankreichs Thron zu erheben, Ihres königlichen Sohnes Mutter und den eigenen Bruder öffentlich zu verstoßen?! Ich sehe in Ihrem Gesichte und weiß es, daß Sie diesen Gedanken schon hegten. Ein Verbrechen und namenloses Unglück wär's gewesen und das Ende Ihres königlichen Werkes! — Wohl hätte Petre den Chevalier Lorraine zu Calais festnehmen lassen können. Hätte Theresa dann aber nicht eine andere Hand für jene That gefunden? Solch' eine Hand war schon bereit, die Hand St. Marsan's, der seiner Mutter Tod nicht vergessen konnte. Ein elender Bösewicht ist Lorraine,

aber — auch er ist ein Bourbon. Zu Wien und Nancy nennt man ihn Gaston Ludwig Herzog von Guise-Orleans und hätte seinen Tod Ihnen als Verwandtenmord vorgeworfen! — Als er heimlich zurückkam, — wer konnte ihn da hindern? Einmal von Petre an der That verhindert, traute er keinem Jesuiten mehr. Er kehrte in kein Convict mehr ein und wir verloren seine Spur, er hatte eben nur noch die Königin und Pournon zu Mitwissern, ich aber war hierher verbannt mit der Montespan und konnte mit meinen Augen nicht über das Leben der Prinzessin wachen. Ihr Tod war nach höherem Rathschluß eine Nothwendigkeit. — Sie haben mir noch vorgeworfen, Sire, ich wolle durch die Jesuiten einen Staat im Staate gründen, gewissermaßen Frankreich zu Roms Domaine machen. Ach, Rom beherrscht den Erdkreis nicht mehr, Sire, die Träger der Tiara sind weltlich, schwach und matt geworden. Die wahre Kirche kann nur noch unter dem Schutze eines mächtigen Königs gedeihen, der der Herr, der Hort und Schrecken der Erde ist, dessen gewaltigem Willen die Schaar der Priester gehorsam folgt! Ohne Frankreichs Bündniß kann England nie katholisch, ohne unserer Priester flammendes Wort wird Holland nie französisch werden! Eine Alternative nur kennt unsere Zeit. Durch Ludwig den Großen muß Frankreich und die Kirche die Welt beherrschen, oder die Welt wird ketzerisch

und Frankreich bleibt das kleine Frankreich Heinrichs IV., dem Das stets gefehlt hat, was Sie besitzen sollen, der wahre Glaube! Ich habe Ihnen hier eine Acte des Pater Generals zu Rom zu überreichen, durch welche der Orden feierlich das Gelöbniß der irdischen Dienstbarkeit und des treuen Beistandes Ihnen leistet, wenn Ew. Majestät zum Schutzherrn des Ordens Jesu sich erklären und ihm gestatten wollen, in allen Ländern, die Ihrem Scepter sich unterwerfen werden, das Kirchenregiment zu führen als Diener Ew. Majestät, des ersten, obersten Statthalters Gottes!"

„Dann würde der Orden Uns Sr. Heiligkeit dem Papste gleichstellen!"

„Ueber ihn selbst, wenn Ihr Werk gelingt, Sire, denn wer die Macht sich errang, der irdischen Welt Gesetze vorzuschreiben, der muß von Gott dazu erlesen sein, der Hort seiner Kirche zu werden!"

„Das will ich, Madame! Die Oriflamme und das Kreuz sollen, in meiner Hand vereinigt, über die Erde herrschen!"

„Wenn Sie das vor dem Bilde Dessen beschwören, welcher der Patron des ehrwürdigen Ordens ist, in Gegenwart des Provinzials Lachaise und Le Telliers, seines Socius, und wenn Sie einen dieser Patres zum Gewissensrathe nehmen wollen, so wird Ihr Wort dem Orden Jesu stets Befehl sein!"

„Rufen Sie die Patres!" erwiderte der König erregt.

Feierlich schritt Frau von Maintenon zur Thür, öffnete und winkte den beiden Priestern, einzutreten. „Nehmen Sie Sr. Majestät den Schwur auf Grund der Unterwerfungsacte unseres hochwürdigen Pater-Generals ab!“

Feierliche Stimmung herrschte in dem kleinen Zimmer. Auf die Kniee gesunken, Thränen im Auge, wie verzückt, hörte die Maintenon den verhängnißvollen Schwur des Königs an. —

Als Ludwig sich erhob, trat er zu der Knieenden. „Wir können Ihnen nicht besser Unsere Ehrfurcht bezeugen, edle Frau, als wenn Wir Sie bitten, Uns als Palastdame nach Versailles zu folgen, um Uns ferner Ihren frommen Rath zu gewähren.“

Françoise stand tief erröthend auf. „Nein, Majestät, hier endet meine Aufgabe. Würdigere mögen Sie fortsetzen. — Soll die Welt sagen, ich habe auf Anna von Orleans geweihtem Grabe — meine Gewalt aufgerichtet? Vollenden Sie das Werk der Gerechtigkeit, das Sie begonnen haben. — Die Frau Marquise von Montespan hat Ihretwegen den Gatten verloren und ihr Lebensglück geopfert. Ihr und dem Knaben, Ihrem Knaben, Sire, sind Sie Gerechtigkeit vor der Welt schuldig, so weit Ihr Rang es erlaubt. Ich kann, ich will nichts in Versailles sein, als Ihres Sohnes Lehrerin, als die Freundin der

Frau, welche für Ew. Majestät kurze Gunst so — schwer gebüßt hat!“

„Wir können Ihnen nicht besser beweisen, wie sehr Wir Sie bewundern, als wenn Wir Ihrem Winke folgen! Lachaise, Wir ernennen Sie zu Unserem Beichtvater! Führen Sie Uns zu der Frau Marquise von Montespan, ehrwürdige Frau!“

Ludwig reichte der Maintenon den Arm, flüsterte im Vorzimmer Feuillade einen hastigen Befehl zu und führte durch das staudenen Gefolge seine Begleiterin hinüber in die Gemächer seiner — wieder zu Gnaden angenommenen Favoritin. —

Bald darauf fuhr ein glänzender Zug die Straße nach Versailles. Ludwig XIV., der — Jesuitenkönig, führte die Montespan mit ihrem Sohne, dem Herzog von Maine, und dessen frommer Gouvernante in sein königliches Lustschloß, aus welchem La Valière vor Kurzem für immer geschieden war. Madame de Maintenon sollte diesen Fürstensitz erst nach dem Tode des Königs verlassen, den sie jetzt mit unzerreißbaren Banden gefesselt hielt.

Achtes Capitel.

An der Marschallstafel.

Die plötzliche Umwandlung der Politik des Königs, welche ihn der Prinzessin Anna letzte Bitte und Warnung so gänzlich vergessen ließ und dem Jesuitismus in die Arme trieb, war überraschend genug. Es kamen in Folge derselben gerade Diejenigen bei Hofe in Gunst, welche jahrelange Gegner der Prinzessin gewesen waren und den Zorn des Monarchen nach ihrem Tode am meisten zu fürchten schienen. — Im Grunde genommen war aber diese Wandlung der politischen Lage wie dem Charakter Ludwigs ganz naturgemäß, wenn man sie auch verdammen, als die Quelle endlosen Elends für Europa und den Anfang des innern Zusammenbruchs des französischen Königthums bezeichnen muß. Die absolute Monarchie, eine Staatsform, welche Ludwig erst zu dieser Vollkommenheit in Europa ausgebildet hatte, konnte ja nur bestehn, hatte nur dann eine reelle Bedeutung und Aussicht auf Dauer, wenn der allgebietende Herrscher auch zugleich

das kirchliche Haupt seines Landes war. Eine solche Stellung hätte eigentlich nur einem protestantischen Herrscher auf die Dauer gesichert bleiben können und wenn Ludwig sie in einem katholischen Lande beanspruchte, dessen geistlicher Oberhirte zu Rom saß, so war dies nur vermöge eines damals entstandenen, tiefgreifenden Zwiespalts in der römischen Kurie möglich, in Folge dessen die stärkere, mächtigere Partei sich, die Umstände schlau benutzend, unter den Schutz der Lilien stellte und Ludwig förmlich als ihren Patron anerkannte.

Der Jesuitenorden hatte durch den dreißigjährigen Krieg, die Niederwerfung des Hugenottenthums und die bürgerlichen Unruhen der Fronde eine Macht und Ausdehnung erlangt, welche den Inhabern des Stuhles Petri selbst gefährlich geworden war. Der Pater-General desselben zu Rom wurde, so zu sagen, ein zweiter Papst, welcher den eigentlichen Statthalter Christi controllirte und beeinflußte, besonders aber auf die Wahl seines Nachfolgers die größte Einwirkung ausübte. Von solcher Bevormundung sich nun zu befreien, war das eifrige Bestreben der letzten Päpste und ihrer Kardinäle gewesen. Die scharfen Angriffe Blaise Pascals wie der Jansenisten gegen den Orden Loyolas, endlich dessen sinkender Ruf beim Volke waren dem Papste daher erwünscht gekommen. War seine Macht auch nicht im Stande, den Protestantismus auszu-

rotten oder einen so stolzen Sohn der Kirche, wie Ludwig XIV., zu seinem fügsamen Vasallen zu machen, so hatte er doch an den andern katholischen Orden, welche neidisch auf das wachsende Ansehen der Jesuiten blickten, mächtige Verbündete. So waren denn in Rom allmälig zwei sich schroff gegenüberstehende Parteien entstanden, von welchen die eine von dem Papste, die andere von dem Jesuitengeneral ihre Parole erhielt. Beide Parteien konnten sich schlechterdings mit ihren gegenseitigen Machtansprüchen nicht mehr vertragen, mußten aber doch, um ärgerliches Aufsehen zu vermeiden, miteinander aushalten. Da kam der Orden Jesu auf den kühnen Einfall, sich dadurch unabhängiger zu machen und die Grenzen seines Einflusses in nie geahnter Ausdehnung zu erweitern, daß er sich dem absolutesten Monarchen Europas als ein Werkzeug seines Ehrgeizes anbot, und Frau von Maintenon gebührte der Ruhm, diese Idee mit einem außerordentlichen Aufwande von Klugheit in's Werk gesetzt zu haben. Wenn Ludwig trotz seiner ehemaligen Antipathie, trotz der Warnungen Anna's darauf einging, so war das, wie wir gesehen haben, eben so eine Folge längst vorbereiteter Verhältnisse, wie seiner maßlosen Eitelkeit und Herrschsucht, und wurde noch durch das drückende Gefühl seiner jetzigen inneren Vereinsamung und Haltlosigkeit bedeutend beschleunigt. Indem Frau von Maintenon den spanischen Stolz

und habsburgischen Fanatismus Theresas aufgestachelt, ihre Intriguen befördert und zugleich verrathen hatte, war Ludwig dahin gebracht worden, Spanien als alten Feind Frankreichs anzugreifen und den letzten Rest von Zuneigung zu seiner Gemahlin zu verlieren. Die Feindschaft gegen Oesterreich konnte dadurch nur wachsen, aber zugleich auch der Herzogin von Orleans Gewalt über sein Herz. Der Haß der Gegenpartei, der bis zum Morde der Herzogin sich erhitzte, war hiervon das traurige Resultat. Nun aber konnte, zumal nach dem Vertrage von Dover, Ludwig unmöglich stillstehen in seinem Siegeslaufe, es kam also darauf an, ihn auf andere Bahnen zu lenken, als die gewesen waren, welche er unter der Herzogin von Orleans Inspiration so glücklich bisher verfolgt hatte. Indem man ihm nun zeigte, daß diese seine eigenen Pläne längst von der geheimen Macht gekannt und gefördert worden waren, die ihm für seine künftigen Siege ihren Beistand versprach, wenn man ihm sagte, seine Thaten seien ein Ausfluß göttlicher Eingebung gewesen, ihn glauben machte, er sei bestimmt, der Paladin der katholischen Kirche, ihr wahres streitbares Haupt und der — Wiederhersteller des katholischen Europa zu werden, war es kein Wunder, wenn sich sein Stolz bei diesem Gedanken erhitzte, er in ihm Trost für Anna's Verlust suchte. Streng in den Lehren des römischen Glaubens erzogen, war er dessen Führung

nur entschlüpft, um eine höhere Autorität, — die seiner eigenen Person, des in ihm personificirten Frankreichs anzubeten. Er fiel nothwendig in die altekirchliche Abhängigkeit seiner Jugend in dem Augenblicke also zurück, wo die Kirche sich ihm als die Dienerin seiner eigenen hohen Persönlichkeit nahte. Ein Mann indeß — und diese Erscheinung ist für Ludwigs Charakter entscheidend, — hätte solche Sinnesänderung bei ihm niemals bewirkt, selbst ein schönes und üppiges Weib nicht. Denn ob er auch noch so empfänglich und wankelmüthig in der Liebe war, so war doch noch das Andenken seiner Jugendliebe nicht ganz in ihm erloschen, vielmehr durch die letzte schreckliche Katastrophe von Neuem wieder lebendig geworden. In einem solchen Gemüthszustande fiel er der Maintenon in die Hände, welche gegen allen Glanz des Lebens die kälteste Resignation heuchelte und mit der Leidenschaft der Religion ihm einen neuen, leuchtenden Pfad zeigte, um aus seinem inneren Zwiespalt herauszukommen. Sie war die rechte, die einzige Person, um einen unauslöschlich tiefen Eindruck auf sein ödes Gemüth zu machen, seinen verdüsterten Geist zu fesseln und seine Eitelkeit unter ihr Joch zu bringen, indem sie dieselbe in schwindelnder Selbstapotheose bis zu den Sternen erhob. Als brauchbare Gehülfin hatte sie ja noch die Montespan bei der Hand, welche sich geeignet genug zeigte, das etwa noch vorhandene Liebesfeuer Sr.

Majestät auf sich zu concentriren, sollte er es zu langweilig finden, immer nur den frommen Gottesstreiter spielen zu sollen. —

Daß die schlaue Wittwe Scarron des Königs Liebe so verächtlich von sich gewiesen hatte, war gerade der sicherste Weg, sie ihm unglaublich interessant zu machen, und nie besaß ein Weib mehr Geist, um Männer dauernd zu binden, deren Aufmerksamkeit sie einmal erregt hatte. Indem sie die Montespan in des Königs Gunst wieder herstellte und ihre demüthige Begleiterin, die Gouvernante des königlichen Kindes spielte, das nun unter dem Titel: Ludwig von Bourbon, Herzog von Maine, legitimirt wurde, zeigte sie eine Bescheidenheit, welche den König rührte und zugleich die Mißgunst des Hofes, wie den gefährlichen Argwohn der Königin ablenkte. In Wahrheit beherrschte sie Ludwig aber schon von dem Tage an, da sie in Versailles erschien, nicht nur durch ihre strenge, fromme Gesinnung, die den König einschüchterte, durch die Schärfe ihres Geistes und eine Bildung, welche er bewunderte, sondern noch mehr durch ihre Creaturen, die Montespan, Pater Lachaise und Le Tellier, welchen letzteren man der Königin zum Beichtvater und Spion aufgedrängt hatte. Dankbarkeit sowohl als Klugheit riethen ja diesen Leuten, Nichts zu thun, was gegen den Willen der Maintenon sei. — —

Anfänglich merkte der Hof von ihrem stillen Ein-

fluſſe Nichts. Alles ſchien nur nach dem königlichen Willen zu gehen, und die größere Stille zu Verſailles, das Vermeiden blendender Feſte, der Ernſt des Königs waren ebenſo durch den tiefen Schmerz erklärlich, mit welchem er um Anna trauerte, als von der Wichtigkeit der neuen kriegeriſchen Operationen hervorgerufen, denen man entgegenging. Marſchall Feuillade wußte zwar ſo gut wie Guiche, und die Grafen Pouvron, d'Effiat, St. Marſan, Miniſter Louvois wie Madame Grancini täuſchten ſich nicht darüber, wer eigentlich den König leite, Erſterer war aber aus Grundſatz ſtets verſchwiegen und die Uebrigen erkannten zu genau, daß ihr Wohl und Wehe in der Maintenon Händen ruhe, um nicht durch eine ebenſo unbedingte wie geheime Huldigung ſich ihres Vertrauens zu verſichern und als künftiger Hofſtaat ſich Anſprüche auf die fetteſten Stellen zu erwerben. —

In der äußeren Politik war Krieg jetzt die Loſung. Ein Krieg der Rache, Eitelkeit und Ländergier, der in den romantiſchen Deckmantel des Glaubenseifers gekleidet war. — Der erſte Stoß galt Lothringen, dem Heerde aller antibourboniſchen Kabalen, dem Lande, das jetzt wieder Chevalier Lorraine, dem Mörder Anna von Orleans, eine Freiſtätte geworden war. Während Turenne eine Heerſäule gen Flandern vorſchob, um mit Vauban gegen die Niederlande aufzubrechen, fiel

Marschall Crequi in Lothringen selbst ein und überschwemmte es so rasch mit seinen Schaaren, daß Herzog Carl III. kaum Zeit fand, die Flucht zu ergreifen. Er wie sein ganzes Geschlecht sollten ihr Land nie wiedersehen. — Zu Nancy aber, das stark verproviantirt und neu befestigt war, kommandirte noch immer sein Feldhauptmann, Chevalier Lorraine, über eine starke Besatzung vortrefflicher Soldaten und vertheidigte den Ort auf's Aeußerste. Nichts wollte gegen ihn verfangen und schon war der zürnende König im Begriff, Vauban und seine Pioniere hinzusenden, damit Nancy dem Erdboden gleich gemacht, Lorraine gefangen und als Verräther hingerichtet werde, als Crequi einen Eilboten an Louvois schickte, welcher die Capitulationsbedingungen Lorraines nebst anderen Briefen überbrachte. Der Kriegsminister hielt es für gut, die Maintenon erst in die Papiere blicken zu lassen, ehe er ihren verfänglichen Inhalt dem Könige vorlegte. —

Ludwig war außer sich über die ihm zugemutheten Bedingungen, als Feuillade ihm ein Billet brachte, dem zufolge er sich sogleich in die Gemächer der Montespan, rechts vom Königssaale, oder vielmehr in das Cabinet der Maintenon begab, das an diese stieß und die Einrichtung erhalten hatte, welche in der Straße Tixeranderie wie Schloß Maintenon die Dame umgeben hatten, nur daß sie jetzt mit wahrhaft königlichem

Luxus getroffen worden waren. Der König fand daselbst Louvois und Abbé Lachaise.

„Dieser unverschämte Schurke hat gewagt, auch an Sie zu schreiben?“ fragte Ludwig in heftigem Tone. „Wissen Sie denn, Madame, was Lorraine für Nancys Uebergabe fordert?“

„Nein, aber ich glaube es aus seinem Schreiben zu vermuthen.“

„Wo ist der Brief? Wir wollen sehen, wie weit seine Keckheit geht, um nach ihr zu bemessen, wie eklatant man ihn zu züchtigen hat!!“

„Sein Brief möge Ew. Majestät nur so lange vorenthalten bleiben, bis Ihr Zorn sich beschwichtigt hat. Einem großen Monarchen würde es übel anstehen, wollte er in Staatsgeschäften seinen momentanen Gefühlen allein nachgeben. Ich glaube, wir müssen jenen Lorraine, welcher Ihr Herz, Sire, so tief verwundete, von Lorraine, dem Commandanten von Nancy, unterscheiden. Aus diesem beigefügten, eidlich bestätigten Bericht des Priors der Jesuiten daselbst und eines Ordensbruders, den wir vor dem Einmarsch in Lothringen hingesandt hatten, geht hervor, daß Nancy noch für drei Monat Proviant hat, die Umgegend vermöge des Flußsystems der Mosel, durch Kanäle und Schleusen, auf Kanonenschußweite total unter Wasser gesetzt werden kann. Es wäre für Ew. Majestät Ruhm und Vauban's Kunst in der That eine

tiefe Beschämung, wenn Ihre Truppen drei Monate vor diesem Städtchen liegen müßten, während man sie in Namur, Lüttich und Limburg besser verwenden könnte."

„Schon recht, Madame, und bevor Vauban von Flandern kommt, vergeht auch Zeit. Aber der Preis, um den dieser Elende Nancy lassen will, ist etwas theuer, ist eine Beschämung für Unsere Ehre, ein Hohn für Unsere Armee! Er verlangt nicht nur, daß Wir ihn begnadigen, das Verbannungsdecret gegen ihn aufheben, — nein, daß Wir ihn sogar in Unsere Dienste nehmen und mit dem Marschallsstabe dafür belohnen sollen, daß er an Carl von Lothringen ein eben so treuloser Verräther wie an Uns wird! Lesen Sie selbst."

Die Frau von Maintenon nahm die Capitulationsvorschläge und las sie durch. — „Wirklich, Sire," und sie legte das Papier vor sich hin, „in der Form, wie dies Verlangen hier ausgesprochen wird, ist es unmöglich zu erfüllen. Nach Dem, was vorhergegangen ist, muß Ihre Gnade, zumal die Ehre, ein Marschall von Frankreich zu sein, durch andere Beweise von Treue, muß durch außerordentliche Dienste erworben werden!"

„Das denken Wir auch! Wenn Wir Uns zu dem schweren Entschluß verständen, den Mörder der Herzogin, statt ihn hängen zu sehen, frei von Strafe

zurückkommen zu lassen, nur weil in ihm Unseres Oheims Blut rollt und Wir Uns vor Nancy nicht zu lange aufhalten wollen, so hätten Wir schon die äußerste Milde gezeigt. Einen solchen Mann aber nicht nur wieder an den Hof zu ziehen, sondern ihm sogar den höchsten Rang in Unserer Armee zu geben, welcher der Helden Condé, Turenne, Aumont, Crequi würdiger Schmuck ist und vielen Tapferen bisher versagt blieb, die zehnmal für Uns ihr treues Blut vergossen haben, Das, Madame, heißt Unseren Officieren in's Gesicht schlagen und dem höchsten Gerichtshofe des Adels, der Marschallstafel, die Schmach bereiten, einen Mörder, Meineidigen und zwiefachen Landesverräther als Richter in seine Reihen aufnehmen zu müssen!!" —

„Majestät," versetzte die Maintenon sanft, „haben vollständig Recht. Der Brief des Chevaliers an mich wird Sie indeß überzeugen, daß er selbst auf eine solche Ausdehnung Ihrer Großmuth ernstlich kaum rechnete, wird Sie ferner überzeugen, daß er noch ganz andere Garantieen seiner Besserung und künftigen Treue, — besonders seiner wichtigen Dienstleistungen zu geben wünscht, ehe er hofft, Ew. Majestät Gesinnung nach seinen Wünschen geändert zu sehen. — Halten Sie den Chevalier für einen klugen Diplomaten, für einen kühnen und begabten Officier?" —

„Das ist ihm nicht abzusprechen. Hätte er nur

die Hälfte seiner Talente in Unserem Dienst mit Redlichkeit verwendet, für Uns nur halb so tapfer gefochten, wie gegen Uns, er würde Uns als Politiker wie Soldat gleich schätzbar sein."

„Nun wohl! — Wenn dieser Mann nun, auf das Aeußerste erbittert und zur Verzweiflung getrieben, statt Nancy zu übergeben, zu den Holländern, seinen alten Freunden, zu entkommen wüßte? Könnte er ihnen nicht Das zu Lande werden, was Ruyter und Tromp ihnen auf dem Meere sind? Die Mynheers haben zwar keinen Moritz von Oranien, keinen Horn und Egmont mehr, und Wilhelm III. ist noch zu jung, aber Lorraine könnte ihnen diese Männer möglicherweise ersetzen? — Hieße das nicht, dem Feinde das Schwert in die Hand geben? Nicht um Nancy, um ganz Holland handelt es sich bei dieser Frage! — Mag des Chevaliers Verbrechen noch so schwer sein, aber Sie sollten bedenken, Sire, daß Lorraine, wenn auch Ihr königlicher Sinn sich sträubt, es anzuerkennen, immerhin Ihr rechtmäßiger Cousin ist! Ihn den Holländern zum Führer geben, heißt den alten Kampf der Orleans gegen die Bourbonen von Neuem anfachen, einen neuen, gefährlichen Feind zu den andern hinzufügen. Daß der Chevalier noch Sympathieen im Lande hat, es hier einen dunklen Punkt der Familienehre betrifft, den — keine Strenge, wohl aber Klugheit allein entfernen kann, wird schon

dadurch bewiesen, daß Prinz Philipp, Ihr eigner Bruder, Sire, der Mann also, dem Lorraine die Gemahlin raubte, mit ihm in intimster Correspondenz steht!“ —

Der König fuhr erstaunt und entrüstet auf. „Philipp? Prinz Philipp, sagen Sie? — Das ist unerhört, ist unmöglich!! Schaffen Sie Unseren Bruder her, Feuillade, er soll Uns Rede stehen!!“

„Noch einen Augenblick, Herr Marschall!“ rief die Maintenon aufstehend. „Holen Sie Se. Hoheit, aber lassen Sie ihn so lange im Vorzimmer, bis er gerufen wird. Se. Majestät wird sich erst — resolviren. Treten Sie so lange ab, Louvois, Sie aber bleiben hier, Lachaise.“

Diese fast wie Befehl klingende, bestimmte Sprache wurde von dem Könige zum Erstaunen der Anderen mit ungewöhnlicher Mäßigung aufgenommen. Die Wittwe Scarron war die Einzige, vor der er, wie sonst vor Mazarin, Respect hatte. —

„Haben Sie die Güte auf diese Karte zu blicken, Sire,“ begann die Maintenon wieder, indem sie auf eine bestimmte Stelle der Karte hindeutete.

„Was wollen Sie damit? — Das ist die Pfalz?!“

„Nun, der Kurfürst dieser Pfalz ist auch ein solcher Freund Frankreichs, wie Carl von Lothringen. Wir kennen ihn vom Rheinbund her und wie er nachher der Erste war, der wieder unter den Mantel

des deutschen Kaisers schlüpfte. — Sein Land wird, sobald Sie wollen, Sire, französisch werden und zwar ohne alle Mühe. Dann folgen diesem Kurfürsten vielleicht die von Mainz und Trier, und der Rhein gehört Uns!“

„Madame, Sie scherzen! — Wir geben zwar viel auf Ihre kühnen Ideen, den Eifer der Jesuiten und Unsere siegreichen Waffen, aber wenn Wir im Norden beschäftigt sind, die Franche-Comté und der Elsaß noch deutsch ist, so wüßte ich nicht, wie Wir so weitgehende Pläne ausführen sollten?“

„Kurfürst Carl Ludwig ist alt, sein Sohn und einziger Erbe Carl kränklich, seine Tochter Elisabeth Charlotte aber — heirathsfähig!“ Langsam öffnete die Maintenon ein Papier, das sie aus ihrem Busen gezogen. — „Lorraine, der die Verhältnisse am Hofe zu Heidelberg genau kennt, proponirte Monseigneur Ihrem Bruder längst die Partie und dieser hat Lust dazu; er kann ja auch nicht immer Wittwer bleiben. Die zukünftige Prinzessin Charlotte von Orleans und durch sie die Bourbonen haben dann Anspruch auf dieses schöne Land, und will man es uns nicht geben, so nehmen wir es in Gottes und der Kirche Namen. Wenn Lorraine Nancy uns überliefert haben wird, kann man ihm zu dieser Werbung geheimen Auftrag geben. Hat er aber die Verbindung zu Stande gebracht, dann — ist ein Marschallstab wohl nicht mehr

zu viel für solchen diplomatischen Erfolg.“ Sie reichte Ludwig den Brief hin.

„Ich erlaube mir noch zu bemerken, Sire,“ fügte Lachaise hinzu, „daß weder der Marschallstab noch irgend eine andere Auszeichnung das Gesetz abhalten kann, Verbrechen zu strafen! Sollte Lorraine sich eines gemeinen Verbrechens schuldig gemacht haben, das unter das allgemeine bürgerliche oder kirchliche Recht fällt und bei dem die Ehre des königlichen Hauses nicht in's Spiel kommt, so werden wir ihn jederzeit zu treffen wissen, Sire.“

Ludwig sah den Priester starr an. „Sie wissen Etwas gegen ihn? Eine neue — oder vielleicht eine alte verborgene Schuld, die —?“

„Majestät, so lange er Ihnen und der Kirche nützlich ist, ist er — nicht schuldig! Die Zeit kommt aber vielleicht, wo man ihn nicht mehr braucht, und dann — mögen ihm seine alten Sünden den Untergang bereiten!“

Frau von Maintenon reichte dem Könige mit einladender Handbewegung eine Feder. „Geruhen Sie vielleicht, Sire, unter den Brief die kurzen Worte zu setzen: Das Gesuch, sobald die angeführten Dienste geleistet sind, ist genehmigt! — Dann streicht man den Marschallsstab aus der Capitulation und schickt dem Chevalier die Weisung, als geheimer Botschafter nach Heidelberg zu gehen.“

„Sie sind doch immer Unsere kluge, wahrhaft uneigennützige Freundin!“ — Der König schrieb lächelnd die angegebenen Worte unter Lorraine's Brief.

Herzog Philipp trat hastig und ziemlich verstört ein. „Majestät, Sie haben befohlen?“

„Wir wollten Ihnen nur zur bevorstehenden Vermählung mit Prinzessin Elisabeth Charlotte von der Pfalz gratuliren, sonst nichts, mein Bruder. Lesen Sie dies Billet und küssen Sie Frau von Maintenon die Hand; Sie hat sich als Ihre und Unsere sehr gute Freundin gezeigt!“ — —

Nancy war von Lorraine an Marschall Crequi übergeben worden, Lothringen vollständig erobert. Während Turenne auf der Straße nach Gent in die spanischen Niederlande einbrach und Crequi nach Luxemburg rückte, fiel Condé in die Franche-Comté und das Elsaß und nahm beide deutsche Reichsländer weg. Tanzmeister, Friseure und Sprachlehrer waren Ludwigs erste Spione, die Jesuiten seine Tirailleure gewesen, welche die zu erobernden Länder überschwemmten, um eifrige Fürsprecher des „beglückenden Regiments des großen, gebenedeiten Königs“ zu werden, noch ehe Ludwigs Truppen erschienen, um den Raub zu vollenden. Inzwischen war Chevalier Lorraine incognito in Heidelberg erschienen. Seine Ueberredungskünste, Ludwig's Gold, der nahe Krieg am Rhein und die Hoffnung, daß eine Verwandtschaft mit den mäch-

tigen Bourbonen die pfälzer Kurfürsten nicht nur schützen, sondern auch mächtig machen werde, bestimmten den schwachen Carl Ludwig, die Heirath seiner einzigen Tochter mit Philipp von Orleans zu genehmigen. Er machte es ebenso wie jener Hirt, der dem Wolfe ein Lamm opferte, um die Heerde zu retten. — Anna Stuart ruhte vergessen in ihrem Grabe, Elisabeth Charlotte zog in Paris als Braut Philipps von Orleans ein, Lorraine aber war nach Münster geeilt und hatte den Bischof bewogen, dem Bündnisse zwischen England, Frankreich und Schweden gegen Holland beizutreten, wodurch die Generalstaaten genöthigt wurden, mit Spanien und Brandenburg eine Defensiv-Allianz zu schließen. — Der deutsche Kaiser, der Mehrer des Reichs, erwies sich zum allgemeinen Schrecken machtlos und unthätig. Er hatte weder Geld noch Soldaten. Die Jesuiten in Wien und sein Minister Lobkowitz standen bereits in französischem Solde, Bayern und die rheinischen Fürsten waren für die „gloire du grand Louis, chevalier de Dieu“ von dem Fürsten von Fürstenberg gewonnen worden, der seinen Namen dadurch mit ewiger Schmach bedeckte. Einen sehr großen Theil dieser politischen Erfolge hatte Ludwig namentlich den zahlreichen Verbindungen und rastlosen Bemühungen Lorraine's zu danken, dessen Antecedentien darüber vergessen wurden

und welcher für den Hof von Versailles jetzt eine persona grata geworden war.

Die arme Elisabeth Charlotte! Ohne daß man sie fragte, ja ohne ihren Verlobten nur zu kennen, war sie an den Prinzen Philipp verkauft worden. Sich des Mangels aller weiblichen Reize bewußt, fremd dem Bedürfnisse der Liebe, besaß sie als Entschädigung einen scharfen, fast männlichen Verstand und beißenden Spott, der sich unter Umständen bis zur deutschen Grobheit zu erheben wußte. Ihr Empfang in Versailles war höchst drastisch und blieb lange in der Erinnerung der Menschen.

Der König, an den Anblick schöner Frauen, an leichte französische Grazie gewöhnt und noch lebhaft der Vorgängerin der armen Charlotte gedenkend, erschrak, als ihm sein Bruder die Pfälzerin vorstellte.

„Mein Gott, wie häßlich!“ rief er, alle Höflichkeitsrücksichten in der Ueberraschung und Täuschung vergessend.

„Sire,“ erwiderte sein Bruder mit sarkastischer Bitterkeit, „nach den Erfahrungen, die ich gemacht habe, bringt Häßlichkeit den Ehefrauen in Frankreich keine Nachtheile!“

„Zumal, Majestät,“ setzte Charlotte trocken hinzu, „wenn sie deutsches Bier der Chocolade vorziehn!“

„Nun, Madame, Sie haben wenigstens einen schlagfertigen Witz, der Ihnen leicht alles Andere er-

setzen und Sie vermuthlich an der mißgünstigen Natur rächen wird."

„Man kann damit sich wenigstens Derjenigen erwehren, die in einer Frau nichts als ein — Spielwerk sehen!" —

Se. Majestät nickte und kehrte der neuen Herzogin den Rücken, sie hatte seine Gunst verscherzt. Sie erschien nur selten bei Hofe, verschmähte es sogar, der Marquise von Montespan, ja was noch schlimmer war, der Maintenon die geringste Aufmerksamkeit zu beweisen. Daß Philipp ihr Gemahl sie nicht liebte, sie also in unglücklicher, einsamer Ehe lebe, konnte Niemand befremden. Zum Glück gehörte sie jedoch zu den ruhigen, starken und ausdauernden Naturen, welche in ihrem eigenen Geiste die beste Stütze finden. Ihr kalter, scharfer Verstand ließ sie das Leben auffassen, wie es eben war, und sagte ihr: daß ein Character in allen Verhältnissen sich seine Stellung selbst schaffen müsse. Und sie eroberte sich endlich durch ihre Besonnenheit eine so ausgezeichnete, daß der König wie Gemahl ihr schließlich eine Achtung beweisen mußten, welche sogar die eifersüchtigen Besorgnisse der Maintenon erweckte und alle Welt in Furcht vor ihrer Zunge setzte. Das war auch wirklich die einzige Waffe, welche ihr in Versailles noch nützen konnte.

In demselben Hause der Straße Richelieu, schräg gegenüber dem Theater des Palais royal, das Molière

seit elf Jahren bewohnte, saßen im März des Jahres 1672 drei alte Freunde beisammen, die, so verschieden sie auch dem Stande und äußeren Verhältnissen nach waren, doch das innigste Verständniß für einander hatten. Molière, der reiche und allgemein beliebte Dichter, kränker, greisenhafter als je, La Chapelle, der Epikuräer, dessen Taschen nicht voller, dessen Ruhm nicht größer, dessen Nase aber vom Wein bedenklich röther geworden war, und der fast zweiundsiebzigjährige Marschall Vivonne, Graf Pisani. Sie sprachen von vergangenen, noch mehr von den gegenwärtigen Zeiten, die gar so wunderlich sich geändert hatten.

Ach, wunderlich genug, aber besser waren sie leider nicht geworden. In trübem Licht erschien ihnen Allen die Zukunft, und nur ihr eigener Geist hatte seine Jugendfrische bewahrt. Molière's „Großartige Liebhaber," welche verhängnißvoll an dem Tage zur Welt gekommen waren, wo die schöne Orleans der Liebesrache Lorraine's erlag, waren nur dies eine Mal und nicht wieder gegeben worden; in Paris also hatte man das Stück nie kennen gelernt. Dafür hatten sein „Bürgerlicher Edelmann," das Mischspiel „Psyche" und zwei unendlich drollige Farcen: „Scapin's Streiche" wie „Gräfin von Escarbagnac," die Lachlust der Hauptstadt erregt. Auch die gelehrte Welt war trotz Corneille und Racine über Molière's Verdienst endlich einig geworden, ja die Akademie hatte sogar unter ihre be-

rühmten Vierzig den Dichter der „Frauenschule," des „Tartüffe" und „Menschenfeindes" aufnehmen wollen und nur die eine Bedingung gestellt: er solle sich nicht mehr erniedrigen, die Rolle des Scapin zu spielen, um, in dem bewußten Sacke versteckt, unter dem Jauchzen des Parterres Prügel zu bekommen. Er hatte aber die hohe Ehre um des Publikums Willen abgelehnt. Er wollte seinen Zuschauern diese Freude, seinem neuen Stück die Beliebtheit wegen einer solchen Befriedigung seines persönlichen Ehrgeizes nicht rauben, da er, das sagte ihm sein ahnungsvoller Geist wie das Gefühl seines körperlichen Zustandes, solcher Ehre sich doch schwerlich lange mehr erfreuen konnte. Die Auszeichnung war ihm viel mehr werth, daß gerade jene Werke, bei denen er am meisten gelitten hatte und die einst am heftigsten angefeindet worden, auch diejenigen waren, denen man jetzt die allermeiste Verehrung zollte; sie waren die Säulen seines Nachruhms. — Seine eheliche Ruhe war nicht mehr gestört worden. Mochte der Dame Armande auch nicht ganz unbedingt zu trauen sein, mochte sie auch manchmal verstohlen nach dem schönen Guerin schielen, sie war doch vorsichtig geworden. Ruhm und Reichthum besaß sie durch ihren Gatten genug, und des Lebens bunte Freuden hatte sie ja ziemlich ungenirt genossen. Abgesehen von der strengen Warnung des Königs aber war, seitdem Frau von Maintenon am Ruder

saß, die Polizei betreffs bürgerlicher Wohlanständigkeit, Censur und Beaufsichtigung der Theater gewaltig strenge geworden. Wie in Versailles die lüsternen Feste und mythologischen Maskeraden einer Grandezza steifster Frömmigkeit gewichen waren, so hatte der leichtfertige Ton der Pariser gleichfalls einer gewissen Ehrbarkeit weichen müssen. Ueberdies war die Zeit zu ernst, zu viel des jungen Männervolks stand beim Heere und, wenn man sündigte, that man es wo möglich so geheim, wie Abbé Roquette bei seiner Abendandacht. War Molière also auch in seiner Familie nicht gerade besonders glücklich, so empfand er wenigstens eine ruhige Zufriedenheit, und Esprit-Madelaine, sein einziges, siebenjähriges Töchterchen, vergoldete mit ihrer heiteren Unschuld den Abend seines Lebens. Seine Schwiegermutter Madelaine Béjart, die Verführerin seiner Jugend, die Gefährtin seiner Wanderungen, seine Hausthyrannin, aber auch Erhalterin wie Mehrerin seines Vermögens, war auch nicht mehr. Wie man sich an eine Krankheit gewöhnen kann, so hatte der Dichter sich an sie eben so wie an Mariotte Ragueneaux, seine Magd und erste Beurtheilerin seiner Stücke, gewöhnt und seit Madelaine todt war, fehlte ihm, fehlte Allen Etwas; — das Haus und die Menschen drinnen waren stiller geworden.

Marschall Vivonne's Leben war jetzt auch ein anderes. Seine Tochter, die schöne Catherine oder

Arthénice, war gleichfalls todt, das Hotel Rambouillet schon lange nicht mehr der Sammelplatz der Schöngeister. Die Jesuiten hatten ja gesiegt und brauchten diesen ästhetischen Club nicht mehr, die Jansenisten waren verfolgt oder so beobachtet, daß sie sich in ihre stillsten Kreise flüchteten, die Uebrigen aber auseinandergeflattert. Wer schon einen Namen hatte, bedurfte des Rambouillet nicht mehr, wer noch keinen besaß, sah hingegen ein, daß er ihn dort niemals gewinnen könne. Die Politiker machten keine Politik mehr, denn dafür war — Se. Majestät da, und das Wort „gloire“ stopfte Jedem den Mund, dem etwa ein Freiheitsseufzer entschlüpfen wollte. Nachdem zumal der Marquis, der Schwiegersohn des Marschalls, zum Heere abgegangen war, befand sich Vivonne allein mit seinen Enkeln, für welche Hofmeister und Bonne sorgten, und lebte als ein geistvoller, alter Seigneur, der in den vornehmen Cirkeln verkehrt, von Allem Notiz nimmt, aber es nicht mehr nöthig findet, wegen irgend eines Zweckes im Leben seinen stoischen Gleichmuth zu verlieren. —

Heute schien dieser ihn aber doch verlassen zu haben. Der alte Herr hatte Etwas erlebt, das ihm durch Mark und Bein gegangen, und suchte Molièren auf, um sein Herz auszuschütten.

Mit finsterem Staunen vernahm der Dichter die

ersten hastigen Worte. — „Marschall geworden ist er?“ rief er aus. „Lorraine ist vom Könige empfangen und jetzt — Marschall von Frankreich?! Wenn Sie es nicht sagten, müßte ich es für den Traum eines Verrückten halten, Herr Marschall!“

„Nennen Sie mich nicht Marschall mehr, Freund, sondern schlechtweg Vivonne, man muß sich fortan solches Titels schämen!“

„Der Mann, welcher als Hochverräther verbannt war, auf dem ein schrecklicher Verdacht seit dem Tode der schönen Herzogin lastet und der gegen Frankreich in Waffen gestanden, — ist Marschall?! So will ich fortan glauben, daß auch der Teufel Papst werden kann!“

„Er ist es schon manchmal gewesen, Baptiste!“ meinte lachend La Chapelle.

„Man sagt, Lorraine habe während des Krieges in Lothringen und am Rheine, endlich für das Zustandekommen der pfälzischen Heirath wichtige und geheime Dienste geleistet,“ brummte Vivonne. „Die Maintenon und Prinz Philipp mögen vielleicht auch noch geheimere Gründe haben, ihn zu poussiren. — Ei, dieser Kerl weiß viel zu viel von den Geheimnissen hoher Personen, als daß man ihm seine Freundschaft nicht abkaufen müßte; die Politik spricht selbst den Schurken heilig. — O, es wird immer schöner in Frankreich!“

„Als vor einem Vierteljahr auf allen Straßen, durch alle Zeitungen und Bekanntmachungen im ganzen Lande proclamirt wurde, Chevalier Lorraine sei begnadigt, in sein Wappen und seine Stellung wieder eingesetzt, aus der Verbannung zurückberufen und er dürfe nun wieder nach Paris und Versailles kommen, erschrak ich wohl und machte mir besondere Gedanken über die Moral unseres frommen Hofes, aber daß man ihn mit solchem Eclat zum Marschall ernennt, Herr Graf, das ist mir ganz unfaßbar! Ich bitte Sie, erzählen Sie die näheren Umstände. Die müssen Sie doch wissen!“

„Zu gut kenne ich sie und es hat unliebsame Scenen genug gegeben. Diese Proclamation machte zwar Aufsehen, doch war nur die Einleitung zu dem Folgenden. Man wollte gewissermaßen Adel und Officiere erst an den Gedanken gewöhnen, daß dieser Elende ein ehrenwerther Mann sei. Unterdessen kam er heimlich und leise wie eine Katze nach Versailles und wohnte bei seinem alten Freunde Guiche. Lorraine, St. Marsan, d'Effiat, die Grancini und Prinz Orleans sind ja immer eine schlimme Gesellschaft gewesen, jetzt, da die fromme Maintenon die Zügel führt, sind sie aber obenauf; sie waren eben längst die Gehülfen dieser Frau und der schwarzen Kutten, die nun zu Versailles ihr Lager haben! Herzog Philipp war natürlich gleich mit seinem alten Günstling ein

Herz und eine Seele, die Maintenon empfing ihn, endlich der König auch, und der Schuft spielte die rührende Komödie des bekehrten Sünders. Er wurde demnächst der Montespan attachirt, damit der Hof sich an sein niederträchtiges Gesicht gewöhne. Louvois bot ihm dann eine Brigade im holländischen Feldzug an, und vor acht Tagen wurden wir von der Majestät zum Marschallssaale in's Louvre entboten. Da, vor unseren Augen, — legte ihm der König ohne viele Worte den Marschallsmantel um, gab ihm den Stab mit den Lilien und stellte ihn uns als: Ludwig Gaston von Bourbon, Marschall von Lothringen vor! Es würde absichtlich die Verwandtschaft betont, um jeden Widerstand unsererseits unmöglich zu machen! Wir waren sämmtlich wie vor den Kopf geschlagen. — Sie können sich denken, daß Condé uud Turenne heimlich alle Wetter vom Himmel fluchten. — Am nächsten Tage versammelten wir uns bei Aumont. Ueber die Unmöglichkeit, diesen Schimpf zu dulden, waren Alle einig, und daß der Schurke aus unseren Reihen wieder hinausgejagt werden müsse. Eine ehrfurchtsvolle aber ernste Vorstellung wurde an den König gerichtet, in der wir in pleno erklärten, weder mit Lorraine im Rathe zusammensitzen, noch neben ihm im Felde dienen zu können, ohne Frankreichs Adel zu beschimpfen und unsere Wappen zu beflecken."

„Solche Vorstellung hatte doch Erfolg? Jetzt zumal, wo der Krieg ernster wird und Ludwig seine Generale gewiß nicht zu beleidigen wünschen kann."

„Ja, einen herrlichen Erfolg hatten wir! Wahrhaftig, Sie kennen den König schlecht, wenn Sie glauben, er gäbe je nur ein Haar breit nach! — Gestern ließ er uns zur Entscheidung rufen und zwar in jenes Menschen wie Louvois Gegenwart. Wissen Sie, was er sagte? — Wir hätten zu schweigen, zu gehorchen und zu dienen! Ein Verräther sei, in die Bastille komme Jeder, welcher seines Königs Fahne jetzt über Anklagen vergesse, die Se. Majestät selbst, den sie doch allein und hauptsächlich angingen, niedergeschlagen habe. Wohl habe Lorraine sich schlimme Irrthümer zu Schulden kommen lassen, aber hätte man früher gewußt, daß er Gaston's, seines eignen königlichen Oheims, unzweifelhaft rechtmäßiger Sohn und sein Vetter sei, hätte der Chevalier nur zu rechter Zeit gewagt, seinen Rang offen zu bekennen, statt einem verjährten Familienhasse nachzuhängen, so wäre Nichts von Allem geschehen, was das Bedenken der Marschallstafel jetzt errege. Lorraine habe seine Vergehen durch die treuesten, wichtigsten Dienste aber wieder gut gemacht, und da er auf alle seine sonstigen Rechte und Titel zu Gunsten des Herzogs Philipp verzichtet habe, wäre der Marschallstab das Geringste, was man ihm dafür anbieten könne. Er lasse uns die Wahl,

dies anzuerkennen, oder Lorraine unter die Prinzen von Geblüt, also zu dem Range erhoben zu sehen, welcher ihm nach dem Rechte der Geburt zukomme! — So, mein Lieber, mußten wir uns fügen, wenn wir den Hallunken nicht künftig gar königliche Hoheit tituliren wollten. Das Einzige, was die Majestät uns zugestand, war, daß Lorraine keine Truppen kommandiren, sondern nur als sein Commissair in's Feld abgehen solle, auch daß ihm eine Stimme bei den Adelsprozessen vorläufig noch nicht eingeräumt werden dürfe. Dies ward förmlich in sein Patent eingetragen, und kurz vor dem Ausmarsch wird die Marschallstafel ihm das feierliche Inaugurationsmahl, wobei der König anwesend ist, geben müssen!" —

Eine Pause voll Trübsinn und Bitterkeit folgte; Molière saß in sich gekehrt da. La Chapelle unterbrach endlich das Schweigen.

„Nun, mein alter Menschenfeind, da siehst Du, wie es in der Welt geht. Wahr zu sein, ein ehrlicher Mensch mit treuem Herzen, das ist der grade Weg in's Elend. Jeder haßt, Jeder verachtet Dich und die Leute lachen Dich aus, wenn Du das willst. — Bei Gott, da sind wir philosophischen Weltbürger, die Du so verächtlich behandeltest, doch die eigentlichen Weisen! Wir reden dem König, dem Priester, dem Richter, dem Gelehrten, wir reden Jedem nach dem Munde, nur um desto besser thun zu können, was —

wir wollen. Zu Anna's Zeiten gingen wir en haut de chausses, waren luſtig und verliebt, jetzt gehen wir im dunklen habit justaucorps*) bis an den Hals zugeknöpft, beten mit der Maintenon und ſehen kein Weibsbild mit verliebten Blicken an. Aber die alten nichtsnutzigen Schlingel ſind wir immer geblieben, nur daß wir mit dem Verſailler Wind zu fahren wiſſen, indeß Ihr Narren der Wahrheit an jeder Klippe ſcheitert!" —

Molière ſtand langſam auf, ſein Auge war groß und brennend auf den Jugenfreund gerichtet. — „Ich werde Dir nicht mit Worten antworten. Wir kennen uns nachgerade, La Chapelle, und werden uns wohl nicht mehr ändern. Ich danke Gott, daß das beſte Stück meines Lebens hinter mir liegt und daß er mir in ihm als einem Diener der Wahrheit vergönnte, was er Tauſenden verſagt! Jawohl, ich verſtehe Deinen Spott! Jetzt würde ich allerdings den „Tartüffe" nicht mehr ſchreiben können, denn ganz Frankreich iſt ja — ein Tartüffe geworden! Würde nicht meinen „Menſchenfeind" mehr ſagen laſſen dürfen, was ſein freies Herz fühlt, ohne nach la Force, oder in's Chatelet wandern zu müſſen. Eins aber kann ich doch noch, Ihr Herren, was ſelbſt ein Marſchall nicht vermag, und wenn das Theater je die Stimme des öffentlichen

---

*) Unſer heutiger Rock. D. Verf.

Gewissens war, gegen diesen Mann soll sie sich laut erheben!“

„Ich verstehe Dich nicht?“ sagte La Chapelle.

„Mein Gott, was wollen Sie denn thun, Freund?“ fragte Vivonne.

Molière schritt an sein von Rauch geschwärztes Schreibpult, schloß die obere Lade auf und zog ein Manuscript hervor, dann trat er an den Tisch und schellte.

La Grange kam aus dem Regiezimmer nebenan herein. „Willst Du etwas, Molière?“

„Ja, von Euch, meinen alten Kameraden. Lasse Alle binnen einer Stunde zusammenberufen. Ich verlange von Euch einen Liebesdienst und sollte es auch der Letzte sein, um den ich Euch zu bitten habe!“

„Mein Gott, was meinst Du?“ erwiderte der Regisseur erschrocken. „Das versteht sich ja von selbst; traust Du uns denn nicht?“ —

„Ich kenne Euch und baue auf Euch! Hier ist der Don Juan. In acht und vierzig Stunden muß er gespielt werden; laß gleich die Zettel drucken. — Ich habe Euch Nichts weiter zu sagen, als: — gestern ist — Don Juan — Marschall von Frankreich geworden!! — Nur ein elender Komödiant bin ich Ihnen gegenüber, Herr Graf, aber zu einer ritterlichen That für die gemordete Prinzessin, die edelste, schuldloseste Frau, welche je auf französischem Boden

lebte, reichen meine geringen Kräfte doch aus, dann möge die Nacht über mich kommen, ich fürchte sie nicht mehr!“

Er nickte den Staunenden zu und ging wankend mit La Grange in das Regiezimmer. — —

Paris war in höchster Aufregung, denn Don Juan, der abscheuliche Don Juan wurde wieder gegeben! Es war ein Zeichen, das Jeder verstand. — Keine Polizeiwillkür, keine Pfaffenlist, noch der Druck absoluter Gewalt vermag das natürliche Rechtsgefühl eines Volkes ganz zu ersticken. Die alte frohe Zeit voll Lebenskraft, Geist und Humor, die goldene Zeit Molière's flammte noch einmal wie Wetterleuchten auf, und das alte Haus konnte die jauchzenden, entzückten Zuschauer kaum fassen. Don Juan, der in den besseren Tagen größerer Freiheit für den Geschmack der Meisten zu scharf gewesen war, war jetzt, wo Krieg und Pfaffenwirthschaft die Pariser erbittert hatte, gerade so recht nach ihrem Sinne. Molière wurde vergöttert, Du Croissy, der den Don Juan in Lorraine's Maske spielte, fast unter'm Beifall erdrückt. Die Studenten brachten Beiden mit Fackeln und Blumen eine Serenade, Tag für Tag mußte das Stück wiederholt werden und die Aristokratie war gerade so eifrig dabei anwesend, wie das Bürgerthum. —

Wohl hörte man in Versailles von dieser gewaltigen Wirkung des Dramas, aber man flüsterte

nur leise davon, des Königs wegen. Guiche hinterbrachte Lorraine jedoch den wahren Sachverhalt und der neue Marschall beklagte sich bei der Maintenon.

Die fromme Dame lächelte und fragte scherzend: „Ei, was thut das? Soll man es etwa verbieten? Sie wollen mich und Se. Majestät doch nicht glauben machen, Marschall, Sie fänden sich in dem Don — getroffen? — Lassen Sie sich nicht auslachen! In wenigen Wochen gehen Sie zum Heere und werden dem Komödianten dann mit Lorbeeren antworten!“

Als der so Abgewiesene fort war, ließ die Maintenon Lachaise rufen. — „Ein Wort, Abbé! Ist die Ehrenerklärung Lorraine's auch nach Montpellier und den Cevennen gekommen? Ward dafür gesorgt, wie ich befahl, daß durch unsere Freunde den Leuten zu Mont-Avrey genaue Nachrichten darüber zugingen?“

„So genau, daß sich diese Leute bereits seit zwei oder drei Wochen auf dem Wege nach Paris befinden, wie man mir mittheilte.“

„Wissen Sie das gewiß?“ —

„Bis auf das Signalement des Alten, beider Eheleute und des Knaben.“ —

„Vortrefflich! Richten Sie es nur so ein, daß sich die Reisenden hier gleich zurecht finden! — Haben Sie auch die Güte, an Molièren zu schreiben, ich würde dieser Tage den Don Juan ansehen. Was man auch gegen das Komödienspielen sagen mag, dies ist ein

Stück, das Jeder gesehen haben sollte, der von Paris etwas in der Provinz erzählen will."

„So darf man unsere Schützlinge also auch in das Palais royal dirigiren; sie bedürfen doch der Zerstreuung?"

„Aber vorsichtig! Das Alles muß wie von selbst kommen!"

Zehn Tage nach der ersten Aufführung ereignete sich gleich zu Anfang einer solchen Don Juan-Vorstellung im Zuschauerraume ein eben so merkwürdiger, wie ergreifender Auftritt.

In der zweiten Scene, als du Croisſy in der Rolle des Don mit der Maske Lorraine's die Bühne betrat und seine Unterredung mit Leporello begann, erhob sich aus den Bänken des Parterre eine bleiche, ernste Dame von etwa fünfunddreißig Jahren, streckte ihre Hände entsetzt nach der Bühne und rief: „Das ist er. Sein Ebenbild!!" Ein langer Angstschrei durchzitterte den lautlosen Raum, dann brach die Unglückliche in schrecklichen Krämpfen zusammen. — Allgemeine Bewegung entstand. Mitleid und Bestürzung, vor Allem das Gefühl, die Dame stände zu Don Juan-Lorraine in einer verhängnißvollen Beziehung und hier vollstrecke sich eine Art Gottesgericht, ergriff die Versammlung. — „Bringt sie hinweg! Wer ist sie? Was hat sie so erschreckt?" rief man von allen Seiten. Die Vorstellung ward unterbrochen. Mo-

lière, der den Leporello spielte, rief nach dem Doctor und bat die der Bühne zunächst Sitzenden, daß man die Kranke doch in das Foyer des Theaters führen möge. — Mauvillain, der Theaterarzt, erschien sogleich, rieb die Schläfe der Dame mit flüchtigen Essenzen, und es gelang, die wieder zum Bewußtsein Gekommene aus dem Parterre zu bringen. — Sie hatte zwei Begleiter, einen alten Herrn, der ihr Vater zu sein schien, und einen jüngeren, kraftvolleren, von beinahe militairischer Haltung. Obwohl Beide sich mit liebevoller Sorgfalt um die Ohnmächtige beschäftigt und für der Umstehenden Bemühungen sehr dankbar gezeigt hatten, schwiegen sie doch hartnäckig auf alle Fragen nach der Ursache dieses Vorganges; die Leute schienen ihrem Aussehen nach dem niederen Landadel der Provinz anzugehören. Endlich beruhigte sich das Publikum, und wie man alle Drei in Begleitung des Arztes und dienstthuenden Polizeicommissairs den Zuschauerraum verlassen sah, kehrten Alle auf ihre Plätze zurück und die Vorstellung konnte wieder aufgenommen werden.

Im Foyer, wo zum Glück kein Fremder zugegen war, angelangt, überließ sich die Kranke dem Ausbruch ihrer Gefühle. Sie preßte das Tuch vor ihr Gesicht und weinte still, während der Alte sie leise zu trösten suchte.

Der jüngere Begleiter aber, finsterblickend, wen-

dete sich jetzt zu dem Arzt und dem Polizei-Commissar. „Ich danke Ihnen, meine Herren, und bedauere, daß wir zu einer solchen Störung Anlaß gaben, aber eine so plötzliche Erschütterung war selbst für meine Nerven zu stark. Es wurde die Erinnerung an ein sehr trauriges Ereigniß in uns erweckt. — Damit Sie über meine Person aber nicht länger in Ungewißheit bleiben, so nenne ich mich Ihnen als Nicol de Bonfleur, vormals Hauptmann bei den Montpellier-Dragonern, zur Zeit Gutsbesitzer zu Avrey in den Cevennen. Das Einzige, warum ich Sie bitte, ist, mir so bald wie möglich eine Unterredung mit Herrn Molière verschaffen zu wollen. Sagen Sie ihm, er würde zu dem Ruhme seiner Dichtung sich noch den Segen trauernder Menschen erwerben, wenn er mir seinen Rath in einer peinlichen Angelegenheit geben wollte, die den Don Juan betrifft und keinen Aufschub leidet!“

„Handelt es sich etwa um einen Criminalfall?“ rief der Commissair eifrig.

„Vielleicht. Das hängt zunächst von dem Erfolge meiner Nachforschungen ab.“

„Bester Nicol,“ rief die Dame jetzt, „nur hier — in dieser Oeffentlichkeit nicht!!“

„Laß mich, Herzensfrau. Es ist mir, als zeigte uns Gott selbst den Weg, welchen wir gehen müssen, um zu unserem Rechte zu kommen!“

„Laß ihn nur machen, liebe Gervaise!“ fiel der Alte ein. „Du bist es Dir und Deiner Ehre schuldig, jetzt stark zu bleiben. Noch giebt es ja Gesetze in Frankreich!“

„Zweifeln Sie nicht daran, mein Herr,“ erwiderte der Beamte. „Was ich für Sie thun kann, ist nur meine Schuldigkeit. Uebrigens braucht Niemand etwas von diesem Falle zu erfahren, als Solche, denen Sie ihn mitzutheilen gesetzlich verpflichtet sind.“

„Ich will mich zu Herrn Molière auf die Bühne begeben,“ sagte der Arzt, „und werde gleich zurück sein. Nach dem Schlusse des Actes wird der edle Mann Ihnen sicher Antwort auf Alles ertheilen, was Sie ihn zu befragen wünschen.“

„Sorgen Sie nur, daß wir nicht durch Neugierige beläftigt werden,“ bat Bonfleur.

„Diesen Raum wird kein Fremder betreten.“ Damit pflanzte sich der Commissair am Eingange auf und wies Jeden, der eintreten wollte, von Polizei wegen ab.

Molière erschien wirklich, sobald der Vorhang gefallen war. Er war noch geschminkt und hatte einen Mantel über das Costüm des Leporello geworfen. Hastig ergriff Bonfleur seine Hand, führte ihn an ein entferntes Fenster und machte ihm eine Reihe kurzer Mittheilungen in leisem, beinahe flehendem Tone.

Diese mußten nicht nur sehr wichtiger, sondern geradezu aufregender Art sein, denn Staunen, Entsetzen und endlich heftiger Zorn flammten im Auge des Dichters und gaben seinen Zügen den Ausdruck äußerster Entschlossenheit.

„Können Sie, was Sie mir erzählt haben, als Christ und Edelmann beschwören?! Werden Sie es vor Jedem, sei er auch noch so mächtig, wiederholen?“

„Das kann ich und will ich, wenn mir nur mein Recht wird!“

„Das wird, das soll Ihnen werden! — Herr Commissär, haben Sie die Güte und folgen Sie mir auf die Bühne. Sie, meine neuen Freunde, wenn Sie das Ziel, das Sie nach Paris führte, erreichen und Ihre Ehre wieder erlangen wollen, gehen mit diesem wackeren Mann, meinem Arzte. Doctor, bringen Sie die Herrschaften gefälligst in mein Haus und sorgen Sie für die kranke Dame. In einer Stunde spätestens bin ich bei Ihnen und dann schreiten wir an's Werk. Gott aber mag uns vor die rechte Thür führen!“ Damit verließen Alle das Foyer. —

Nach dem zweiten Akt verkündete La Grange, Herr Molière sei plötzlich, obwohl nicht in Besorgniß erregendem Grade, unwohl geworden, Herr Estèphe Jodelet, der früher schon den Leporello gespielt habe, werde die Rolle für ihn weiter geben.

Während das Publikum, so beliebt Jodelet auch

war, diesen neuen Zwischenfall bedauerte und die Vorstellung eine vom Unglück verfolgte nannte, begab sich der Commissair in größter Eile zu dem Polizeilieutenant von Paris, Molière aber fuhr mit Bonfleur und dem alten Malamède in das Hotel des Prinzen Condé, des Präsidenten der Marschalltafel von Frankreich. —

Das wurde ein ereignißreicher Theatertag nicht nur für das Palais Royal, sondern auch für den geweihten Boden der Musen Racines und Corneilles, für das alte Theater Bourgogne. Man gab daselbst Racines „Berenice". Garjou, der Dottore, war in der kleinen Rolle des Sclaven Araspe gerade im Begriff, der schönen Königin auseinanderzusetzen, wie er ihre Nebenbuhlerin beseitigen wolle. Alles lauschte in banger Erwartung, und manche zarte Seele vergoß im Voraus schon eine Thräne über die herannahende blutige Katastrophe.

Da traten plötzlich aus den Coulissen dunkle Gestalten hervor, zwar nicht im Costüm der alten Egypter, aber in der bekannten Uniform von de Jevys Polizeidienern.

„Der da ist Garjou! Ergreift ihn!" rief der Polizeilieutenant und seine Leute stürzten sich auf den Dottore.

Der Schauspieler prallte zurück. „Ich, ich habe nichts verbrochen! Ich bin unschuldig!"

„Legt ihm Handschellen an!“ In wenigen Secunden ward der Dottore gefesselt von der Bühne geschleppt.

Mit lautlosem Staunen hatte sich das ganze Parterre erhoben und starrte diese überraschende Scene an. De Jevy trat an die Lampen, zog den Hut und wies auf einen Verhaftsbefehl in seiner Hand.

„Es thut mir leid, die Vorstellung stören zu müssen, ich erfülle indeß nur meine Pflicht. Dieser Mensch ist eines todeswürdigen Verbrechens angeklagt, und hier meine Vollmacht!“

Berenice ward diesmal ohne den Sclaven zu Ende gespielt. — — —

Im Louvre war einige Tage später große Marschallstafel, eine militärische Feier von der höchsten Bedeutung, ein Act der letzten freien Selbstbestimmung des hohen Adels, welche die absolute Monarchie ihm noch übrig gelassen hatte. Hier im Pavillon de l'horloge, unter dem Thronsaale der Bourbonen, lag die alte Halle der Marschälle von Frankreich. Vom schwarzen Dunois, dem großen Bastard, herab bis zu Turenne und Crequi hingen da die Wappen von Frankreichs Feldherrn, die Fahnen, welche sie mit eigener Hand erobert, die stolze Waffenbeute, die sie errungen hatten; es war das Pantheon von Frank-

reichs militärischem Ruhme. Der Monarch selbst, wenn er hier erschien, galt nur als seines Landes erster Edelmann und Soldat, und in dieser Versammlung über Ehrensachen und die Belohnung militärischer Verdienste entscheiden zu dürfen, war die größte Auszeichnung, welche einem Franzosen zu Theil werden konnte. Ueber dem Marschall stand ja nur noch der König. —

Der Ehre, sich von den versammelten Marschällen als Einer der Ihren anerkannt zu sehen, sollte Lorraine jetzt theilhaftig werden. Mit welchem Herzen man sie ihm erwies, hatte ihm schon der Protest seiner künftigen Standesgenossen gezeigt, welcher einem Manne von Zartgefühl sicher genügt hätte, um sofort zurückzutreten. Aber Lorraine's Frivolität verließ sich auf die Gnade des Königs, die Freundschaft der Frau von Maintenon, und er erwiderte alle kalten Blicke und höhnischen Bemerkungen mit spöttischem Lachen und unerschütterlicher Zuversicht.

Wie es die Sitte forderte, stand er in vollem Harnisch, den Helm im Arm, den blauen Mantel mit Lilien um die Schultern, den goldenen Stab stolz auf die Hüfte gestemmt, neben den Helden Condé, Türenne, Aumont, Hoquincourt, Grammont, Grancini, la Roche und Vivonne. Die anderen Marschälle waren bereits im Felde und bald sollten auch die Zurückgebliebenen ihnen folgen, um zwischen sich

und ihren verachteten Genossen eine unübersteigliche Schranke zu ziehen, die des Ruhmes und der Vaterlandsliebe. Man erwartete den König.

Die Glocke tönte, die Flügelthüren thaten sich auf, Ludwig XIV. in voller Rüstung, de Brèze und Feuillade hinter sich, erschien, Graf Taranne von der Garde blieb an der Thür zurück.

„Lange lebe Ew. Majestät!“ tönte es ihm entgegen.

„Und länger noch der Ruhm, die Ehre und Gerechtigkeit unter Euch! Keiner sitze an dieser Tafel, der je Schaden an seinem Wappen litt, es werde denn hier an ihm gestraft! — Herr Marschall von Lothringen, Wir grüßen Sie und laden Sie ein, die Stelle einzunehmen, die Ihnen zukommt!“ Der König ergriff Lorraine's Hand und führte ihn an den Platz zwischen sich und Condé. „Beginnen Sie, Mein Vetter!“

Condé trat vor seinen erhöhten Sitz an der Spitze der Tafel, die von Servicen in Gold und Silber strahlte, und ließ den Stab gewuchtig auf die Tischplatte fallen.

„Gott meinen Glauben! Dem König meine Treue! Dem Vaterlande meinen Ruhm! Amen!“

„Amen!“ — Die glänzende Versammlung nahm ihre Sitze ein. Condé richtete fragend den Blick auf den Monarchen.

„Noch eins, edle Herren!“ rief der König. „Wir

haben einen unerwarteten Gast bekommen, einen Comthur, einen — steinernen Gast! Sie kennen ihn, Lorraine?“

„Ich wüßte nicht, wen Ew. Majestät meinen könnte?“

„Wir meinen einen Comthur, Namens Bonfleur aus Montpellier. Stand er nicht dort im Jahre 56 mit Ihnen zusammen bei den Dragonern?!“

Aller Blicke richteten sich fragend auf Lorraine, der sich plötzlich entfärbt hatte. —

„Einen Comthur Bonfleur? Den, Sire, kenne ich wirklich nicht.“

„Wir müssen Ihrem Gedächtniß zu Hülfe kommen. Den alten Herrn von Malamède und seine Nichte Gervaise kennen Sie vielleicht um so besser und erinnern sich wohl noch, wo das Fräulein von St. Beuve und Capitain Lubain geblieben sind!?“

Bei diesen Worten sprang Lorraine entsetzt empor, die Augen traten starr aus ihren Höhlen. „Nein, nein, ich weiß Nichts von ihnen! Man hat mich an meinem Ehrentage verleumden wollen, Sire!“

„Auf Ihr Ehrenwort und Ihre Marschallswürde behaupten Sie, Nichts von ihnen zu wissen?!“

„Das — behaupte ich, auf meine Ehre und bei diesem Stabe.“

„Marschälle Frankreichs, zieht Eure Degen!“ — Die Klingen flogen aus den Scheiden.

„Da Sie von den Genannten nichts wissen, werden Sie sich gewiß nicht durch die Gegenwart Unserer Gäste verletzt fühlen. — Taranne!“

Der Graf öffnete die Thür. An dem Arme Bonfleur's trat blaß, zitternd und gebeugt Gervaise Bonfleur ein, der alte Malamède führte hinter ihnen her einen fünfzehnjährigen, bildschönen Knaben, welcher Lorraine überraschend ähnlich sah.

Todtenstille herrschte im Festsaal.

„Lorraine, Sie kennen diese Dame, diese Herren, Sie kennen diesen Knaben nicht?“ fragte noch einmal der König.

„Nein!“ schrie der Elende in wahnsinniger Verzweiflung, — „Wer will beweisen, daß ich Einen von ihnen je gesehen habe!?“

„Meine Herren Marschälle, man spielt hier nämlich die letzte Scene des Don Juan. Nachdem er ein Verführer, Mörder und Gotteslästerer gewesen, ist er noch ein feiger Lügner geworden!! — Wir begreifen, Herr Marschall, daß Ihr Trotz und Ihre Schande Sie zwingt, Nichts wissen zu dürfen, Sie zwingt, Ihre Larve fest bis an's Ende zu halten. Nun denn, Wir wollen sehen, wie weit Don Juan's Standhaftigkeit geht. Sie werden das Mahl der Marschälle jetzt mit einer Tasse Chocolade beginnen! Nehmt ihm den Stab, den Mantel und den Degen, laßt ihn sich setzen! Für ehrlos aber erklären Wir Jeden, der von

diesem Vorgang ein Wort verrathen wird! Wir halten hier das peinliche Gericht der alten Marschallsordnung von Frankreich!“ — Der König winkte.

Condé schritt zu einer Seitenthür, Lorraine ward seines Stabes, Mantels und Degens entkleidet, Aumont und Grancini drückten ihn auf den Sessel nieder.

„Gnade!“ rief Gervaise Bonfleur und streckte flehend ihre Hände aus, „um — dieses Knaben Willen, Gnade für ihn, Sire!“

„Daß Sie, Madame, so barmherzig gegen ihn sein können, erhöht nur seinen Frevel! Man soll nicht sagen, Unsere Gunst bedecke jegliche Schmach, jedes Verbrechen und schütze des Elenden Blut, sobald es nur von dem Unseren sei!! Gott, der die Könige und Bettler wägt, sei über Uns, rein bleibe der Lilien Glanz und Ludwigs Ehre!! — Herr von Malamède, führen Sie Ihre Nichte und diesen Knaben in das Vorgemach zurück. Herr von Bonfleur soll Unser Zeuge sein! — Die Chocolade, Condé!!“

Die bleiche Gervaise ward von dem Oheim mit ihrem Sohne hinausgeführt. Dann öffnete sich die Seitenthür, de Jevy mit zweien seiner Leute trat ein. Zwischen ihnen, einen Teller mit einer Tasse in der Hand, wankte zitternd — Guillot Garjou.

„Nein, nein! Das ist 'ne Gaukelei der Hölle! Es ist das Gericht nicht und die Verdammniß!!“ — Lorraine wollte sich aufraffen, um zu entkommen.

Seine Umgebung hielt ihn mit unwiderstehlichem Drucke auf dem Sessel fest.

„Sie haben zu wählen," sagte Ludwig sarkastisch, „ob Sie auf dem Grèveplatz wie ein — gemeiner Verbrecher, oder wie ein Prinz von Geblüt in — guter Gesellschaft sterben wollen! Nur näher, Herr Dottore, vergießen Sie Ihr kostbares Getränk nicht. Sie wissen, Wir haben mehr davon vorräthig und jede Ungeschicklichkeit kostet Sie eine Stunde Folter. Vorwärts!"

Todtenbleich näherte sich der unglückliche Schauspieler seinem alten Genossen und reichte ihm die Tasse hin.

Lorraine sah keine Rettung — er stierte blöde den König an.

„Ist Don Juan, der selbst an Gott nicht glaubt, so feige? Lustig, der Höllenrachen winkt! Nur zu! Ein kräftiger Sprung und Sie sitzen im Warmen!"

„So muß es denn geschehen!" schrie Lorraine in wilder Verzweiflung und ergriff die Tasse. Sein Antlitz war von Todesangst und Wuth verzerrt. „Auf das Verderben aller Bourbonen!!!" Er leerte die Tasse auf einen Zug und — eine Minute später war er todt.

Eine Viertelstunde hatten Malamède, Gervaise und der Knabe im Vorzimmer voll ängstlicher Spannung gewartet. Nur dumpfe Stimmen, dann ein röchelnd Stöhnen klangen heraus. Langsam öffnete

sich jetzt das hohe Portal, Prinz Condé und Turenne erschienen.

„Erlauben Sie mir Ihren Arm, Madame," sagte Condé. „Folgen Sie uns, die hohe Marschallstafel erwartet Sie!"

Turenne hatte die Hand des Knaben ergriffen und machte Malamède ein Zeichen.

Andachtsvolle Ruhe fast lagerte in dem Festsaale, als die Gerufenen erschienen. Der König und die Marschälle hatten ihre Häupter entblößt. Wie ein leises, geisterhaftes Wehen zog's durch die alten Fahnen und Wappenzeichen hin. Der Platz Lorraine's war leer. —

„Edle Herren, es ist ein Vorzug und die Pflicht des Adels seit alten Zeiten gewesen, das Recht, wo es verletzt ist, wiederherzustellen, die Unschuld zu schützen und sich der Wittwen und Waisen zu erbarmen. Daß dies treu geschehe und jeder Flecken abgewaschen werde vom hellen Schilde seiner Ehre, dazu ward einst die Marschallstafel gegründet. — Madame, ein Marschall von Frankreich hat an Ihnen ein unerhörtes Verbrechen begangen; er hat seinen Lohn. Capitain Bonfleur aber hat als ein echter Edelmann und Christ Ihnen die geraubte Ehre, das vernichtete Lebensglück zurückgegeben und Ihre Schmach auf sich genommen. So ist es denn gerecht, daß ihm die Ehre zu Theil werde, die ein Unwür-

diger nur erlangte, weil sein Rang — zu hoch war für den Verdacht einer solchen That! — Zu Unserer Ehre und seiner Sühne schlagen Wir Ihnen, edle Herren, an Lorraine's Stelle den Chevalier Nicol de Bonfleur zum Marschall vor!"

„Nicol de Bonfleur, Capitain der Montpellier-Dragoner," begann Condé feierlich, „wir Marschälle von Frankreich grüßen Dich freudig als unseren Genossen!" —

„Bonfleur, Marschall von Frankreich!! —" riefen Alle und die eisernen Heldengestalten umdrängten jubelnd den Erstaunten und schmückten ihn mit den Ehrenzeichen des — Gerichteten. —

„Sire," erwiderte Bonfleur zitternd, indem er die wankende Gervaise aufrecht hielt, deren Augen in Thränen schwammen. „Die Ehre und Gerechtigkeit, welche Sie und diese erlauchte Versammlung mir und meiner Gemahlin erweisen, wäre zu groß und niederdrückend, wenn ich nicht fühlte, dieselbe solle nur ein leuchtendes Zeugniß sein, daß des Königs Auge und seiner Helden Arm auch über das Recht des Fernsten und Geringsten wacht und den Verbrecher straft, stehe er auch noch so hoch! Gott segne Frankreichs Könige immerdar und hefte den Ruhm an seiner Helden Fahnen!!" Er kniete nieder und küßte des Monarchen Hand.

„Wir haben," sagte Ludwig sanft, „noch ein

Vermächtniß Dessen zu erfüllen, den seine eigne Sünde in den Tod trieb. Kraft Unsrer Macht und Gewalt und der Krone, die Wir tragen, erklären Wir diesen verwaisten Knaben für den einzigen rechtmäßigen Sohn Lorraine's, Enkel Unseres Oheims Gaston, Herzogs von Orleans! Wir wollen, daß er fortan als Louis Gaston de Malamède, Chevalier de Lorraine, Unserem Hofstaat einverleibt und Unserem Bruder Philipp, Prinzen von Orleans, der einst seinen Vater liebte, attachirt werde!" Der König legte die Hand auf des Knaben Haupt, der schwerlich begriff, was um ihn vorging, dann bot er Madame Gervaise den Arm. „Machen Sie Uns die Freude, an dem Ehrenmahle Ihres Gatten Theil zu nehmen, Frau Marschallin, und wenn Unsere Trompeten im Felde tönen, mag Ihr Gebet erhört werden für den Ruhm Unserer Helden, denen Frankreich seine Größe dankt!"

„Vermöchte mein Gebet das, Sire," erwiderte Gervaise ergriffen, „dann glauben Sie, wird Keiner Ihrer Feinde widerstehen können!"

Man ließ sich nieder. In langen Reihen trugen die Pagen die Schüsseln auf. Des Königs erster Trinkspruch galt: „Dem Marschall von Bonfleur!" — — —

Das düstre Drama dieses Tages erhielt auf dem Grèveplatz noch ein Nachspiel. Guillot Garjou, der Dottore, überwiesen, eine Doppelehe zu Montpellier

als verkappter Priester fälschlich eingesegnet, die Würde des Priesterthums und die Gesetze menschlicher Moral geschändet zu haben, ward durch das Rad gerichtet. — Molière's „Don Juan" war zum steinernen Gast an jenem Don Juan geworden, welchem Anna von Orleans zum Opfer fiel, — das Gebet des Dichters war erhört! —

Neuntes Capitel.

Le malade imaginaire.

Der große Ludwig hatte einen seiner beliebten theatralischen Effecte in Scene gesetzt, als er den wackeren Bonfleur, Capitain a. D., zum Marschall erhob, der weiter keine Verdienste hatte, als daß er Lorraine's Verbrechen an Gervaise wieder gut gemacht und deren Recht auf das Hartnäckigste verfolgt hatte. Dafür hatte er aber ja eine sanfte, liebevolle Frau und zugleich die Aussicht auf das Vermögen des Onkel Malamède bekommen. Der König wollte die Scharte indeß auf eine eclatante Weise auswetzen, die seine eigene Würde durch Lorraines schmachvolle Erhebung erlitten hatte, und die Marschälle stimmten enthusiastisch bei, weil sie doch lieber einen unbedeutenden, aber ehrenhaften Collegen haben wollten, als den entarteten Sohn Gastons von Orleans.

Marschall Bonfleur und seine Familie kehrten alsbald in die Stille der Cevennen zurück, beglückt durch die königliche Großmuth, glücklicher noch in dem

inneren Frieden, den sie dauernd gefunden hatten. Der junge Lorraine hingegen blieb in Paris als jüngster Kammerjunker Philipp's von Orleans zurück, der auf ihn dieselbe räthselhafte Gunst übertrug, welche ihn an den Vater gefesselt hatte. Sie trug auch ähnliche Früchte. Der junge Chevalier glich leider nicht nur im Aeußern, sondern auch dem Character nach zu sehr seinem edlen Erzeuger. Wäre er unter Bonfleur's strenger Aufsicht in Languedoc geblieben, er hätte vielleicht ein leidlich brauchbarer Mensch werden können, diese plötzliche Veränderung seines Lebens indeß, in einem Alter, wo die Leidenschaften bereits erwachen, die Vernunft aber noch schweigt, genügte, um ihn unter der verderblichen Leitung eines Guiche, d'Effiat, Pouvron und Marsan zu einem erbärmlichen Wüstlinge zu machen, der vor der Dame Maintenon die Augen verdrehte, um insgeheim Gott und das Sittengesetz frech zu verleugnen. Was ihn allein von seinem Vater unterschied, war, daß er nicht die gleiche Kraft zum Schlechten besaß und zu träge zur Intrigue war, ein Mangel, der ihn vor einem ähnlichen Ende bewahrte. — —

Der Krieg mit allen seinen Schrecknissen brach aus. Wie Burgund, das Elsaß und Lothringen, wurden die spanischen Niederlande, das heutige Belgien, im Fluge erobert. Zwar schlug der tapfere de Ruyter die französisch-englische Flotte unter d'Estrée und Jakob

von York, aber er vermochte Holland nicht zu retten. Den 12. Juni 1672 schon fiel Ludwig in Geldern ein, während Philipp von Orleans Oberyssel besetzte und die Schlacht bei Zütphen gewann, Marlborough und Monmouth aber bei Nimwegen sich auszeichneten. Den 30. Juni aber zog Ludwig als Eroberer in das alte Utrecht ein, nachdem Alles verwüstet oder als gute Beute erklärt war. Das war kein Krieg zwischen gesitteten Nationen mehr, sondern ein Rachezug, durch den der Stärkere den Schwächeren tückisch überfiel und hinwürgte. Von den Thürmen Amsterdam's konnte man die Zelte der Franzosen sehen und rings umher flammte „zur größeren Ehre Gottes" der Horizont im Wiederscheine brennender Ortschaften. — Aus der Verzweiflung und Wuth der Bedrängten entstand ihnen endlich der sicherste Helfer. Als Opfer des Vertrags von Dover fielen zuerst die beiden Brüder de Witt, sie wurden von dem rasenden Pöbel Amsterdam's in Stücke zerrissen; nur ein Fürst und Krieger konnte die Republik noch retten. Die Generalstaaten riefen den jungen Wilhelm III. von Oranien zu ihrem Statthalter aus, man durchstach die Deiche und Dämme und setzte alles Land um Amsterdam unter Wasser. Eher, als französisch werden, wollte man mit Weib und Kindern sich auf die Schiffe flüchten und jenseits des Weltmeeres in den fernen Colonieen mit der geretteten Freiheit und dem theuren protestantischen

Glauben unter Palmen ein neues Vaterland suchen. — Gott und das Meer halfen Holland aus dieser Noth. Die Fluthen geboten dem Eroberer Stillstand, dessen Flotten vernichtet waren. Das englische Volk erhob sich gegen seine papistisch gewordene Regierung, und Wilhelm von Oranien verband sich mit dem deutschen Kaiser, der Montecuculi endlich an den Rhein schickte. In Ludwigs Flanken sammelten sich nunmehr zahlreiche Feinde, er mußte fortan seine Macht theilen, mußte selbst Athem schöpfen und neue Kräfte sammeln. Die wackeren Holländer erhielten dadurch Zeit und Muth, um mit besserem Glücke dem modernen Xerxes zu trotzen, und ihr Führer, Wilhelm von Oranien, wurde der Held, an dessen eiserner Energie der Uebermuth Ludwigs XIV. zu Schanden werden mußte. —

Während Frankreich der Schrecken seiner Nachbarn wurde, seine Kriege den Wohlstand von Millionen vernichteten und die französischen Armeen zu privilegirten Räuberbanden herabsanken, herrschte im Innern dafür ein heuchlerischer, trübsinniger Fanatismus und die jesuitische Moral, „daß der Zweck die Mittel heilige.“ Ludwigs Größe war nur ein hohles Komödienspiel, das er vor seinem eigenen Gewissen spielte, er saß unrettbar in den Schlingen des Weibes, die der böse Genius seines Lebens und seines Landes geworden war. Die Franzosen aber folgten ihres

Monarchen erhabenem Beispiele; sie wurden Lügner und Heuchler, ein Volk von—Blechschildern! Während sie vor ihres Königs Allmacht knieten, keimte in ihren geknechteten Herzen die Saat der wildesten Opposition. Während sie Bußpsalmen sangen und kopfhängerisch von Kirche zu Kirche schlichen, bildete sich in ihren philosophischen Köpfen der nackte Atheismus aus. Die menschliche Natur läßt sich einmal nicht ewig knechten und die Geschichte rächt sich an den Kindern für die Erbärmlichkeiten der Väter. —

Seine Lebensaufgabe, das fühlte Molière, war zu Ende. Seit „Scapins Schelmereien" beschäftigten ihn nur noch derlei Schnurren, die an's Possenhafte streiften, die „gelehrten Frauen" und sein letztes Werk: „Der eingebildete Kranke," diese bittere Verhöhnung der medizinischen Wissenschaft. Sein unheilbares Uebel machte indeß reißende Fortschritte und täglich schlich der Tod näher an ihn heran. Schon gegen das Ende des Jahres 72 hatte ihn Boileau flehentlich gebeten, nicht mehr selbst aufzutreten, aber vergebens. Er wußte zu gut, daß der Tag, an dem er seinem Publicum fehlen werde, auch der Untergang des Theaters Palais-royal sein müsse. Zwar für sich selbst hatte er nicht mehr zu sorgen, aber für seine Kameraden, die ohne ihn nichts waren. Empfand er auch den Tag über unsägliche Schmerzen, rächten die schlaflosen Nächte auch auf das Grausamste die Anstren-

gungen des abendlichen Spieles —, wenn er die Lampen schimmern, Kopf an Kopf gedrängt das Publikum lauschen sah und die bunten Lappen auf seinem Leibe fühlte, so ward ihm wieder wohl. Sein unbezwinglicher Humor, seine Selbstironie erwachten auf's Neue und hinaus auf die Scene ging's noch einmal, um das Haus vor Lachen erbeben zu lassen durch seine unvergleichliche Komik. Er war dann auf einige Stunden wenigstens der eingebildete Gesunde, um den „eingebildeten Kranken" spielen zu können. —

Der eingebildete Kranke! — Molière hatte dies burleske, von tausend Spottgeistern dictirte Lustspiel buchstäblich schon halb im Sterben geschrieben und es wurde in den ersten Tagen des Februar 1673 aufgeführt. Seine lieben Ostergäste, die Schwestern Cecile und Margot, waren von Montpellier früher als sonst gekommen, denn La Chapelle hatte ihnen geschrieben, wie es mit dem Dichter stehe, und sie wollten doch wenigstens am Sterbebette ihres Wohlthäters sein. — Molière selbst spielte die Hauptrolle, die des Argan, des eingebildeten Kranken, der auf dem besten Wege ist, aus Angst vor dem Tode sich zu Tode curiren zu lassen, und von seiner lebenslustigen, gewissenlosen Frau hierzu immer mehr ermuntert wird, damit sie ihn beerben und wieder heirathen könne. Endlich siegt die Liebe seiner Tochter über die Intrigue der Stiefmutter, und das Ganze endet mit einem Car-

nevalszug von fingirten Quacksalbern, welche Argan zum Doctor promoviren, der kein anderes Mittel kennt, als:

Clysterium donare,
Postea aderlassare
Et brav purgare! —

Molière sprach leiser, gemessener als sonst, aber er war dennoch unwiderstehlich komisch. Aufmerksam lauschte das Publikum und dämpfte den eigenen Frohsinn, um seiner Stimme das Durchdringen des Raumes nicht noch schwerer zu machen, nicht das Geringste seiner Worte zu verlieren. Ach, es ahnte, daß es seinen Liebling nicht lange mehr haben werde, er einen Selbstmord begehe, um nur sein liebes Paris zu erfreuen. Ueber die Heiterkeit breitete die Trauer schon wehmüthig ihre grauen Schwingen und mancher seiner Freunde im Parterre hätte lieber über ihn weinen als lachen mögen.

Dreimal schon hatte der Arme diese Höllentortur durchgemacht und der Beifall war mit jeder Vorstellung gewachsen. Die Majestät ging freilich längst schon nur noch in's Theater Bourgogne, wenn Racine sie classisch beräucherte. Was that's? Die besten, glänzendsten Namen Frankreichs hatten ihre Vertreter in den Logen des Palais royal, der Bürger liebte den Dichter wie einen alten Freund, und Jeder flüsterte dem Andern bange zu: Wie geht es Molièren? Der Aermste, lange wird er es nicht mehr machen! —

Auf den 17. Februar 1673 war die vierte Vorstellung des „Malade imaginaire“ angesetzt, es war ein Freitag. Armande, Baron, Jodelet und Du Croissy, die Nonnen seine Pflegerinnen, Alle hatten Molièren dringend gebeten, die Vorstellung abzusagen. Er schüttelte den Kopf.

„Was sollen meine armen Leute machen, die damit ihr Brot verdienen? Wie Viele freuen sich nicht im Voraus, die ich um ihr Vergnügen bringen würde? Laßt mich nur! Sterben muß ich doch einmal; laßt mich als Komödiant sterben, wie ich gelebt habe. Wenn ich auch in Schminke und buntem Flitter von hinnen gehe, unser Hergott erkennt mich doch wieder. Ich kann wenigstens sagen, ich habe auf der Bühne das Leben gespielt, das wahre, thörichte und doch so liebe Menschenleben. Andere dagegen haben das Leben zu einer Komödie gemacht und vor Allem der große — traurige Mann im Oeil de Boeuf hinter dem goldenen Gitter! Seine Größe nnd Kunstliebe, sein Wissen und sein Ruhm, — Alles war Komödie und die letzte, die — fromme Komödie — ist die schlimmste von allen! Wo so viel Coulissen gerissen wird, was soll ich da noch nützen? Würde mir mein harmloses Handwerk nicht bald zum Ekel werden?“ Er reichte Armanden die Hand. „Frau, Frau, könnt' ich nur noch einmal mit Charles Coypeau über die grünen Berge von Languedoc ziehen, hinab gen Bézières und das

blaue Meer! Im Portale des Schlosses müßte aber mein Herzensprinz, mein Conti stehen, die holde Marianne dabei, — ach, an den Wonnen von Bézières wollte ich wohl gesund werden!“ —

Die Stunde der Vorstellung kam. Die Zuschauer harrten dichtgedrängt in lautlosem Schweigen. — Sonderbar, Molière schien plötzlich wieder seine alte Kraft gewonnen zu haben. Zwar auf der Stirn glühte hektisches Roth, die Brust aber war frei, die Stimme hell wie seit Jahren nicht mehr. Er fühlte eine Spannkraft der Seele, eine siegesgewisse Lust, die ihn hinriß und mit ihm alle Hörer. War es nicht, als ob er sein eigenes Leiden und den Tod verhöhne, der grinsend hinter ihm stand? — Die beiden ersten Acte gingen vortrefflich. Im dritten, gerade wo Argan gesund werden und die Bosheit seines Weibes entlarven soll, kam aber der Rückschlag. Molière's Züge veränderten sich sichtbar selbst unter der Schminke, seine Stimme klang wieder hohl, dann leise flüsternd, seine Krankheit rang mit der Energie seiner Seele.

Ein kalter Schauer überlief das Publikum und seine Collegen ergriff namenlose Angst. In immer rascherem Tempo spielten sie, ja übersprangen ganze Sätze, um nur an's Ende zu gelangen. Gott sei Dank, nun kam das Nachspiel, die Doctorpromotion, der Leidende hatte ja nur noch wenige Worte zu sprechen. — Es war eine grauenhafte Komödie. Jedes

Herz schlug schneller, Jeder wünschte, es wäre nur erst vorüber. — Da sollte Argan den Schwur leisten. Molière sprach das komische „Juro!" Das zweite Mal klang es schon viel schwächer, das dritte Juro — war nur noch ein leiser Hauch. — Der Sterbende richtete sich auf, erhob die Hände mit einem langen, starren Blick ins Parterre, — ein Fall, ein Seufzer, — die Komödie war aus für immer! — —

Dichte Menschenmassen standen auf der Straße und um Molières Haus. Da brachte man ihn aus dem Theater. Blut, Schminke, Todesschweiß, der Doctorhut und Mantel bedeckten ihn.

„Molière ist todt!" gellte es durch Paris.

Der Priester, nach welchem man geschickt hatte, um ihm die Sterbesacramente zu geben, wollte zu dem Komödianten nicht kommen. Man verweigerte ihm sogar anfangs ein ehrliches Begräbniß und nur, daß La Chapelle, Boileau, Vivonne und selbst Lamoignon gegen diese Barbarei ihre Stimme erhoben, machte die Geistlichkeit fügsamer. Noch nicht genug. An dem Dichter des „Tartüffe," welchen sie, so lange er lebte, vergebens bekämpft hatten, wollten die Pfaffen wenigstens nach seinem Tode noch Rache nehmen. Ein Haufen schmutzigen Pöbels war aufgeboten worden, um am Abende des 21. Februar das stille Begräbniß zu stören, die Leiche zu beschimpfen, des Dichters Haus zu demoliren. In ihrer Herzensangst warf Armande

1200 Livres baares Geld unter die brüllende Horde, um für den Gatten auf seinem letzten Gange nur Ruhe zu erkaufen. Einen Augenblick ward es stille, aber bald brach der wüste Lärm wieder los.

„Hebt den Sarg auf!“ rief endlich die Nonne Cecile. „Wir tragen ihn, Schwester, und wenn man uns auch unter ihm begräbt! Die edle Seele, deren Leben Liebe war, ob sie auch irrte, bringen wir dem Himmel und diesen müden Leib der Erde zu, denn der Todte ist uns ein Retter und Vater gewesen, sein Haus war unser Schutz, sein Heerd unsere Zuflucht! Oeffnen Sie die Thüre, Jodelet!“

Wildes Geschrei und Gelächter empfing den Zug.

„Schändet nicht die Todten, daß Ihr nicht selbst im Tode geschändet seid!“ sprach Cecile feierlich mit lauter Stimme, indem man den Sarg hinaus trug.

Als das Volk die Nonnen sah, die schwarzen Gestalten mit Fackeln zu beiden Seiten und einen greisen, vornehmen Herrn, der, den blanken Degen in der Hand, vorausschritt, Marschall Vivonne, da traten Alle zurück, da knieten sie hin, und als der Konduct durch sie hindurch zog, schlossen sie sich an und geleiteten den kurz vorher so tief Geschmähten auf den Kirchhof St. Joseph zur Straße Montmartre.

Zwei Personen waren die letzten, welche die Ruhestätte des Dichters verließen, Ninon de l'Enclos und Boileau. Es schlug gerade zehn Uhr.

„Mich fängt an zu frieren, alter Freund. Ich glaube, es wird jetzt recht kühl werden in der Welt. Da haben sie den letzten, den — einzigen Menschen in die Gruft gesenkt."

„Er war Frankreichs größter — und edelster Mann!"

„Ein Mensch, ein ganzer Mensch! Nun ist es aus mit dieser Gattung!"

„Und was — was sind wir denn, meine Liebe?" fragte der Epigrammatiker kleinlaut.

„Bestien, Freund! Zahme Bestien, so lange wir Futter haben, wilde, sobald wir hungern! Bei der jetzigen hübschen Wirthschaft werden wir bald Alles kahl fressen, und das freut mich; nur wenn der Franzose eine hungrige Bestie ist, wird er ein anständiger Kerl. Könnte ich die Zeit noch erleben, ich würde mich zu Tode lachen!" — — —

War es wirklich der aufrichtige Wunsch der Ninon, den äußersten Grad allgemeinen Elends und der Knechtschaft noch zu erleben, einen Zustand, den sie voraussah und dessen drohender Geist schon in dem „Menschenfeinde" sein finsteres Antlitz erhoben hatte, dann täuschte sie sich gewaltig. Freilich erreichte ihre kräftig zähe Natur ein Alter von zweiundneunzig Jahren, als sie unter ihren Hunden und Katzen starb, aber sie hätte fast noch einmal so alt werden müssen, um in den Straßen von Paris das ça ira und die

Marseillaise zu hören. — Das durch Ruhm, Völlerei und Eitelkeit krank gewordene französische Volk hatte nunmehr einen Doctor, der das „clysterium donare, postea aderlassare, et brav purgare“ vortrefflich verstand. Frau von Maintenon, mit ihrer wollüstigen Frömmelei, ihrer jesuitischen Moral, machte aus Ludwig XIV. einen Somnambulen, der nichts sprach und that, als was sie, sein Medium, ihm eingab, Frankreich aber ward von ihr chloroformirt, um sich sein Blut, seinen Geist, seinen Wohlstand abzapfen zu lassen, ohne ein Schmerzgefühl zu äußern. Das war der Jesuiten goldenste Zeit in der Weltgeschichte, die nie wiederkehren sollte, der Orden aber benutzte sie gut. Er setzte sich in Deutschland, am Rheine, in Bayern, zumal in den eroberten Niederlanden so fest, daß er heute noch nicht daraus vertrieben ist. Ihm ist es zu danken, daß das deutsche Elsaß so schnell französisch wurde.

Kam Jemand, der in Molière's heiteren Tagen Paris gekannt hatte, zehn Jahre nach seinem Tode wieder in die französische Hauptstadt, erschien sie ihm in gänzlich veränderter Gestalt. Das Theater des Palais royal war nicht mehr vorhanden. Von den Räumen, in denen Molière's Worte sonst erklangen, hatte Lully's Oper Besitz genommen. Die Truppe Béjart war aus einander gefallen, sobald der Lebensodem des Meisters ihr fehlte, und Thorillère, Jodelet,

Du Croissy, Demoiselle Debrie hatten am Theater Bourgogne Aufnahme gefunden. Vergebens versuchte eine Reihe namenloser Schriftsteller den Humor des Todten wieder zu erwecken, Boursault mußte die Stücke seines ehemaligen Feindes auf das Theater Bourgogne verpflanzen, wenn er seine Zuschauer zufriedenstellen wollte. Madame Armande indeß war eine reiche Wittwe geworden und wußte nichts Besseres zu thun, als den Schauspieler Guerin zu heirathen, der ihr schon bei Lebzeiten Molière's so gefallen hatte, weil er im Tricot sehr schöne Beine zeigte. Ihr und Molières einziges Kind suchte sie bald an einen jungen Edelmann zu verheirathen, der die Erbschaft möglichst schnell durchbrachte, und — die Tochter wie ihre berühmte Mutter mit dem „air nonchalant" verschwanden aus dem Andenken der Menschen.

Wenn die Ehe des Prinzen von Orleans mit Elisabeth Charlotte von der Pfalz auch keine sehr glückliche war, hatte die Prinzessin ihm doch pflichtmäßig einen Sohn geboren, der das edle Geschlecht der Orleans fortsetzte, Philipp II., den nachmals berüchtigten Regenten. Colbert, dem Frankreichs König die Größe und den Glanz seines Reiches nur verdankte, um den errungenen Wohlstand in heillosen Kriegen zu vergeuden, starb voll Kummer über sein zerstörtes Werk 1683. In demselben Jahre that auch Königin Theresa ihrem Gemahl und der Maintenon den Ge-

fallen, diese Welt zu verlassen. Sofort rückte des Königs Beichtvater Lachaise mit der päpstlichen Dispensation vom Jahre 62 heraus, die dem Könige erlaubte, die Wittwe Scarron zu heirathen. Ludwig nahm dieses Actenstück gebührend für ein göttliches Wunder auf und beinahe wäre die Wittwe des Possenschreibers Königin geworden. Es war für diesen Fall ja reine Bahn gemacht, denn die Montespan war längst im Kloster, Fräulein von Fontanges, die zuletzt durch Ludwigs Sultanslaune begünstigte Maitresse, vergiftet. Doch der hochsinnige Fenélon, der später so berühmte Dichter des Télémaque, hielt Ludwig von dieser schamlosen Verhöhnung aller Sitte zurück. Ludwig tröstete seine fromme Freundin aber dadurch, daß er sich 1685 heimlich mit ihr trauen ließ, um das — Wunder doch wahr zu machen.

1654

Die letzte Abendröthe von Frankreichs klassischer Zeit verschwand. Corneille, der vergötterte Tragödiendichter, La Fontaine, Anna Stuarts Liebling, dessen Fabeln die Jugend entzückten, starben als Bettler. Racine, der Hofdichter, der Lobredner des absoluten Königthums, fiel in Ungnade. Tiefe Nacht brach herein; das Edict von Nantes war 1685 aufgehoben und die Protestanten-Verfolgung an seine Stelle getreten. Hinter dem goldenen Gitter dictirte die Maintenon jetzt Frankreich Gesetze, Ludwig war nur noch ihr erster Lakai. Das Testament des Kö-

nigs Karl II. von Spanien rief endlich am Eingang des achtzehnten Jahrhunderts den spanischen Erbfolgekrieg hervor, denn der Traum eines französischen Westeuropa sollte durchaus noch in Erfüllung gehen. Aber Deutschland, Holland, Spanien, Savoyen und England standen gegen Ludwig auf, König Jacob von England, der folgsame Sclave Frankreichs, war schon 1688 und mit ihm die Dynastie der Stuarts für immer verjagt worden, Wilhelm von Oranien aber, der Todfeind Ludwigs XIV., Albions König geworden.

Beim Ryswycker Frieden 1697 schon hatte Ludwig nichts mehr gewonnen, der Friede von Utrecht und Rastadt, mit welchem der spanische Erbfolgekrieg 1714 endete, machte seinen Eroberungsgelüsten aber für immer ein Ende. Holland war noch die alte Republik, England noch ein freies Land, noch waren deutsch des Rheines grüne Wogen, Frankreich aber todesmatt, Ludwig ein Gebete plärrender Greis, der all' die Seinigen überleben zu wollen schien. In einem Jahre starben ihm drei Dauphins — an Gift, sagte man; sein Urenkel, der später als Ludwig XV. ihm folgte, war ein schwächliches Kind. Die Protestanten in den Cevennen standen in offener Empörung auf und wurden erst nach langen Kämpfen überwältigt, der Jansenismus erhob von neuem sein Haupt, und dem Sohne seines Bruders, Philipp II. von Orleans,

mußte der König sterbend die Regentschaft seines zerrütteten Reiches anvertrauen, eine Regentschaft, die Frankreich zur — dritten Macht in Europa herabsinken ließ. — — —

Nun liegen sie Alle mit Larven und Flittern kalt und todt. An Keinem dieser glänzenden Komödianten der Weltgeschichte hängt der Nachwelt liebende Erinnerung, keines Andenken entzündet die Seelen in Sympathie. Nur an Einem, der es vermocht, im Irrthume selbst ein großer Mensch zu sein, an Molièren. Aus seinem Abbilde im Pantheon, aus diesen wehmuthsvoll ironischen Zügen strömt auf den Beschauer die alte Fluth von Gelächter und Thränen nieder, welche in seinen Werken uns ankichert, anschluchzt und uns erzählt von jener alten und doch — ewig jungen Tragikomödie des Lebens! —

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

Ludwig der Vierzehnte von A. E. Brachvogel.

Inhalt des vierten Bandes.

			Seite
1.	Capitel:	„Toujours maintenu!“	1
2.	„	Du hast's gewollt, Dandin!	36
3.	„	Königin Thereſa	80
4.	„	Das goldene Gitter	111
5.	„	Die Reiſe nach Dover	139
6.	„	Das Opfer von St. Cloud	183
7.	„	Der Jeſuiten-König	208
8.	„	An der Marſchallstafel	235
9.	„	Le malade imaginaire	284

---

12. FEB. 2004

Helene Tschacher
Buchbindermeisterin
D-84048 Ebrantshausen
Telefon 08751-9990

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Brachvogel, Albert Emil,

Ludwig der Vierzehnte oder Die Komödie des Lebens Roman von A. E. Brachvogel

Bd.: 4

Berlin 1870

P.o.germ. 1952 k-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11015917-0